



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

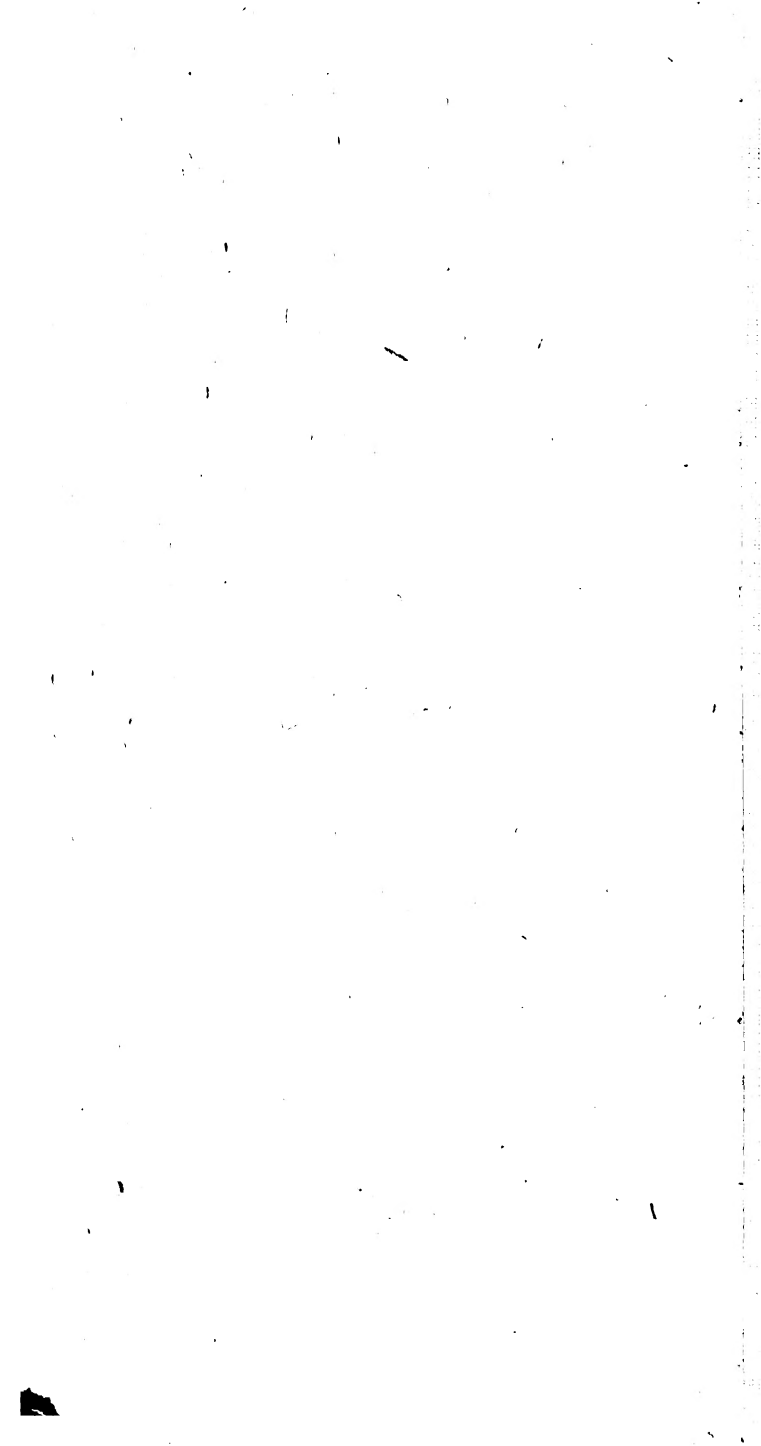
NYPL RESEARCH LIBRARIES

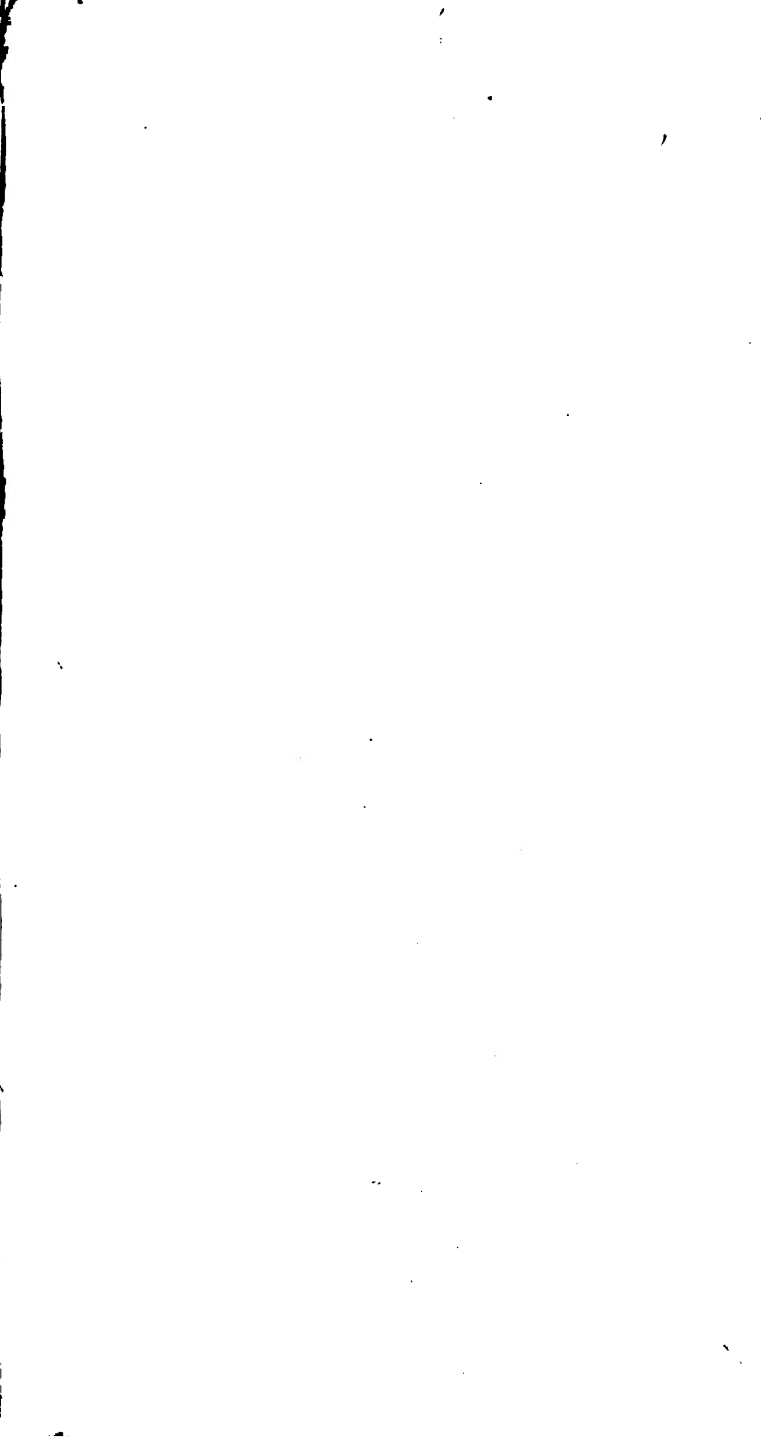


3 3433 07572689 7





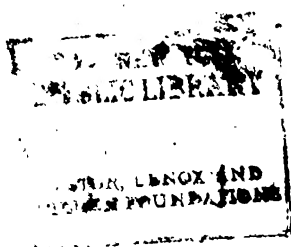






NFG

~~467A~~



UNIVERSITY OF TORONTO

J. M. SPENCE LIBRARY

J. M. SPENCE, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

UNIVERSITY OF TORONTO

J. M. SPENCE LIBRARY

UNIVERSITY OF TORONTO
J. M. SPENCE LIBRARY
J. M. SPENCE, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

I n h a l t.

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Recensionen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung.

Prometheus. Dramatisches Fragment. 1775.

Götter, Helden und Wieland. 1774.

1 1 2 2 2 2 2

1 1 2 2 2 2 2
1 1 2 2 2 2 2
1 1 2 2 2 2 2
1 1 2 2 2 2 2
1 1 2 2 2 2 2

Recensionen

in

die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Die Jahre

1 7 7 2 und 1 7 7 3.

10 2 10 4 1 7 11 9

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A. bis Z. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem, den Kräften des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs, angemessenen Plan ist bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein längeres Ganze darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Alters hebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er forcierte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eignen Ruhmes sorgte.

Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt,

nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experiments hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt:

„Ich habe über die schönen Künste als Philosoph, und gar nicht als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenigen die mehr curiose als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstfachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln, und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiösen Liebhaber, oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht, sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichere Werk-

male angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann.“

Dieses war der Plan, den sich Herr S. vorgeschrieben hatte; allein war es der einzige und beste zur Fortsetzung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermessliche Feld überfielt, das er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentlichen Mängel entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle: weil es undenklich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist Plato's mit der tastenden Erforschungsphilosophie und dem mannichfaltigen Reichthum des Kunstschritterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Euler angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Fäeßli und Heinichen zu Rathe ziehen. Nächstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt. Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hätten immer gewünscht, daß Er, als Philosoph, uns aus allgemeinen Grundsätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuose sagt: das muß so seyn, das läßt, das thut Wir

lung. Immer ein Wäſchen mehr Dogma: und dafür weniger moralische Predigt über unfre Unſucht!

Die psychologiſchen Erklärungen abſtracter Ideen machen beinahe zwey Drittheile des Werks aus; ſie ſind meiſt nach dem einmal feſtgeſetzten Plane gut geſchrieben, und ſind Beilagen zu dem Ruhme des Verfaſſers, als eines unſerer erſten Landwirthe der Philoſophie, der Einböden in ucbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in dieſen Artikeln wünſchten wir nicht bloße Darſtellung der Marſchbahn, ſondern Bemerkung der Pläze, wie ſie verſteckt werden ſollen; auch ſinnlos zu wenig Baconiſche Bilderkulturrey, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Columbs. Wir wunderten uns, daß der Verfaſſer dem Faden nicht gefolgt iſt, den Laſſing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunſt und ihre Bedürfniſſe beſtimmt. Nachdem die Herren Theorienschniede alle Bemerkungen in der Dichtkunſt, der Mahlerey und Sculptur in Einem Topf gerührt hatten, ſo wäre es Zeit, daß man ſie wieder heranzholte und für jede Kunſt fortirte; beſonders als der Sculptur und Mahlerey eigenen Grundſätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erſiehende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchſtein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermiſſen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetiſcher Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich ſtatt finden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteriſtik einzel-

ner Künstler. Der Meisner weiß auch eigener Erfahrung, wie andenkbar es ist, in einer noch Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst das Portrait eines großen Mannes an das andere zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung seyn mag, so unrichtig sie doch dem Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jedem Buchstaben vertheilt antrifft, so gefällt es Jeder Verfasser hat es mit einigen Bänden des Alterthums versucht, allein dem Muth finden lassen, da die Historie der neuen Zeiten abhandelt wurde. Jedoch ist die Menschlichkeit noch nicht Entschädigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeiten eine so spärliche Erscheinung, daß die Sammlung und Auswähl der Epochen gewiß keine Messe geworden seyn würde. S. 459 spricht Herr S. selbst für dieses unser desiderium. „Es würde angenehm seyn, und zu näherer Kenntniß des menschlichen Geistes ungemein beitragen, wenn Jemand aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondere Gepräge des Geistes der Künstler wie psychologische Genauigkeit zu bestimmen suchte.“ Wir hat es zwar mit einigen Genien der ersten Epoche versucht; aber was man in diesen Werken hat, ist nur noch als einflügeligen Anfang der Naturhistorie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört nämlich auch als Anfang der Pictura totorum, Orsina, du Borg, Senon, und alle Collectorensammlungen und mehr dergleichen.

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinandergerückt ist, und dadurch geht der Augenpunct verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Vegetierung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Ebnheiten und Drama.

Wir würden un dankbar seyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unserm Vorfall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. a. m. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung aneinander zu setzen, und aus den ersten Anfängen der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt, und nicht conversirt seyn; z. B. bei dem Artikel: Ausdruck, hätte man für den Gelehrten, der kein

Kunstkenner ist, der Vasten gedenken sollen: denn sonst glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Stiegelad und Schwefel nöthig, um eine Lippert'sche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweymal der pyramidalischen Gruppierung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleiß so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatß des Michel Angelo für den Unwissenden anschaulich wird. Der Artikel Allegorie ist lang, allein wir fürchten, daß bei dieser Reise um die Welt die kleine Insel vorbei geschifft worden, wo die ersten Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Anzettel: Hier ist ein wenig Literatur, aber alles so untereinander angegeben, wie bei einer Stockhaufischen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland

allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Merckseut ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Alopstock, Kleist, Wieland, Gessner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens: läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Mäßigkeit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen.

Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten: dethronisiren, aus der Schanze verzagen und dergleichen Dingen zu feindlich, oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gemüths, wie man sie unter diesem Titel vom Publico hat aus den Händen raisonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Absicht, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unter-

schied der Fabel S. 142 und 148., die Rettung Miltons gegen die Ausmessungen des Herrn Professor Kästner S. 164, über das Lehrgedicht, S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wielands Verdienst als Lehrdichter in der Musarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Dusch und Ug, S. 200, den Augenpunct, woraus sie die Gellertsche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unsern Lesern zur Beherzigung. Vorsatz zu schaden sieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deswegen sind sie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die besten gewählt, und bei den Erzählungen die schwache Seite Gellerts, das ist, die Mahlerey untersucht, und ihn am Ende gar mit Ariosto gemessen. Wir sind aber doch versichert, daß diese Production mit allen ihren sauren Theilen ein nütliches Ferment abgibt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann Deutschen Geschmack, Deutsches Gefühl nennen würden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechischen Literatur. Von Seybold, Professor in Jena. Eisenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längst nach dem Anschauen Homers gesehnt, euch ist ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marschall,

eingeführten zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt! Erst klagen über diese letzten Zeiten, über die Wille der Irlehrer, die betrunken, das Volk zu verführen und sprechen: siehe Homer ist hier! Homer ist da! — „Ach aber, ruft er, bring' euch in's Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schooß setz' ich euch, in seine Arme leg' ich euch! Herbei ihr Kindlein!“

War's nur eine Wüste des Altvaters, vor die er euch inzwischen stellte, euch deutete auf der hohen Sterne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdischen Gestalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth euch entzündete! welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perücke?

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seybolds Fingerzeige folge, herum getrieben werde, in Wüsten wo kein Wasser ist.

Um den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was, und wie Homer gedichtet hat, den Maßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Für's erste denn, Homers Stoff, und wie er wählte — den interessantesten für seine Nation wählte — den

Trojanischen Krieg zur Illas, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Illas! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Handschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen, schlimmer! stüdt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anderem? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen, diesmal nicht eingenommen? Setzt sie nicht eines einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Hauptinteresse des Kampfs bei den Schiffen? — Und dann die Handelnden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achills? Wenn Homer seiner Nation schmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Helden durch den Eigensinn eines Einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist Nationalwohl im ganzen Gedicht? — Der Verbruch und die Befriedigung eines Einzigen — woran die Nation Theil nehmen mußte, als Nation, ist hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegensten der Griechen? dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten Einfluß auf die Nation haben könnte. Und auch hier wieder sucht der Hr. Professor das Interesse in der ganz-

lichen Revolution dieser zwanzig Jahre in der entfernte-
sten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu be-
handeln, und fragt, nach Anlaß seiner trefflichen
Prämissen: Wer gab Homerem ein, den Trojanischen
Krieg und die Rückkehr der Griechen besonders zu be-
handeln? Warum theilte er die Ilias, und Odyssee? —
Und mehr solche Warums, die ihm die Ungereimtheit
beantworten mag, die sie ihm eingab. Ferner plappert
er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leser in die
Mitte der Begebenheit reißen?“ Das ist doch nur der
Specialfall der Odyssee, um auch Geschichte der Einheit
näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der
Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in
medias res gerissen? Wohl nach dem Herrn Professor,
da res der Trojanische Krieg ist. Ist und bleibt aber der
Zorn des Achilles Stoff der Ilias, so fängt sie un-
streitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf
seine Gedichte! Da fängt der Herr Professor wieder
von außen an; auch ist das bißchen Außenwerk alles,
was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und
wie das nicht so honnet und ordentlich zugeht, wie bei
uns, dann einen Federstrich, mit dem er das Religions-
verhältniß umreißt.

Hier endigt sich der allgemeine Theil seiner Abhand-
lung, und der Herr Professor spricht: „Aus dieser Be-
schrei-

schreibung, die ich, wie man sieht aus dem Homer selbst zusammen getragen habe“ — Wohl zusammengescharrt, gekoppelt! — „läßt sich der Einfluß von die Zeit des Trojanischen Kriegs auf die Sittenbeschreibungen und Sprache der Homerischen Gedichte hatte, angeben.“ Da ist's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kisten! leere Töpfe! und Lumpen!

Sittew! und da, anstatt Gefühl: des höchsten Ideals menschlicher Natur, der höchsten Würde: menschlicher Thaten, entschuldigt er den Homer, daß seine Zeit Tapferkeit für die höchste Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenschaft den übrigen Stärken gleich war; entschuldigt das in dem unbedeutenden Tone professorlicher Augenlichkeit, den wir in Deutschland über die Sitten Griechischer Dichter schon mehr haben deraisonniren hören. Und wirft über das noch hier und da so fein spitzelnde Vorwürfe an unsre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unsere, noch irgend welche Zeiten, berechnen können.

Beschreibungen. Archäologischer Irdbelkram!

Sprache. So wenig was junge Freunde herbeiloden könnte, als bisher. Allotria. Kritische Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Gesichtspunct zu seyn, aus welchem man von den wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homers urtheilen soll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriften schon zu lang sey. Was wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professors seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, lässe sich auch ohne Lieblosigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann was Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das was Homer den Griechen war? Wann kommt er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotus, Violetten, ihre Gedichte auszupuzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mythischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4. dieses Abschnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen

Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb.“

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit, und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch so überseht, commentirt, extrahirt, enucliert, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt, durch Steine, Staub, Pfähen geschleift, getrieben, gerissen.

οὐδὲ τί οἱ χρώς σήπεται, οὐδέ μιν εὖλαι
"Εσθονο". — —

"Ὡς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ

Καὶ νέκυόσπερ ἔοντος — —

(berührt nicht Verwesung sein Fleisch; nagt nicht ein
Wurm an ihm: denn für ihn sorgen die seligen Götter
auch nach dem Tode.)

Robert Wood's Versuch über das Original-
genie des Homer, aus dem Englischen, Frank-
furt am Main. In der Andreadischen Buch-
handlung. S. 314. 8.

Außer der Britischen besitzt keine der jetzigen Euro-
päischen Nationen den Enthusiasmus für die Ueberbleib-
sel des Alterthums, der weder Kosten noch Mühe scheut,
um sie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder
herzustellen. Wenn neulich der Französische Kaufmann
Guy s die alten und neueren Griechen verglich, so war
dieß nur eine spielende Unterhaltung gegen das Ver-
dienst, das sich Wood um den Homer erworben hat.
In das Genie dieses Dichterpatriarchen einzudringen,
können uns weder Aristoteles noch Bossu Dienste leisten.
Vergeblich würde man daher hier den Regelkram suchen,
den Blair zur Erläuterung des Ossian, und eine Dame
zur Apologie des Shakespeare angewendet haben. Wenn
man das Originelle des Homer bewundern will, so

muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dieß nie möglich seyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst, und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger bisher ganz vernachlässigt. Wood studirte seinen Homer mit philosophischen Augen, und stellte hierauf mehr denn eine Reise in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyssee berühmt geworden, und deren physikalische Lage, im Ganzen, unverändert geblieben ist. Er war einer von der Reisegesellschaft, die sich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihete dem Studium des Homer den größten Theil seines Lebens, das, leider, schon geendigt ist. Was wir hier davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte, und der einzig in seiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Ansehn des Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verlassenschaft geendigt gefunden hat. Mit

den scharfsichtigsten Blicken bringt er durch die Nebel eines so fernen Abstandes bis zur eigentlichen Cultur des Homerischen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philosophischen Standpuncte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechischen Sprache nach. Die Unwissenheit in diesen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewissen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden sind. Wood's Localansichten haben ihn zum Beispiel in den Stand gesetzt, über die Homerischen Maschinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popischen Charte auseinander zu setzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden, u. s. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehreren Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbst in so kühnen Mutmaßungen, in die sich der geschäftige Geist des Verfassers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgerissen, muß es eine stolze Behauptung scheinen, wenn er sagt, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so local und temporell studirt haben als es sich gehört. Liest man aber das ganze Buch selbst, so wird man einräu-

nen, daß die kritischen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Ausichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehr des Alterthums wollen wir indeßem annehmen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind. Wood ließ seine Schrift 1760 nur als Manuscript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Vorrede des Uebersetzers eingeschaltet worden ist. Das Heynische Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche Uebersetzungsehrgeizige Hand darnach zu trachten, aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Reißbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Uebersetzer es habhaft geworden sey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andred'schen Buchhandlung Ehre.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer
wahren Natur und besten Anwendung, be-
trachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772.
8. 85 S.

Sehr bequem in's Französische zu übersetzen, könnte
auch wohl aus dem Französischen abgesetzt seyn. Herr

Salzer, der nach dem Zeugniß eines unsrer berühmtesten Männer ein eben so großer Philosoph ist, als irgend einer aus dem Alterthume, scheint in seiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoterischen Lehre das arme Publicum abzuspiesen, und diese Bogen sind, wo möglich, unbedeutender als alles andre.

Die schönen Künste, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders an's Licht, um die Liebhaber und Kenner desto eher in Stand zu setzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikonglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt: hier sey für niemanden nichts gethan als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn möchte, haben wir schon ehemals unsre Gedanken gesagt. Wir bescheiden uns wohl, daß eine solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müssen wir unsre guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? Weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuße ver-

sperrt, denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste der Grundartikel Sulzer'scher Theorie. Da sind sie denn, versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexikon nicht alles hintereinander? Was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Mahleren und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht raisonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind, als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erkennen, wie Herr S., wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich anhält, man nichts sagt, und

schleiers durch Declamationen den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und gibt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verschönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weise, von Natur auf Kunst herüberschließen; „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unausgenommene Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichstes? Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirdische Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebevollen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter schlänge?

Eben so wenig besteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sey Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel

ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der Stärkste wäre, dem Nebel zu entgegnen, es von sich zu weisen, und ihm zum Trotz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranspiriren sich die meisten, sonderlich die Philosophen, deswegen sie denn auch überhaupt so adäquat disputiren.

Wie particular und eingeschränkt ist folgendes, und wie viel sollte es beweisen! „Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nöthigsten sind, besonders die selige Vereinigung wodurch der Mensch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, sind für ihre Attraction nie unfähig gewesen; allein sie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnet, durch die jedes zu seines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist.

Wäre es nun also auch wahr, daß die Künste zu Verschönerung der Dinge um uns wirken, so ist's doch falsch, daß sie es nach dem Beispiele der Natur thun.

Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Reime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's Unend-

liche; schön und häßlich, gut und böse, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maß von Gutem zu genießen; bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen.

Herr C. geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm so nicht fehlen, denn er setzt Milch vor und nicht starke Speise; redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck; und preist ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt, und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Rönige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß, Denn wenn es

mit auf Kennerchaft angesehen ist, wenn der Mensch nicht mitwirkend genießt, müssen bald Hunger und Ekel, die zwey feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden Pöcöcurante zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abbildung der Schicksale schöner Künste und ihres gegenwärtigen Zustandes, die denn mit recht schönen Farben hin imaginirt ist, so gut, und nicht besser, als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Märchen der vier Weltalter sufficienter ist, und im Ton der zum Roman umpragmatisirten Geschichte.

Nun kommt Herr S. auf unsre Zeiten und schilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf sein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil sie aber zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen soll: „Wie ist es anzufangen, daß der dem Menschen angeborne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung seiner Sinnesart angewendet, und in besondern Fällen als ein Mittel ge-

braucht werde, ihn unwiderstehlich zu seiner Pflicht zu reizen?" So kalb und mißverstanden, und in dem Wind, als der Wunsch Cicero's, die Tugend in ihrer perlicker Schönheit seinem Sohne zuzuführen. Herr C. beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Nüchlein zu. Ihm mag sein Publicum von Schülern und Kennern eben getreu bleiben, wir wissen, daß alle wahren Künstler und Liebhaber auf unserer Seite sind, die so über dem Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschnurrt haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, das auf so viele gelten mag, als es kann.

Wenn irgend eine speculative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler grade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andere, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte,

daß die Seele mit einflöße in's Instrument, der hätte mehr gethan als alle psychologischen Theoristen. Die Herren sind ja hoch droben im Empyreum transcendenter Tugendschöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdensthnen hingegen steht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hatigen bleiben, darunter erliegen?

Gott erhalte unsre Sinnen, und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben seyn soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein *πρόειπον* seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste ja die ganze Natur zum Tribute genbthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechanischen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künste auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie versammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nützen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von C.
Zweyter Theil. Bei Zimmermann. Witz-
tenberg und Zerbst. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich besuchte dein Grab und fand wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Præceptor C. zu Magdeburg. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber steht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Præceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was hervor.

Wir hoffen noch immer von ihm, er würde den zweyten Theil nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwärmen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichter-

geschlecht gehören, mit dem er so viel im ersten Capitel seines Traumes zu thun hat. Ihm träumt er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Polizeybediente des Literaturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile bei'm Leben. Aber, in's neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und schwatzenden Schriftsteller Morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, ironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Bonnebald charakterisiren es zum Deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aelterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trotz Titel und Bignette nicht einmal Waidmannskraft, das ist zu wenig! des Dichters Wälder sind licht wie ein Forst unserer Cameralzeiten, und das Abenteuer verpflanzt ihr so glücklich in ein Besuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Accorde nicht mit Bardengewalt an's Herz reißen. Die spröde Kunitz gunde, der er lange sein Leidenschaftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon längst! Nothwendig zur Wahrschein-

lichkeit der Entwicklung, nur kein Compliment für die Harfe. Wir bedauern daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlief, mit leidiger Grabmisanthropie, ihm die Harfe zertritt; so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient; so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zither vertauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher Watteauischer Versammlung, von Lieblichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudentank belohnen.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772.
8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sängere freier Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigstens idealische frelere Atmosphäre eröffnen; aber, eben diese Sängere hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter, mit dem glücklichsten Genie, bald sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie

machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Eeltet, und der alten Griechen, selbst der Morgensländet so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen, — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — —

Wir sind zu dieser Beobachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wie die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazische Duett, *Donec gratus eram*, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klagekied des David und Jonathan haben wir nirgends so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage,

und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition an Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Brauns, H., Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Diesen Fabeln hat der Herr Verfasser für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er, nicht ohne Selbstgefälligkeit: „vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun, und ihm Fabeln nachschreiben könnten so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seitdem Er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte. Diesen jungen Leuten nun, meint er, wären die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig.“ — —

Nöthig sind sie freilich, sowohl den bösen jungen Leuten, die Herrn B. Fabeln nachschreiben, als alle andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber durch Herrn B's. Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: „die Fabel wäre eine kurz erdichtete, meistens thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege. Unbestimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt

überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander gesetzt. Wir glauben daß sie im Anfang nichts war, als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Wahre Beispiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus, und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfangen zu raisonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundsätze, Systeme u. d. gl. und mochte Induction nicht mehr leiden; zugleich entstand das Uebling der honneten Compagnie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amüsiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren, und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit

der Induction nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn W's. Fabeln antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden, oder abgemußt, oder falsch, oder alltäglich. Herr W. verspricht noch eine weitläufigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbiten; aber: *Liceat perire poetis!* und warum sollte Herr W. auch nicht so viel Recht haben zu dichten und zu theoretisiren als andere?

Gedichte von einem Polnischen Juden. 8. Mies-
tau und Leipzig 1772. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf

noch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an langer Weile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, euch mit euern eignen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut seyn laßt, unerträglich seyn. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet. Dann seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern, der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — — in Wind.

In den fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in einer Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht üblich ein Polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Etudiant ein helles Lettres auch, so ist es, dünkt uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen.

Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch gepudert und mit glattem Linn, und grünem goldbesetzten Rock (s. S. 11, 12.), der die schönen Wissenschaften eine Zeitlang getrieben hat, und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodischen nachzutrollern. Seine Mäd-

chen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen, der Gang von Tausenden; er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amüsiert, einmal ennuyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Ueber diese wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht bei'm Kopf nehmen und weiblich anschmaßen darf, und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen was er will.

Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzten, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriße, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß seine Göttingin nur schön, nur witzig, nur munter sey; dessen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und

erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens, vorjauchzte, vbrspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genug thun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sey an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Ballfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweyte Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauen eingeborne Tugend, mit gebornem Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten

dieser Welt ahnete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammenseyn, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann laß er ahnend und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick, und der Seele drinn.“

Wahrheit wird in seinen Liedern seyn, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert Deutschen Gesängen herum wallen.

Doch, ob's solche Mädchen gibt? Ob's solche Jünglinge gehen kann?

Es ist hier vom Polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten, auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! durchgehends die, Göttern und Menschen verhasste, Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger begnügen möge.

Cymbeline, ein Trauerspiel, nach einem von Shakespear erfundenen Stoffe. Danzig.

Der Verfasser, da er sich, laut dem Vorbericht, nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakespears Werken. Das hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen *Reconvalescenten* keine *Lecture*. Wer an dem Leben, das durch Shakespears Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele gesund seyn. Da bedauerten nun der Herr Verfasser aus innigem Gefühl einer kühlen, schwächlichen, kritischen Eitrigkeit, die vielen *incongruities*, durch die (wie der treffliche Johnson *ad hoc drama* gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beschloß also: das Gold von Schlacken zu scheiden (denn das ist ja seit undenklichen Jahren *vox populi critici* über Shakespear), wenigstens einen Versuch zu machen, nichts weniger dem ehrsamem Publico vorzulegen, als: wie ungefähr Sophokles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie also — nicht travestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegensatz ahnen — also denn? —

welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakespears Reichthum aus!

Shakespeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Romantanten in Zenbel und Glanzleinewähd, gesudelte Coulißen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden u.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungentilisches Unternehmen, das Shakespears Stücke, deren Wesen, Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakespears — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königl. Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bogen..

Diese Sammlung enthält fünf Drama, oder Schauspiele, oder Lustspiele; oder Trauerspiele — — die Ver-

fasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen — — aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwagen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben.

Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Festung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangnen übergegangen wäre, so hätte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute, wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht.

Gräfin Larnow: Zwey entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhdrt worden sind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hanuchen. Ein Herzog, ein Graf, und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle

ist, doch ohne es zu wissen, versteht sich wegen des decorum, der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttausend Dinge gehindert, die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach Deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heirathet sie den Grafen. Man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, verfährt sich und, wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder gescheidt.

Der Tuchmacher von London: einen Augens-
blick später und Lord Falkland und Wilson lagen in der
Themse; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie,
Heinrich, Berst, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweyte
Theil nachfolgen; denn seitdem Thalia und Melpomene
durch Vermittelung einer Französischen Kupplerin mit
dem Monsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht
vermehrt wie die Erbsen!

Zwey schöne neue Mährlein: als 1) Von der schönen Melusinen; einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen soll. Der lieben Jugend, und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime versasset. Leipzig in der Jubilatemesse 1772.

* Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspurschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Denn die Verfasser dieser Lieder und Mährlein schrieben doch wenigstens nicht für's Publicum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen, als unsere neueren zierlichen Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern vorsingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affectation. — Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber dessen ungeachtet keine Mährlein mehr versificiren, denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemahlten Leinwand steht. Weder naive Freude, noch naive Wehklage der Menschen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren

Fäusten zuschlagen — bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakespears Haupt- und Staatactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unsere Auge vorrückt — sondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapiere und andern zuverlässigen Quellen gezogen Herausgegeben von C. M. Wieland. Zwey Theil, bei Weidmanns Erben und Reich Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, der ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er überließ also schon lange das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerdiener seiner Schwester, die einen Priester geheirathet. Der Schalkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte die Solbaismen und baute sie zu Haufen, wie das Iphigenia bei unserm Freund Shakespear. Endlich auch der fromme Eiferer und fand in dem Geist Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens e

gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben sie beurtheilen ein Buch — — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemählde Alexanders betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubensbeifer kommt oft Bekehrungssucht; und mischten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländischen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ungefähr den Schlüssel zu der sogenannten Sottise. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Composition für das Publicum ist, und Wieland hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engeren Cirkel der Freundschaft: denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleigebirge ist für uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kammers; und es scheint uns der Augenpunct zu seyn, woraus die Verfasserin ihr ganzes System der Thätigkeit und des

Mohlwolles wünscht betrachtet zu sehen. Auch de Muth hat uns gefallen, mit dem sie den Lord Nic einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das nieder schreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sie selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und also betrachtet sie den Plan, der Begebenheiten, wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns in's Ohr sagen, daß die Fugen des Gerüsts grob ineinander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verflocht sey, so antworten wir dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Maschinist Derby so fe ausgezeichnet, wie Richardsons Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, fein, um dem ungebübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allego geworden.

Der goldene Spiegel oder die Königin von Schian, eine wahre Geschichte. Aus dem Schianischen übersezt. Leipzig, Weidman Erben und Reich. 1. 2. 3. 4ter Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandische M gewandelt, drey Ruhepunkte angeben, wo sie stille standen, zurückgesehen und ihre Richtung geändert

Der Grundstoff der ältesten Wander von Platonisches System in dichterischer Diction dargestellt, die Charaktere die sie in Handlung setzte, einzelne Ausflüsse aus der ersten Urquelle des Guten und Schönen, aus der Sitz ihres Landes, Smyrna. Sie flog übermüdet zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter nachdem er die moralische Welt als ein Paradies hat anschauen durchwandelt hatte, auf den Weg der Erkenntniß selbst zu kosten. Man warben die dramatischen personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie wohl unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriss der Charaktere war so lebendig und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der Weisheit und die Form der Societät, die ihn umgibt, erfordern. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durch's Anschauen und halb durch eigene Abnung erhalten haben, immerzeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechisch- oder Feenland versetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Anaxarion fällt. Die Enkoreiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Abends zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege

unter dem Puh, und die ecken Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dieß glauben wir; mag den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Classe rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und ansieht, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz begriffen zu haben. Unsr Leser kennen das Buch, und unsre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also über die Composition des Ganzen, und das Besondre einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ungefähr folgender: Schach Ghal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen in ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreich aufgesucht, in die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist die Kammer des Königs, in Beiseyn der Sultanin Nurmah und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth und die edelsten und größten Wahrheiten mit Uebergang vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebührt ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmende, denn er hat für seine Leser, damit sie sich beim Auf-

den wieder finden könnten, keine einzige Nothwendigkeit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Theil geht die Absicht des Verfassers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigene Person glücklich seyn könnten, in dem Beispiele eines Wölckens, das er durch Psammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des „*Le quel Conte*“ verliert dieses Werk etwas in Hinsicht der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So caricaturartig als die Crebillonischen Figuren seyn mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herum gemahlt. Wir wollen den Verfasser nicht journalistenmäßig darüber schikaniern. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frei, seinen Aufwand einzurichten wie man will. Lord Eliza spielt ja auch gerne kleines Spiel. — Auch das Ideal des Wölckens im ersten Theil steht nur wegen der Moral, des Psammis da; und von einer Verzierung von Eisen gezeichnet, und von Gravelot gestochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius, oder Le Brun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals,

Wir machen die Aufsehung seiner Moralkritik keine Ab-
 bedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Er-
 klärung, daß man im Gemälde menschliche
 Schwäche wie Licht ohne Schatten gedenken kann
 die Zeit sich selbst in Nacht und Tag einteilen
 Seele immer Mischung von Tugend und Laster,
 und Unklarheit bleiben werde. Man verberge uns als
 die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die
 man, Basen, die dünngefiarte Leinwand auf den
 dieses Bildes, welchen hohen Grad der Verfein-
 fegung sie nicht voraus! welche Ungleichheit der
 welchen Mangel, wo so viel Genieß, welche
 wo so viel Eigenthum ist.

Wir danken dem Verfasser für die Moral des
 Bild, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die
 Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine
 moralischer Offensiver, nämlich die graditadi-
 gneten von Schwärmerey und Heuch-
 lery brandmarken wollen. Da die Gerechtigkeit diesen
 kein keine eignen Farben und Kräfte gegeben hat,
 an man sie von weitem erkennen könnte, so sind sie
 sehr gefällig.

Der zweite Theil zeigt in dem Exempel Azors,
 der Böse unter einem gütlichen Me-
 ren geschienen Bilde.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den
 Verfasser immer ab, voll von seinem edlen Enthusiasmus.

der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern.

Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bitteren Wärme gegen die Unterdrückung reden, und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Rador abgebildet zu haben: denn alle schiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen Grundsätzen fällen hören, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Radors von ihm behaupten.

Der Despot Isfandiar geht endlich so weit, daß er alle seine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn seines Bruders, Tifan, den ihm sein Wessir Dschengis entzieht, und dafür seinen eigenen Sohn den abgeschickten Mörder preis gibt. Die Erziehung des jungen Tifan geschieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch,

und lernt gute Menschen kennen, ehe er in das
 mel der großen Welt tritt. Die Grundsätze di-
 zierung sind vortrefflich. Nicht so leicht war es
 der Dichter einige von den Umständen hätte
 wollen, die in der Erziehung aller Großen zu-
 treffen, die beinahe unvermeidlich sind, und die a-
 das hervorbringen, was wir das allgemeine C-
 nennen würden. Vielleicht wäre dieß die größte
 schrift für sie gegen alle Declamationen der Dicht-
 Philosophen gewesen. Tifan wird im vierten Th-
 gent von Scheschian, und wir lassen uns nicht
 Grundsätze seiner Regierung ein. Sie sind so all-
 gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Pap-
 standen haben, und wir freuen uns abermals, t
 Mann von Wielands Talenten und Herablassun-
 mit einer neuen Ausgabe hat beschäftigen.
 Wir würden uns und unsern Lesern ein schlechtes
 pliment machen, wenn wir ihnen sagten, was sie
 lange wissen, daß in der Ausbildung der einzelnen
 und des lichten und geordneten Colorits hier nicht
 wünschen übrig bleibt.

Musen = Almanach. Göttingen 1773. in 12.
bei Dietrich. Ohne das Register, die in Musen
fest gesetzten Lieder und Kupfer. 234 S.

Herr Poie hat uns mit seinem Musen-Almanach
aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Ge-
schent gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal,
durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten
Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von
wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer
Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesell-
schaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Poie nie-
mals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dich-
tern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden ver-
dienen; dahin gehören Herr (Clamer Eberhardt Karl)
Schmid zu Halberstadt, dessen Petrarchische Versuche
unsre Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen
und Herr Hölty, der unter den neueren Klopstockischen
Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhyth-
mus in seiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmars Tod in dieser Samm-
lung, von Herrn Schmid, ist ein Meisterstück in Ton-
fall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung.
Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer
Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stun-
den hat, sich dahin zurück zu zaubern, so sehen wir diese

Bemühungen als eins der kräftigsten Formen unsre empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldenen Amors und Grazien, und ihrem Elysium der Thätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls diese Minnesprache nicht für uns werde, was da dem Wesen war, bloße Decoration und Mythologie. Wenn das sich der Dichter wieder in jene Zeiten und wo das Auge, und nicht die Seele des Liebhabers dem Mädchen haftet, und wenn er die Gesänge Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meissen empfunden hat, so bildet er sich durch die Liebe ein Paradies, einer *Idylle* u. s. w. bei Shakespear. Das Stück, die *Minne* betitelt, scheint uns schon da her zu haben, neuen Geist mit alter Sprache bedrängen. Von Herrn Claudius finden sich einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn G. ist eine Epistel an Madame Hansel eingerückt,stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem *Diogen*, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten. Die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen N. und D. liest man dieses Jahr neuent sehr schöne Gedichte, die ungemein viel Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der *schönen Kunst*, und die allerliebste *Idylle* S. 33. — In den N. Hamburger Zeitungen hat Herr W. die genannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir

aufsichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier ansehn lieben Deutschen Vatern und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache gibt, sind so wichtig, daß sie als Noten's vor künftige Danceladen und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienen. Vom Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt; so der Dichter in der ihm eignen Laune über alle Systeme lacht, doch über das feinsge obet Aristippische von neuem als etwas empfiehlt, das nicht ganz und gar Endymions Traum sey. Wir können, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt, und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so gibt es doch wohl keinen Stoff, der sitz als Laillen gerecht ist, es müßte ihm der Rock des Herrn Christl seyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Laille gewaltig versteckt.

Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz übermutheren Lichte des Vaters, es steht nämlich mit der Goldfischel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Telynharb. Er gibt ihm in der vierten Strophe S. 44. formlich seinen Segen. Wer doch von Mann konnte, der ihn als Mäthigulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein Klein wenig von Klopstock und Wasßenbergs wegen verweisen könnte.

Die Gräße unter D. verräthren einen Mann, der der

Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unzer ist eingelegte Arbeit mit ihrem Chinesischen Schnickschnack auf Theekreie und Toilettkästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkommen möchte, die Klopstock's Glorie sammt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Fröh. v. N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonderd figuriren als Figuren, wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder, in Musik gesetzt, worunter Klopstock's Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt ist.

Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen, allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meilen zum Verfasser haben, sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Voie allezeit ungetreu für seine Bemühungen um die Deutsche Anthologie verbunden.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei C. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als

empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu seyn, will er doch noch immer mitterstern. Da steht er nun vor dem Theater, und seufzt nach der Ehre seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmac und Anstand.

Ohne die Fackel des Humors hat er drey Lustspiele fertig. Das erste heißt: die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Lachen vorlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drey Aufzügen, welcher das zweyte Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerey in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: der Wurzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomddie seyn. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet steht, daß man schon bei'm ersten Unblich desselben genug hat.

Beiträge zur Deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büscheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf das Canapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abende-

Schreiber und Uebersetzerkunst ausgesetzt bleibt; in ganz Deutschland nur ein tragischer Schauspieler eine tragische Schauspielerin existirt, so la Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und werden — wer wird es dem Philosophen ver wenn er lieber, wie mancher Bramine, den ganz in Einer Positur unthätig säße, als sich in den platz erhöhe? Aber um der Philosophen willen Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakspeare und Herrmannsschlachten, und von Schülern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die Engländer und Britischen denken, möchte vor den 2440 unthunlich seyn. Also laßt uns zufrieden daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen, wenn wir (wie in allen menschlichen Künsten) nur unmerklich vorwärts gegangen sind; laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustand der Deutschen Bühne (über den sogar ein Universalienwörterbuch zu wünschen wäre) aus Patriotismus nicht übersehen; laßt uns zufrieden seyn, daß an einem Orte, vor kurzem noch Barbarey herrschte, jetzt jährlich Theaterkalender erscheinen können.

Den einen, welcher den Titel gewauer Nachrichten führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich an die Ehre des ersten Gedankens anmaßt, hat vieles den Almanachsverfassern voraus. Beide sind für A

tige gute historische Quellen, wenn sie schon zu einer eigentlichen Geschichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß summarische Anzeigen (die leichten *Raisonnements* im *Theatralalmanach* sollten ganz wegbleiben), und man darf daher keine pragmatische Entwicklung der Ursachen, keine philosophische Charakterisirung suchen, sondern sich begnügen, die Sachen in einer gewissen Ordnung übersehen zu können.

Der dießmalige erste Artikel im *Almanach* ist aus dem guten Gedanken entstanden, die zerstreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst zu sammeln. Wenn die Sammlung eine Quintessenz aus der Menge dramatischer Blätter wäre, die seit vier Jahren in Deutschland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht suchte, so wäre sie lieblich. Aber aus einem so bekannten Buche, wie Sulzers Theorie, fast fünf Bogen abdrucken zu lassen, das heißt den Käufer um's Geld bringen; zumal da keine Artikel im Sulzer mehr bestritten werden können, als die dramatischen.

Der Artikel über die Italiänischen Schauspiele hat uns am besten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünstler werden mit Recht bedauert, die solche *nugas canoras* bearbeiten müssen. „Es sind Niederländer Spigen auf Sackleinwand genäht; man besetze sie noch so häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand.“ Lei-

der erhalten wir diesmal nur einen einzigen Plan
einem Noverrischen Ballette.

Mit Freuden, lasen wir, daß die Französische
Schauspieler endlich ganz fortgeschickt worden:

— — Du lächelst

Muse der gaudeynden Afterschwester

Die in den goldnen Eilen Lurelens

Ihr Liebchen kimpert.

Aber immer ist noch nur dreyimal Deutsches Spiel,
und dreyimal Opera buffa. Wenn die Verf
nicht gewohnt wären, den Mund meist ein wenig
zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Lo
Demoiselle Delphin für das Ballet ein unerseh
Verlust sey. Sie soll das bewundernswürdigste S
gewesen seyn, das je in Europa für das Große
Ernsthafte erschienen.

Das Verzeichniß der Deutschen Theatraldichter
ist, aller derer die sich mit dreister Faust an's T
wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen
nicht, wie man Herrn Romanus vergessen k
der doch im vorjährigen Kalender stand. Der
hat ja auch einen Drest und Pylades geschrieben.
demann ist, dem Himmel sey Dank, längst
Herrn Pfeifers fruchtbare Feder hat uns noch
gegeben, als Karl und Eleonore, z. B. Wen
Schweibe ist auch der Uebersetzer von den Lustspiel
Diehl. Sturzens Amt konnten die Verfasser a

politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben dießmal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Lust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammen gekittet seyn mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder seyn sollten; daß man sogar anfangs sich an Shakspear zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galotti wissen die Herren nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzündt!“ Geblers Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden Theatraltrumpetern gehören, derer sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. In Weißens Haushälterin soll zu viel Locales seyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie so sehr habe bewundern können; da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es sogar mit einem finstern Acto von Wiener Fabrik und mit frühlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Nur da endlich noch nicht wußte, daß die Herrn
Heufeld und Kleinm., wovon sich ersterer in Kupf
stechen lassen, dieses par nobile, die Hauptverfasser w
ren, so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 11
bemerken, die Geschichte der Fräulein von Sternheim i
genothzählig worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns v
neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madante Hen
zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht gestohen i

das undankbare Land,
Wo Rathsinn und Eshatz wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorber
und Anmerkungen von M. Denis aus
G. J. bei Trattnern. Wien 1775. 290
ohne Vorbericht.

Seitdem schon manches gründlich gegen unsere
denpöesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Ri
chterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über
Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der w
Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Worte
zu sagen, und tritt dann wieder ab.

Wir sind wider die Bardendpöesie nicht eingemurm
Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem
dem Tone der Glumischen Kriesslieder am besten
breitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in d

ten der Sittenunschuld und der starken Heldengestimmung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein Deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike Griechische Schilderungen mit Deutschen Sitten verbrannt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtfchaffenheit statt der Cabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indes bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur wenig sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gebe diese Gefänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegefänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock um mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Wir kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An
 Ossians Geist. Ein Stück, Ossians vollkommen würdig.
 Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte
 und zulezt eine Klage über den verderbten Geschmack
 unsrer Zeit in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
 Die Vorwelt, und lerne die Weisen
 Der Dardan, und rette der Adne
 Zurück in mein Alter so viel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlassen,
 Die vormal mir horchten! Sie klagen:
 Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
 Ermüden, wer wollte sie wandeln mit ihm?

Doch Seelen dem Liebe geschaffen,
 Empfindende Seelen, wie deine,
 Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
 Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Wola. 3) Hagbard und Sog
 4) Odins Helafarth. 5) Abdiras Prudas Sterbel
 6) Hafons Leichengesang. 7) Regner und Kro
 8) Egills Rössegesang. Sind Uebersetzungen alter 2
 den, deren Werth man, ohne Schmeicheln, hochschö
 wurd, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Uebersetz
 eines solchen Stückes aus dem barbarischen Latein
 guten Sined gekostet hat. Möchte er bald mehr si
 Uebersetzungen mittheilen!

9) Auf die Genesung Theresiens. War, so vie
 Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der

liegt in diesem Städt so sanft, so voll Wohl laut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und besonders sind dem Hr. Denis die Reime sehr gut gerathen, die sonst eben den besondern Beifall unsrer Barden nicht haben.

10) Bardenfeyer am Tage Theresiens, ist bekannt genug. 11) Auf Josephs Ordnung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyrischen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reisen Josephs, wovon die drey erstern schon lange bewundert worden sind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in diesem ist nicht Joseph der Held, sondern Joseph der Vater, der Steurer des Mangels, besungen:

Sein Herz

Vaterempfindungen voll

Flügelst sich, Elbe, zu dir vom thürmenden Wien,

Flügelst sich, Wolbau, zu dir.

Harre nach Boten nicht,

Die dir dein Herrscher schickt!

Joseph ist Herrscher! Kein Bot, er selber, er thut.

16) Die Geile des Pflügers. Auch schon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Rur. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Obersten der Barden Leuts (Klapkost). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim.) 22) An Friedrichs Barden (Kamler.) 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße.) 24) An den beredtesten der Donaudruiden (Wurz.) 25) Rhein-

guld's Lieb an Sined. 26) Sined's Gestalt (Beide sind aus den Almanachen bekannt.) 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir sagen, wenn wir von jedem sonders reden wollten. Die meisten sind ganz vortreflich; dagegen stoßen wir aber auch hie und da auf manchen Stellen, die wir hinweg wünschten. Bei einem Barde der sonst so erhaben singt, wird man unter dem Les schwacher Stellen etwas unwillig; da überdies die Flecken sich so leicht abwischen lassen. Doch ist die Gute auch desto vollkommener, und dieser kleine Tad soll keinen Leser abschrecken, diese dennoch vortreffliche Stücke zu lesen.

28) Vaterlandslieder. 1) Die Vorzüge seines Vaterlandes. 2) Freude über den Ruhm der vaterländischen Weisen. 3) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in Deutschen Gesängen. 4) Freude über den Frieden und Ruhe seines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellert's Tod. b) Ueber den Geschmack einiger seines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler Deutschen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorstehers am Theresianum Hohenwart. e) Ueber die Arme seines Volkes. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Diese Elegie darf weder mit Catull's noch Ramlers Ränie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recensenten dünkt auch manches sehr gezwungen darin. Desto stärker und

Eindringender aber sind die vorübergehenden Klagen geschrieben, von welchen nur die über Gellerts Tod uns bekannt war. O Deutschland, höre doch einmal deine frommen Barden, und folge ihnen. Sie singen jetzt noch immer Mitleid — aber sie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der sichtbaren Welt. In allen diesen Gedichten athmet menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichheit, und Liebe der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft thörend.

Er hat seinen Gedichten Anmerkungen beigelegt, vielleicht um den bellenden Hund aus dem Wege zu treten, welche über Klopstocks Oden und die Dunkelheit darin so ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Coarsarten werden freilich auch jetzt noch nicht zufrieden seyn, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit sich oft genug herabgelassen hat.

Wir können Hrn. Denis versichern, daß wir seine Lieder mit vielem Vergnügen gelesen haben.

Nun wird nächstens Hr. Mastaler auch eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten, welcher wir mit Freuden entgegensehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand.

der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen 1 und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben ohne Verweise seiner Ungnade gegen die thätige Buss zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei il Tugend keine Belohnung.“ Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hass deinen Bru nicht, so würde mein Haß keine schädlichen Folgen habt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Ahr nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe n gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleisch lust, und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Ver fer sein System des künftigen Zustandes. „Wollust Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ S. 1 Warum? „Weil wir keine Nieder mehr zur Wollust ben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz, 4 über.“ Von allen Wegen der Vorsehung wird überha durch das ganze Buch immer der wahre und ein Grund angegeben. S. 200. „der von Gott (d einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtri des menschlichen Herzens am angemessensten. 2 um? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der fenbarung, die öfters Luststreiche sind, die Raisonnem über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des

lbers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Be-
 weise für das Christenthum, von denen man so wenig,
 als von einem Bündel Ruthen, fordern darf, daß sie alle
 gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Com-
 position darf man nichts sagen, wenn man nicht in die
 Kegerliste eingetragen seyn will. Allein wir geben allen
 Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteyen zu be-
 denken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede
 Vorstellungsart von ihm, dem Menschen, und dessen
 Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und
 dann mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das,
 was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will,
 auch vor ihm gut und böse sey, oder ob das, was in zwey
 Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in Einen
 Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne. Zornen und ver-
 geben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahr-
 lich nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle
 überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle
 gut nennen, seine Seele mag nun eine Rothlache, oder
 ein Spiegel der schönen Natur seyn, er mag Kräfte ha-
 ben seinen Weg fortzumandeln, oder fiesch seyn und eine
 Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kom-
 men aus Einer Hand. Darin sind wir einig, und das
 ist genug!

Eden, das ist: Betrachtungen über das Pa-
dies, und die darinnen vorgefallenen Begeb-
heiten. Nebst Vorrede von Dr. Karl Fri-
rich Bahrdt, Professor zu Gießen. Fra-
furt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehöret diese Schrift zu den neuern mensd-
freundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformi-
ren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest
Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die ma-
tische Linie zwischen nöthigem und unnöthi-
gem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese He-
so viele oder so wenige Philosophie haben, sich
Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz
gen, wie viel unzweydeutiger Genius, unzweydeut-
Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf
neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung
sigen, so werden sie sich bei einem großen Publi-
(und das größte glauben sie doch vor Augen zu hal-
ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden
zustößen und aufzustellen, wenn sie bedenken, we-
heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen
bern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer E-
geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als
vollkommen biblische Begriffe. — Auch dieser Tra-
will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel we-
sonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen

legungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; dann, wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprache, Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Secten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unumgänglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus, und lehren dahin zurück, daß wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrt; wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principio des Uebels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trüben Sande der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Katechismusauszug geworden, — so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug seyn, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so vieler

zu führen; die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verfasser sich den Schriften Moses auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer Aegyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der Morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sandfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bastardtheile Deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie dieser, unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht, und sehe, was er nicht alles lehren will. Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsieht, und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Maras macht. Unsr. Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. S. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; S. 46. diesem Blut kann eine List beigelegt werden; S. 47. und eben sowohl eine Rede; S. 50. der Stach der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut; S. 51. hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist; S. 85. man kann gar wohl sagen, daß Opfer das Blutes Chri-

Christi verführe uns, indem es unser eigenes Blut, des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt.“ Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lassen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Belehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee; nebst desselben eigenhändiger Nachricht, von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drey Arten von Menschen werden diese Belehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer fragt: was hat der gesagt, und was sagte jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schon gebetet hat; und der eheliche Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Aeltermensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre? — Der denkende Theolog und der Philo-

soph. werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt, sich ein zusammenhängendes Religionsystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit, oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinth seiner Untersuchungen wandern; wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben; wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer ~~Einzelheit~~ ^{Vollständigkeit} zeigen; wird wenig von ihm fordern, um viel zu erhalten; und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis im Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die hellste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen.

Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. Münter zu seyn scheint; und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen seyn. Struensee eröffnet S. 10 seine Begriffe von der

Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine; will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seyen nur moralisch, in so fern sie der Gesellschaft schaden; an sich sey alles gleichgültig. — Ein so übel zusammenhängendes Gewebe war leicht zerissen. Herr Dr. Münter setzt Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht, oder wenigstens nicht so wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struensee'sche, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalems Betrachtungen gelesen: und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Hrn. Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Hr. Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff, und sich alles gefallen ließ, was ihn trösten und ihm Glück jenseit des Grabes versprechen konnte, da dießseits keins mehr für ihn da war.

Man lese diese ganze Schrift, und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir

uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüsteney geräth, so lange herum schlendert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an, mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern! oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichen Gesilden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münters menschenfreundliche Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? und da sich der Proselyte immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg den Menschaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte seyn müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. —

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die wir dessen ungeachtet, allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzu- strenge, und über die Gränzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorge- mahlt hätte, der immer bereit ist mit dem Donner zuzu- schlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau, und ihre ganze Schule, ha- ben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, franke Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zim-
mermann; dritter und letzter Band. Zürich
1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewig-
keit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben
in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier ange-
nehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der

weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Morde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermesslichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil S. 23 erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen bestimme. Bisher hat er Wort gehalten, und erdffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte, wenigstens ist mit allzugroßer Vorliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zwenten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Reim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung legt, die Abgründe des Reims vereinst zu durchwandern; die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und schließlich eintrat da als Meister Hand an'st anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnisslinien nur schwach und dunkel zu sehen; eine Seele, die in dem großen Raum von Weltall, Sonnendörnern und Planetenröthen verloren, sich über das Irdische hinaus erhebt; Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger kettet und dann wieder in den Leib versetzt; für die mikromegischen Gesichte, Analoge in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufstellt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreizehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unserer Empfehlung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach, ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir Raisonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohl gesprochen; aber was soll uns das!

Schon da wir vor dem ersten Theile den Inhalt der

zukünftigen Briefe durchsehen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhebung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräfte, in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben haben, auf wissenschaftliche Classificationen eine Menschenseele zu neigen. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchsehen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger als wir vermutheten. Im dreizehnten Brief „von Erhebung der Geisteskräfte,“ logisch-metaphysische Zergliederungen der Geschäftigkeit unsers Geistes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt, wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier eins, so heben wir dort tausend,“ als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestünde. Doch das geht durch's ganze Buch durch. Denn auch in diesem Briefe tritt Erkenntniß vornan an, die ewige Wißbegierde, das systematisirende Erfahrungssammeln. Hat er nie bedacht was Christus dem großen Haufen an's Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet, wie diese Kindlein“ und was Paulus spricht: „das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben.“ Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz; und wie? über unsere sittlichen Kräfte, nach An-

laß theologischer Moral mit einiger Wärme ho-
 miletisirt er, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck
 den Gedanken meist so einwickelt, daß alles zusammen
 auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht besser ist's
 im funfzehnten und siebzehnten Briefe. In
 ihnen sind uns die Anrechtenschaft und Herrschaft
 anßßig gewesen; biblisch = bildlich mögen sie seyn, der
 Empfindung zusagend sind sie nicht, und die Analogie
 aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier funfzig
 läßige nöthig, durch Einen Wirklichen ermuntert zu
 seyn, muß es hier Menschen geben, die Mittelpunkt sind
 und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Träg-
 heit, wegsallen soll! — Wir wollen uns in kein Wider-
 legen und Vorbrängen unsrer Meinungen einlassen. In
 dem siebzehnten Brief von den gesellschaftlichen Freu-
 den des Himmels ist viel Wärme auch Güte des Herzens,
 doch zu wenig um unsre Seele mit Himmel zu füllen.
 Dem sechzehnten Brief von der Sprache des Him-
 mels wollen wir sein Wohlgedachtes nicht abläugnen,
 doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so alles
 in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und
 neunzehnte Brief von Vergebung der Sünden, und
 den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die
 heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese
 Materien zu beruhigen. Wir sagen gern von den übr-
 gen nichts; aber das Einzelne haben wir nichts zu sa-
 gen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus

der Herr L. schreibt, vertraut, als daß wir ihn von beiden Seiten schikaniren sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunct haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten; der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsternheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gebichte. Hätte L. für den empfindenden Theil der Menschen zu fingen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte wohl gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte Alle mit Fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genüthendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereint, als zwey Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspuncte variiren, Serupel aus dem Wege räumen, und dazu bestimmte er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gefinnungen auch, trotz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme an's Gebicht zu gehen, und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zu viel gedacht.

Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf diesen Gedankenvorrath, wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall, und nur in Andern sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Erher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Stimmen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten: dessen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's möglich ist; durchglüh' ihn, daß er einmal Seligkeit fühle; und ahne, was sey das Fallen der Propheten, wenn *δοξαι ἡμῶν* den Geist füllen!

Preigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhaus. Winterthur 1773. Die erste Hälfte. S. 254. gr. 8.

Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eigenen Ton, sein eigenes System, und sogar sein eigenes Costum. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber

Schwärmerey, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist bloß scheinbar — so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen auf- und nebeneinander gestellt lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, seiner Natur nach, seinen eigenen Gang, sein eigenes Costum, wie wir oben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen; oder, wenn er so demüthig seyn kann, anstaunen — und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: so denkt, so spricht nur — ein Lavater! und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

Hr. Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rector am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet, und uns

von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können: „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dieß, lieber Bruder, sey dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten mit dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur geduldig darüberhin, lieber Leser!), aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: sey weise, sey ein Mann! — — widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens, den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das empor brausende christusleere Christenthum, auf der einen, und die vernunftlose Schwärmercy auf der andern Seite.“ Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht fätrefflich denkt? aber, sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen. Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was, vernunftlose Schwärmercy? Welches sind ihre Gränzen, welche die Wahlzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsorge. Vorn

erzählt Hr. Lavater schön und ungekünstelt den sonderbaren Ruf des Jonas aus der Geschichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr L. sagen konnte: „das ist schwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall gerieth vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen, und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen,“ da doch die Anmerkung so alt als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurtheil bei den Juden war, als ob (מִי יִרְאֶה) das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, daß Gott nur unter seinem Volke seine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere; ja daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, das heißt aus Palästina wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben — und läßt nicht selbst der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr L. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen, daß eine solche durch ein allgemeines Vorurtheil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22. ist der Gedanke: „mir scheint unter allen (heiligen Verfassern) keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus, und mit dem größten Fleiße dieß (nämlich die allwaltende Fürsorge

Gottes glaubwürdig, und, so viel wie möglich, handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfasser dieses Buchs“ unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Hrn. L. nur an das Buch Hiob erinnern, um seine Beistimmung zu erhalten. Im Buch Hiob ist unfehlbar der Satz: „Gottes Fürsorge ist unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig“ die offenbare Hauptabsicht des Verfassers gewesen: so wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdisches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß sich Gottes Fürsorge auch auf die Heiden erstrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Fürsorge ist die Stimme Gottes, den Herr Lav. S. 64 u. f. ausführt, ist seit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recensenten gewesen, und er hat sich immer wohl dabei befunden. Kurz wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen, und empfehlen sie unsern Lesern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen. Andere durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt. —

Es waren einmal einige Vögel in einer weiträumigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gitter von Draht? — Das ist dort, aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht kein's! — Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfink fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Erde Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davon fliegen! So stritten

ten sie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr streiten müßt, ob ihr im Käfig seyd oder nicht? so ist's so gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerey weniger gründlich behandelt worden, als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geschaffen, und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Drama's.

Herr Alexander von Joch ist nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er setzt aus von dem allgemeinen Schicksal, geht alsdann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frey sey, weil er von den Gegenständen und seinen physischen Gesetzen abhängt; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer *Idea fixa*!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schönheit ist gefällig, ob sie gleich ein Geschenk des Himmels und kein selbst erworbener Werth ist. So auch moralischer Werth. Belohnungen und Strafe aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das ist ungefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige sehr wohlgefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Raisonnement die Sache ausmache; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springsfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?

Zusbesondere dünkt uns, hat man den wahren Punct des Streites fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handeln müsse? Wer sollte das läugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt die sich drehen wie sie kön-

nen! — Die eigentliche Frage sollte, dünket uns, so vorbereitet und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wenn sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzweden. — Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch seyn, denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nichts denkbar. Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heißt da eben so viel, als seyn und nicht seyn. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Hr. v. Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die darniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch, sich bloß auf die tausend kleinen Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht stattfinden; das

weiß ich, oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Strikel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm. —

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Weßel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. Erster Theil 358 S. Zweyter Theil 334 S. 8. Bern 1773.

Gegen einen leichtgerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Parteygänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzers, Kants, Mendelsohns, Garve's Schriften, konnte er schon den Französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Samm-

lers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Französisch und für Franzosen geschrieben, und also die Citationen gespart hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgetretenen Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das *Système de la nature* geschrieben, und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr Wegel hat (wenn nun einmal die Französische Schrift in's Deutsche übersetzt werden sollte) das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die Deutsche Grammatik übersieht. Er thut wohl, daß er das *Système* zugleich mit übersetzte, denn so kann man zugleich beide Parteyen hören. Aber bei seinen Invectiven gegen die Franzosen hätte er sich Hrn. Hollands Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß niemanden der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen, und Eigensinn und Lüste aufbürden, so lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. Wien. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre,

daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift unter dem Vorstize J. B. S. in der K. K. Theresianischen adeligen Akademie, nebst 75 Lehrsätzen aus der Polizeyhandlung und Finanz, vertheidigt von vier bis sechs Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel seyn sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis an jüngsten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Tractats, für's Deutsche Publicum!

Die ewigen mißverstandnen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden da mit unserm Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpuncten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Admerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den ersten zwey Haupt-

stücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Abhängigkeit und dergleichen, mit Nationalhagen mancherlei Völkerschaft wohl durcheinander gekocht und mit historischen Bonmots und Chronikennährchen à la Zimmermann und Abbé, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Cameralanschlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnt:

Was trägt	{	Jagd	{	zur Vater- landsliebe bei?
		Fischerei		
		Viehzucht		
		Feldbau		
		eben Land		
		gebirgig Land		
		unfruchtbares Land		

Da kommen nun die jagenden und streifenden Völkerschaften am äbelften zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß Hr. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr als glebae adscriptus vissucurirt, und wir halten's noch immer mit dem Themistokles: Nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geschlechter.

Im vierten Hauptstück werden dem Gesetzgeber Handgriffe gelehrt, Lykurg, Solon, Numa treten

als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen; mit der Klarheit und Bestimmtheit wie der Handwerksmann Cabinettsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?) an welchen nur der tieffähndste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! — Es wird alle Tage schlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis: an der war doch nichts für's Menschengeschlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Geseze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durch einander geworfen; unsrer Zeit solche Geseze gewünscht und gehofft, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redet, und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen voraneggriffen wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen, nach wohl skelettirter tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück, gehen

die Mitbürger so drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, diesen Hauptstamm, auf den alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist; Regierungsart; die Luft, die ihn umgibt, davon alle andern Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das gemeinste zu sagen, hier als ein Heerchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht, und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß H. C. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müssen wir hier auf unser Gewissen betheuren, daß wir, wie in den Gemälden des Verfassers, nichts denn willkürlich hingefadelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freilich immer noch so charakteristisch, als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerden, Kreuzen und Sägen unterscheidet.

Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen. Aus dem Englischen. Leipzig. 8. Erster Theil 16 Bogen. Zweyter Theil. 14 Bogen.

Das Werk ist aus dem Britischen Museum. Nun für ein Museum war das kein Glück! In's Hinterstübchen damit! in die Küche, da ist sein Platz, je mehr heräuchert desto besser! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Dögel, wenn ihr ihren Gehalt wissen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt ist, sobald hat sie conventionelle Wege zu denken, zu handeln; zu empfinden, sobald hört sie auf Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich alle auf diese eignen Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Charakteristik lebender Wesen. Und wie viel von alle dem ist uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf das engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polirten Menschen und die polirte Nation nie ein eignes Geschöpf seyn, betäuben den Wink der Natur, und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt also nun Charakter einer polirten Nation? Was kann's anders heißen, als Gemählde von Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nation gestellt worden ist, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation ansteht. Und hätte uns der Verfasser dieses Werckens nur so viel gesagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen diesen Lasten und Fesseln lebt; ob sie sie geduldig erträgt, wie Isaschar, oder ob sie dagegen anstrebt, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht, oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturstoff hervorblüht; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat, oder nicht und vergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verfasser reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pussendorf, conversirte mit schönen Herren und Damen, und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schlechter, als die schönen Herren und Damen, und so wurden seine Gemählde gerade eben so schlecht; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändelnd; der

Italiäner prächtig und feyerlich; der Deutsche läuft und zählt Ahnen. Alles vom Hbrensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Arzneychen oder seinem Kaffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder, wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines Französisches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinaus kommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

Johann Jakob Mosers, Königl. Dänischen
 Etatsraths, neuste Kleine Staatschriften.
 Bei Meßler. Frankfurt und Leipzig 1772.
 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem Deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1768 erschien, und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Aus-

führung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestels bekannte Schrift gerichtet ist, und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichsusualmatricul, der wegen der mäßigen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten seyen. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Besteuerungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Würtembergischen, und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landständen ertheilten Resolution.

Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Compliment für unsere Leser seyn, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17ten Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen, und sich die Mühe genommen hätte, dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläufig vorzuzählen, welches das Publicum

schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Repäsentant gekannt und genutzt hat. Bei dem gräßlichen Zustande unserer lieben Zeitungskritik hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle literarische Kenntnisse sich zu Kunststrichtern aufwerfen, und — Dank sey es der Hausenschen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrene Verfasser kennt die Welt nur nach den vier Facultäten; und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deswegen beweis't er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Proceß, und so viele Proceß ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele

Verse schreiben und vergleichen. Unsere Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen, und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern bloß so hinzugehen. —

Daß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationsystems S. 171 ist blasphemischer Unsinn, den wir uns scheuen hieher zu setzen; alles übrige ist flaches Gewösch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune. —

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu declamiren! Hätte doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weisen Bär geschrieben! das war sein Beruf! —

Wer sich noch unterfängt, unsere Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deswegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie auswendig lernen!

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klossens, entworfen von Carl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viele Beschwerden über zu hochge-

spanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andere den Menschen auf Dichtersittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder gibt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publicum hingelegt.

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhaftere Einbildungskraft anderer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autoreß herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall.

In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inconsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, also

Miß-

Misträuen. — Wir mögen nicht weiter ausschreiben, wir haben mehr christliche Liebe denn Herr Hausen, und sind Recensenten.

Mußten sie denn das Wort (gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seligen Geheimen Raths, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer), mußten sie das Wort: Wenn ich todt bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — wie ich bin, in wahrer Milde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Milde eines Menschen, der da spricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände. Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde anzieht, und seine mißgestaltete Nacktheit an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publicums prostituiert und Wägel und Hund den preis gibt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr Hausen selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's abel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Anstetten
von Kreuz zu Frankfurt am Main. 1772.
68 S. gr. 8.

...Denn Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ab-
häng, was so mit Mann sein kann; schreibe hier einer
die schlechteste Dichtung.

Der Satz dieses funderbaren Genies, das Durchar-
beiten durch so viele Hindernisse, die dieses Majestät-
heit bei allem Willen, wie in der Feder unsers Gei-
stes recht ordnungsgemäßer Cosinus humaniorum et
bonarum artium; und der sehr eigen charakteristische
Kopf wohlgeformt homine Monogamie.

Das ist immer das schönste, was den Menschen,
mit Kreuz, widerfahren kann, wenn Leben vielfach ver-
gilt wird, weil sie nicht sind wie andere, daß man, ein-
für nach dem Tode wenigstens in dieser Gesellschaft in-
troduction zu ihnen, ihre Gestalten verliert, und be-
theuert: sie waren wie andere vortreffliche
Leute auch!

bedanken über eine alte Aufschrift. Bei Weidmanns Erben und Reich, Leipzig 1772.
8. 62 S.

Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich. So heißt die Aufschrift.

Zwey Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser, die großen und kleinen Sultane, und die Eyniker. Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Erbsche; diese, entweder, weil sie kein Verdienst haben, und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderbarlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern.

Diese wenigen Blätter enthalten eine Menge vor-
trefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht,
daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch

den Wachspuppenzustand vorgestellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwey.

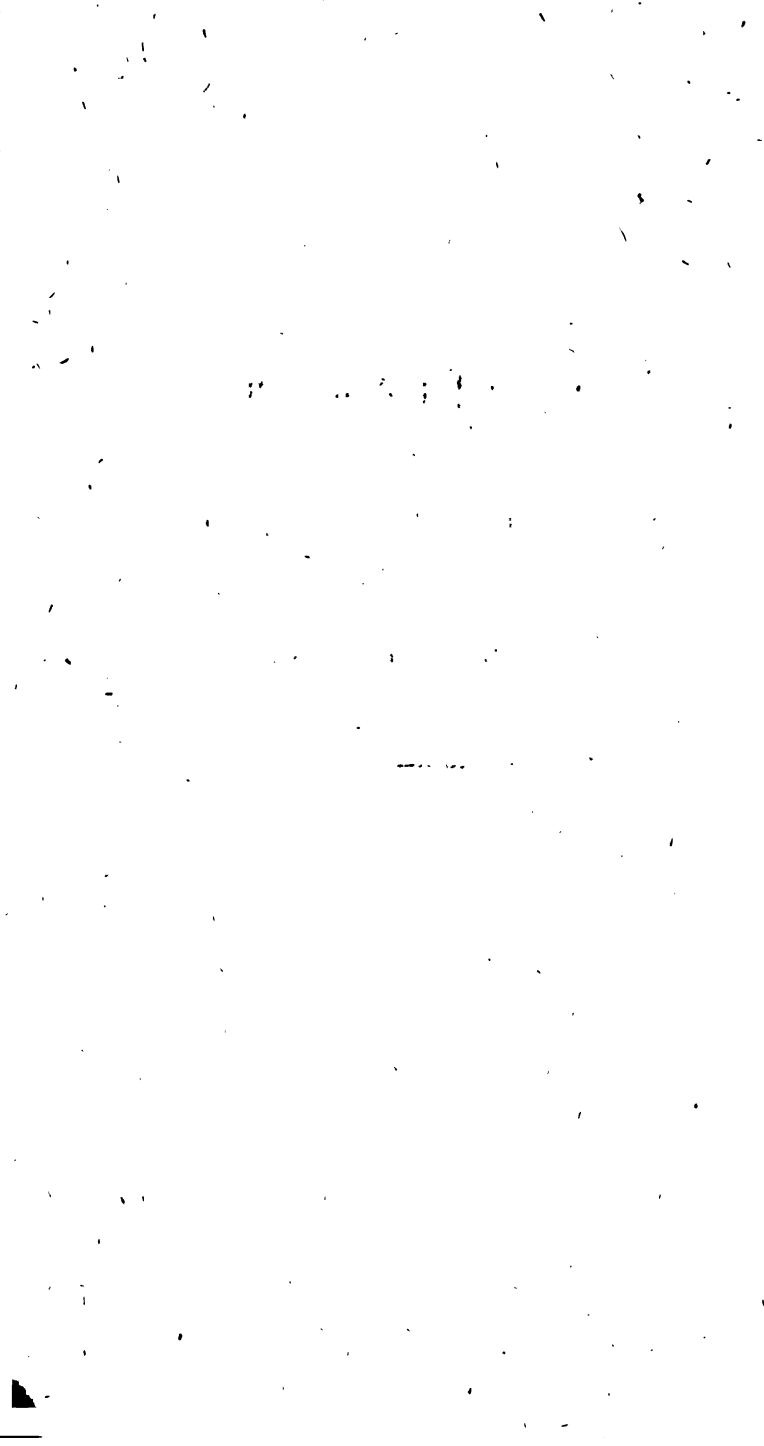
Recensionen

in die

Jenaische allgemeine Literaturzeitung

der Jahre

1804, 1805 und 1806.



I n h a l t.

Vertraute Briefe aus Paris von Reichardt.

Napoleon Bonaparte und das Französische Volk unter seinem Consulat.

Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien.

Ideen zu einer Physiognomie der Gewächse von Humboldt.

Gedichte von Johann Heinrich Voß.

Altmannische Gedichte von Hebel.

Gräßels Gedichte in Nürnberger Mundart.

Des Knaben Wunderhorn.

Regulus. Trauerspiel von Collin.

Ugolino Gerardesca, Trauerspiel von Böhlenborf.

Johann Friedrich, Churfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel.

Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gefängen.

Alfenor, ein Gedicht in sechzehn Gefängen.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Melanie, das Findelkind.

Wilhelm Dümont, ein Roman von Eleutherie Holberg.



Hamburg, bei Hoffmann. Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. 1ster Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (gedruckt, Braunschweig bei Fr. Vieweg.)

In einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Personen nach Paris gerichtet ist; müssen diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen kann und mag; besonders wenn er vieles Gesehene lebhaft darzustellen fähig ist. Ein Lob das man dem Verfasser gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen Reise zur Hauptstadt, wo dann, wie er selbst bemerkt, Brot und Gauller, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicherweise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als

einsichtsvoller Kenner, und übrigenß gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen gibt ihm zu bedeutenden Vergleichen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation beim ersten Consul an, die Zustände des höhern, mittleren und niederen Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verf. auch hie und da die Placamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders lobt er sich bei Romanzählern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Puges, empfehlen.

Die raskh hinschneidende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschaueten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeit gestört würde. So wird z. B. das Wort sein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort lezt ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch neulich, letzters, lezt hin, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutüglern, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsre Officien sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwei Bändchen sind 120 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abstrennten, damit man deutlich sähe, was dem Corrector zu Schulden kommt; und so kann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Officin bemerken, und die Anzahl der eingestandnen Druckfehler angeben wollten.

Germanien. Napoleon Bonaparte und das Französische Volk unter seinem Consulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdiebt. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verf. sich auf einen höhern Standpunct erhebe, und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfare; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitnehmenden, und nimmt manches Vergerniß an dem außerordentlichen Mann, der, durch seine Unternehmungen, seine

Thaten, sein Glück, die Welt im Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Verf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neuesten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hier und da eine Sage mit einschleichen möchte, dergleichen in einer großen Masse von theilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen nothwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12; Thaten, Consulat bis S. 29; Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42; Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, bis S. 54; Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft b. S. 63; erste Bewegung der Emigrirten b. S. 68; nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanschläge. Der Consul zieht sich mehr zurück. Friede b. S. 97; Einleitung der katholischen Religion b. S. 109; Schulen b. S. 116; Gesetzbuch bis 118; Veränderung im Tribunat, b. S. 121; Italienische Verhältnisse, b. S. 128; öffentliche

und Privatverhältnisse bis zur Constitution der Italiänischen Republik b. S. 142; öffentliche Blätter, bis S. 148; Lebenslängliches Consulat, neues Senatsconsult deßhalb, b. S. 169; Verweisungen b. S. 178; opponirende Schriftsteller, Redner, Camille Jordan, b. S. 189; Hofumgebung, b. S. 207; Talleyrand, b. S. 216; Caprara, b. S. 229; Militär, b. S. 252; Familienglieder, Begünstigte, b. S. 268; Verhältniß zu England b. S. 278; Englischer Gesandter b. S. 300; wissenschaftliche Institute b. S. 320; ältere und neuere Schilderung der Nation b. S. 339; Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350; Krieg mit England, Besetzung von Hannover, b. S. 369; Charakter der Nation, gegenwärtige Lebensweise b. S. 405; Künste, Theater, Lotterie, Nachrichten, Reichthümer der Privatpersonen, Lieferanten, Industrie, b. S. 435; Speciale Tribunale, b. S. 442; Schluß und versprochene Fortsetzung bis S. 447.

Der Verfasser verspricht Unparteylichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht, unter den gegebenen Umständen, wohl schwerlich leisten, so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Ueberzeugung aufrichtig ausspricht.

Berlin, b. Quien: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von C. M. Lowe. 1806, 49 S. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, die der Absicht das Publikum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Werk Gelehrte hier im weitesten Sinne, sind verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und dem Nutzen widmen: denn der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Hrn. Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als uns diese erste Versuchsschrift schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst und führt uns auf eine vertrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an andern gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wenn finden ihn, so wie sonst in andern, also auch hier an sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, das ist von ihm, so wollen wir nur, um der Uebrigen willen, die gerade nicht Historiker sind, und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Voratz begünstigen werden, einige Bemerkungen

anzuzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es gibt zweyerlei Arten die Geschichte zu schreiben, eine für das Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unumgänglich zu überliefern verpflichtet sind.

Gelten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder fünfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn ausserdem, daß man sich gerade um das Nächstdobergehende am wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entsetzt an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor fünfzig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Was was sich also in eines Menschen Leben dorthin schreibt, oder dorthin bezieht, muß aufs neue gegeben werden.

Wir können gar nicht, daß wir in diesem Sinn

selbst unseres trefflichen Müllers Biographie gewissermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist, und wir ihn ersuchen können, dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Resultaten, in wenigen Bogen aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon des großen Vortheils eines Selbstbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorführte, und sie, als ein vorzüglicher Mensch, in's Gefolge seines bedeutenden Daseyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner schon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in besonderem Bezug auf ihn sich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schldzern, Schlieffen, den Kurfürsten von Mainz wieder! Wie stellt sich das ganze Bild, das man von solchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung.

Gefiele es unserem Schriftsteller, seine Lebensgeschichte ausführlicher zu schreiben, wie oft würden wir noch diesen doppelten Fall eintreten sehen; wobei es höchst angenehm seyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunct, so manche Menschen versammelt zu erblicken,

bliken, die wir sonst selbst als Mittelpuncte zu betrachten gewohnt sind.

Gegenwärtig hat er sich, nach unserer Ueberzeugung, viel zu isolirt dargestellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein so empfängliches Gemüth nicht genugsam ausgedrückt. Paoli's und der Corsen ist gar nicht gedacht, des Americanischen Kriegs nur in so fern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Senfer Begebenheiten nur indem sie als Zündkraut einer ungeheuren Explosion erscheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereignissen, welche Aufmerksamkeit mußte es einer solchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte sich an diesem Menschen aus seinem Inneren entwickeln!

Von der anderen Seite erscheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Mensch, wie er sich doch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, darstellen konnte und sollte.

Bescheidenheit gehört eigentlich nur für persönliche Gegenwart. In guter Gesellschaft ist es billig, daß niemand vorlaut werde, ist es nothwendig, daß der Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in einen gewissen Zustand der Gleichheit gerathe. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und, so Gott will, auf beides. Wer

einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erschreibt auch seine erste misslungene Anstellung in Berlin, seine künftige in Cassel, das Jauwern der Berner Oberricht im vollkommeneren Rechte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wie wir nicht sehr irren, durch seine großen anerkannten Verdienste, in der Wirklichkeit weit motivirter, als sie es in der Schrift sind.

Wenn es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedente, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Hrn. Löwe's Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen, um einigermassen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen was von außen, es sey nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten

Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumbreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Wohagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend etwas Gutes hervorgeht.

Und hätten wir jedoch über der so bedeutenden Sache das ihr vorgesezte Bildnis vergessen. Es ist in punctueller Manier, sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im heimlichen Geschmack ordinärer Miniatur-Portraite, und daher ziemlich weit entfernt von dem rechten, richtigen, Charakter darstellenden Wesen und Sinn der Kunst.

Noch sey uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal da das Format des Werks, ein großes Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnisse nach einem beträchtlich größeren Maßstabe zeichne und steche. Mag von den Gräts und Giers immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichtet gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für sehr ungut ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Vorhitz angebrachten Figuren (hier die drei Eidgenossen) dergleichen weggelassen müßten.

Berlin: Ideen zu einer Physiognomie der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 30 Januar 1806. 29 S. 8.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner mühsamen und gefährvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweite sogleich lebhaft entstehen, und jederman höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns in's Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter in's Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.

Nachdem Linnée ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebildet, und uns ein bequemes zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Jussieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterscheidenden Kennzeichen auf's genaueste bestimmen, und die Philosophie uns eine belebte

Einheit einer höheren Ansicht verspricht, "f8" thut hier der Mann, dem die über die Erdoberfläche vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorausseilend den letzten Schritt, und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingesehene, Angesehene, in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschickte und rathselbe Holzstoß, durch einen ästhetischen Hauch, zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengebrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Phytognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile, und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55. Grade nördlichen und dem 12. Grade südlicher Breite beobachtet habe.“

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der Asiatischen Wohnwelt oder in dem Erdstrich, der zunächst an die Palmenvelt gränzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlaufe, geringelte, bisweilen stachelichte Schäfte, mit aufstrebendem, glänzendem, bald gefädhertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 100 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform, (die Schimneen der Botaniker, *Heliconia*, *Amomum*, *Strelitzia*), ein niedriger aber saftreicher, saß krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und losergewichte, zartgestreifte, seidnantig glänzende Blätter erheben. Pisanggehäcke sind der Schmutz feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (*Sterculia*, *Hibiscus*, *Lavatera*, *Ochroma*). Kurz aber kolossalisch dicke Stämme mit zart wolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenkrotbaum, *Adansonia digitata*, der bei 12 Fuß Höhe 20 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten

ist. In Italien fängt die Palmenform bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimosen (*Gleditsia*, *Porleria*, *Tamarindus*). Den Vereinigten Staaten von Nordamerica, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den Italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklima's, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus mahlerischem Effecte.

Eine meist Africanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die *Andromeda*, *Passerinen*, und *Enidien*, eine Gruppe, die mit der der *Adelholzger* einige Aehnlichkeit hat, und eben deshalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüten desto reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Africanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Belschland und die Geküsgebielte des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf den Africanischen Inseln, am Abhange des *Vico* von *Leyde* gesehen. Dem neuen Continent ist eigenthümlich die *Cac-*
tusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in

hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die kahlen Felsenrizen. Die Vanillenform zeichnet sich durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, bloß der Südsee und Ostindien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in anderen Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

So wie in den Farngewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelholzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine Nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die kühle Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt, außer den Orchideen auch die Pothosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald

pfelförmigen, bald gefingerten, bald länglichen aber stets dickadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieser Arumform gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Südamerica in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Banisteria, Bignonien.) Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab; theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün, contrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, enggeringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, langzugespizte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloegewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen Africanischen) Charakter.

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den

Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüsch bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Ansehn; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppigrauh, als der der Palmen. Das Laub ist zarter, locker gewebt, durchscheinend, und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farrenkräuter sind oft ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der Liliengewächse (*Amaryllis*, *Pancratium*) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Africa ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch; und wo Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächse (*Metrosideros*, *Eucalyptus*, *Escalonia*), Melastomen- und Lorbeerform.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort *Spmbidium*

und duftende Vanille den Stamm der Anacardiën und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren, und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Buchse, und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Pauklien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jederman wird nunmehr lebhaft bemüht seyn, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen, und mit ungeduldigster Sehnsucht dem nächst versprochenen ersten Theil jener Reisebeschreibung, der das Naturgemälde der Tropenwelt umfassen soll, entgegenzusehen.

Königsberg bei Nicolovius: Lyrische Gedichte v. Johann Heinrich Voß. 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1 — 3 Buch. 340 S. — Zweyter Band, Oden und Lieder. 1 — 3 Buch. 526 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4 — 6 Buch. 546 S. — Vierter Band, Oden und Lieder, 7 Buch. — Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drey folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet,

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und gibt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige bringt uns, vorsätzlich, Inneres und Aeußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen, mit freundli-

den Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Notizen über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseyns freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stehender Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Abhynlichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trogend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet kuarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernem Freundeswohnungen hintrauen, bald, zu großem Schlittenzuge gefellt, durch die

Welken Ebenen Hüllungen, da denn zuletzt eine trankige Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine köstliche Flamme des Kamins die einklingenden Gäste beglückt, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genügt thut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden mit einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seimern der Dichter alsbald in's Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Goldentlee wird gepflückt, zu Straußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genußes ein hoffnungsvolles Faltlilienfest zu feiern gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herbei, so ist vom Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden, und Fel-
 nen See herstreichen. Jeder Busch entblüht sich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihr her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungebildiges Bilden sich der Fels zu göttli-

den Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Nester zu-
ruht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger
zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüth-
volle Dichter, als ein Priester der Natur umher, be-
rührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und
weihet sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden
Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen
harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das
Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze
Ehor von Vögeln, und überdönt das Leben des Tags
mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend gegen die Nacht hin, wenn der
Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und
sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche
einem jeden schlangelnd entgegen schickt; wenn der Rahn
sanft dahin wällt, das Ruder im Lacte rauscht, und
jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervor-
ruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne
verbreitet, und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann
zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zart-
heit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten We-
sen selbst vorgeordneten Sympathie, bis zu jener stillen
anmuthigen, schüchternen Käßernheit, wie sie aus den
engeren Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervor-
spricht. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein
Handedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch

ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern fest und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zubringlichkeiten muthwilliger Gäste zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel in's Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zärtteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein fühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feyert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern Deutschen Volksclasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffel-Ernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln,
auf-

aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhebt, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeuge. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken, und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung hinsinkenden Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer

zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Kästchlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Cirkel anschmiegen und ein vercheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandnem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Bestimmtheit, und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch

klarer sind, und daraus entspringt ein Mithrasgefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Mißverstehende, Besondere, Abweichende, aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefasste Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heitres Leben nach den inneren Freisen verbreitet, öfter von außen bestimmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeweckt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorzurufen, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein unaufgehalttes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den ungeschwächlichen Lebensverhältnissen mancher Dichter, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bewundern hat, daß so manche Glieder der höchsten Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unerschöpflichen Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeheißer, Noth, Mangel, bittere Bildung bei ihnen abtrachtet, so kann er einen sol-

den Leichtsinne nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnet, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launisch von heiteren Gastmählern und Trinktirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen in's Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, fenerlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegen zu wirken.

Wo aber angeborne Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswertheften Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitsfinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit in's Leben und in die Kunst hinüber trug, maßte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Ritterstößen, in Cabinetten, an Höfen

zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain, der Deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die ~~Ähner~~ wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sclavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum Französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und lehrt ohne Harm in den Schoß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen, besonders äußert er sich kräftig, ja man kann sagen hart, gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das Deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnißweise gefaßt, und ohne Schlüssel kaum verständlich; daß

wegen man des Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekrümmte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebensbege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wohl vermuthen. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Loos gefallen sey! Und so finden wir schon in manchen früheren Gesichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesangs, wie durch die heitere Feyer der Freundschaft und Liebe, unermuthet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir später Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmert Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränklingen mancher Art mit leisen Lauten bedauert, und verlorene Lebensperioden beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Daseyn, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invektiven, nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermassen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemein heiligen Behagens rauben, will man irgend

eine besonderte Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf; greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Überglauben, gegen alle den Tiesen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verleherer, Baaltpriester, Hierarchen, Pfaffenzucht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück seines Daseyns schuldig sey? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteylich grundfalschen Maxime stimmen, welche, dreist genug, fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant seyn? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene dämonischen Uebermächte drohen; sie drohen, ihm

einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hängen kann, was nicht einmal seine Reigung zu erwidern vermag, wie muß sich erst an's Theilnehmende, an Menschen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anschließen, und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben Hagedorn und Kleist, die erst verschiedenen, gleichsam selig gesprochenen Deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachbimmelinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeyert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden gebildeten Meister und Kenner, Klopstock, Lessing, Gleim, Gerstenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty, in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer Frühzeit, durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, ehe-

liche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwundeten Schmerzen, wenn, nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen, ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuths, der Schmerz ist gränzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verließ ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl, am Busen eines theilnehmenden Freundes, harmonisch gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgibt, einen besonderen Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eignen Grundes und Bodens am besten

schmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht mit durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und sein Eigenthum bergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tief-fühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen, schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerlässlichen Grundforderungen an innerem Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft auf's höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen,

ebnen ihm die Grundsyllben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkernähe ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches Gehaltvolle wieder her, setzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefasste Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und daselbst poetisch für sich zu schalten verbindend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare Beispiele finden.

Und nicht bloß diesen an's Licht geförderten Reichtum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein

jene Gebiegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohl laut der Töne, Wohl bewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die Deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so erwünschten Gewißheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des Griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die Deutsche Sprache zu gleichem Wohl laute. So enthüllte sich ihm das Geheimniß der Sylbenmaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Schulz, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend ist es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wieder hergestellt; derselbe Geist

vielmehr scheint eben dieselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei seinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, so wendet er eben diese Forderung auch gegen seine früheren Gedichte, und bearbeitet sie musterhaft nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen, so liegt uns ob, daß wir das übernommene Geschäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der diesmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, oben gepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei stehe, das Wirkliche zu verlassen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzurücken und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daß neben dem Römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, so läßt sich von unserem Dichter gleichfalls aussprechen, daß in ihm,

zu einer acht Deutschen wirklichen Umgebung, eine recht antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahren Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das Entfernte, und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnsitz die Erde, den übergeböbten Himmel, den verborgenen Tartarus, mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, an schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Reimen sich nach und nach entwickeln und aufbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer abzuwenden zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hingewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet,
 sich vorzüglich an den Arabern anzuschließen, von ihm
 die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wan-
 derungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter
 seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender
 Eigenthümlichkeit wußte er das Eigenthümliche jedes
 Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters, zu schät-
 zen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter
 Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen
 häufig die Deutsche Sprache, als Vermittlerin zwi-
 schen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen ver-
 bunden sind.

Und so werde zum Schluß des Hochachtb. gelunge-
 ner unschölicher Arbeit, und die Einladung zum Genuße
 des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten aus-
 gesprochen:

Mit Aug' Rhod's, mit der Begeisternden

Reinere Erleuchtung, kein Verwirrtes gleich

Auf dem Stand' ich mit Gelang'.

Wandte den Blick zur Hellenenheimat.

Schwebt el'herub, wahr ich den trilligen

Reichthum, und heft' ihn, nehe dem Vorhellenen,

Abwehrend Lust und Ungeschlachtet

Unter dem Glanz in erlatzter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe beschleuniget,

Einig Ränkeverwaltung, übergewölbt, mich bald

Auf Blüthe, daß mit geläutem Herling,

Bald mit geschätzter Aug' umschwebet

Im süßen Nuhand träumt' ich, der Zeit entzogen,
 Wettkampf mit alterthümlichem Hochgesang.

Wer lauter ist, der koste freundlich,
 Ob die Ambrosiafrucht gereift sey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. W. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweyte Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eignen Platz auf dem Deutschen Parnass zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwey entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hien kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo

es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwändigkeit und Darstellungs-gabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oestreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes

Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Strätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmeltzofen, der Schreinergefell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser diesen Gegenstand

nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft natürl.
Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Fäher, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Jähers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortreflich schyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Stetlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausdrückt, so gibt

es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höhern Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß

man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nuganwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nuganwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das *Fabula docet* meist sehr glücklich und mit viel Geschmac^t angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stellen durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewahrt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgefömmung und Volksfage sehr wohl auf-

zufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwey Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen lieberlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen in's Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweyten, der Statthalter von Schapfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verklärt.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die modernen naiven Erzähler, durch lebhafteste Prosopopöen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere simplych bedeutende und wohlklingende Worte.

theils jenen Dingen selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herübergenommen. Worte von einem, zwey Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhaftere Formen zu einem Styl zusammengebrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das ähne Wesen der Dichtung, vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimpfrien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angereicher werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß aus der ganze Deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersezt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser auch dem sogenannten Hochdeut-

sehen schiedliche Gedichte in seinen Oberrheinischen Dialekt zu übersehen. Haben doch die Italiäner ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu gibt es verschiedene Mittel, theils durch Vorlesen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmac das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

S o n n t a g s f r ü h e .

Der Samstag het zum Sonntag gseit:

„Jez hant alli schlofe gleit;
 „sie sin vom Schaffe her und hi
 „gar schli mied und schlibrig gi,
 „und's goht mer schier gar selber so,
 „i cha fast uf te Bei me schp.“

So seit er, und wo's Zwölft schlacht,
 se sinnt er aben in d'Nitternacht.

Der Sunntig seit: „Jez isch es an mir!“
gar still und heimli bschließt er d'Thür;
er bäselt hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obfi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli!
er pöpperlet am Lädenli;
er ruest der Sunne: „d'Zit isch hol!“
Sie seit: „I chumm enander no!“ —

Und lislü uf die Beche goht,
und fründli uf de Berge stobt
der Sunntig, und 'bschloft alles no;
es steht und hört en niemes goh;
er chunnt in's Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Werroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzl Nacht,
se steht er do im Sunne-Schl',
und luegt eim zu de Fenster n i
mit sinen Auge mild und gut,
und mittem Weyen affem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en wemne schlofe mag,
und meint es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht;
drum isch er au so lislü cho,
drum stobt er au so liebli do.

Wie gliseret uf Gras und Daub
Bom Morgethau der Silberstaub!
Wie weicht e frische Mayekust,
voll Chriesi-Blust und Schleche-Dust!
Und d'Immlü sammle stint und frisch,
se wäffe nit, as's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte: Rauh
 der Christi: Baum im Mahe: Gwand,
 Gel: Beilei und Tulipa,
 und Sterneblume nebe ara,
 und pfällti Zineli blau und wilz,
 me meint, me lueg ins Paredies!

Und's isch so still und heimli do,
 men isch so ruehig und so froh!
 me hört im Dorf lei Haff und Gott;
 e Gute Tag! und Dank' der Gott!
 und 'sgit gottlob e schöne Tag!
 isch alles, was me höre mag.

Und 's Wdgel seit: „Triff io!
 „Noy tausig, io, er isch scho do:
 „Er bringt wer scho inn Himmels: Glast
 „nur Bluest und Laub in Hurst und Nast!“
 Und 's Distelzwigli vorne bra
 Hetz 's Sunntig: Abell au scho a.

Sie läte weger's Zeiche scho,
 der Pfarrer, schints, weß gitti choz
 Gang, brechmer eis Auzitt ab,
 verwäschet mer der Staub nit brab,
 und Ehängeli, leg bi weidst a,
 de muesch berno ne Meje ha!

Nürnberg, Selbstverlag: Gräbels Gedichte
in Nürnberger Mundart. Erster Band 1798:
222 S. Zweiter Band. 1800. 222 S. 8.
Die Einquartierung der Franzosen. Der sechzehn-
wöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürn-
berg. 1801. 46 S. 8.

Die Gräbelschen Gedichte verdienen wohl neben den
Habelschen gegenwärtig genannt zu werden: denn ob-
gleich schon länger gedruckt, scheinen sie doch den Liebha-
bern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu seyn. Um sie
völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen,
seine alten, großen, städtischen Anstalten, Kirchen,
Rath- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze,
und was sonst öffentliches in die Augen fällt; ferner
sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und
des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch
diese Stadt von Alters her so berühmte ist, und wovon
sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast
nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter,
selten ist es eine ländliche Scene, die ihn interessiert,
und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als
das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und
Klempnermeister, der sich freut mit dem alten Meister
Gang so nahe verwandt zu seyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin
einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch

ist, so kann man von Grübels sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, theils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu setzen, und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gefellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecum-Geschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschrei-

ten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigenthümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum besten gibt.

Daß ein so gerad sehender, wohl denkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt seyn möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen, so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, so wie über die gemeinern, sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Styl einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theuerung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während ei-

nes Krieges vor; selbst die Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig trenn bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hieher:

D e r R a u c h t o b a k .

Eu bald ih fröh vöm Schlauf erwach,
 Couch i mei Pfeifla scho;
 Und Dabends, wenn ih schlaf'n geih,
 So hob ih Pfeifla noh
 Denn wos ih dent und treib'n will,
 Und alles wos ih thon
 Obs geht mer alles nit se gout.
 Mei Pfeifla mouß derjou.

Ih brauch ta rara Pfeiff'n ih,
 Eu eitel bin ih nit.
 A Pfeiff'n ddi su theuer ih,
 Was thät ih denn nau mit?
 Das mdist ih jo, su lang ih rauch,
 Mer immer puz'n droh;
 Und zehamant in ahner Stund
 Nau wieder schaua oh.

Doch mouß mei Pfeifla stinckh seh,
 Und innawendi pugt;
 Ah schdina Pfeiff'n, und verstopft,
 Ddi sich ih nit, wos nact.

Verstüßern schen ih kassaa nit,
 Dös koo scho goar nit se;,
 Denn kamm ist leer und kocht a weng,
 So stül ih's wider eih.

Wenn ih a Bbier trink'n sollt,
 Und rauchet nit derzou,
 N' bunt la Mauß nit trink'n ih,
 En langa oft nit zwou.
 Und wenn ih fröh' mein Kaffee trint
 Und g'und mei Pfeifla oh,
 Dan glab ih, daß lah Mensch nit leicht
 Wos bessers hob'n koh.

Und wenn ih af der Gass'n geih
 En fröh' und Dabendszeit
 Rauch ih mei Pfeifla a derzou,
 Und seier mit nit um d'Krut.
 Denn kurz wenn ih nit rauch'n thou,
 So wdr's mer angst und bang,
 Brüm wdr's mer a, vergeih mers Gott!
 Dß in der Krich g'lang.

Heidelberg bei Mohr und Zimmer: Des Kna-
 ben Wunderhorn. Alte Deutsche Lieder.
 Herausgegeben von Achim von Arnim
 und Clemens Brentano. 1806. 470 S.
 gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Daste-
 halten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Her-
 ausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Ge-
 schmack, Zärtheit zusammengedruckt und behandelt, daß

ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden seyn, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichnendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehreten sie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, besonders in
Deutsch-

Deutschland, nichts zu existiren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und geurtheilt und gestritten wird; so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Gehuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegen wirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Theile derselben durchaus mannichfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweyhundert Gedichte aus dem drei letzten Jahrhunderten, sämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingibt, zu charakterisiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Heerhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Tochterlein. (15.) Christlich, zart, anmüthig.

Teill und Meßlein Kind. (18.) Mächtig und tüchtig.

Großmutter Schlangenbchin. (19.) Tief, räthselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias Gesicht. (20.) Barbarisch groß.

Das Feuer besprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Bagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtentanzart, holzschnittmäßig, lebenswürdig.

Nachmusikanten. (29.) Märrisch ausgelassen, köstlich.

Widerspanstige Braut. (30.) Humoristisch, etwas fragenhaft.

Klosterschen. (32.) Launenhaft verwirren und hoch zum Zweck.

Der verkaute Ritter. (32.) Im real-romantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe. (34.) Durch Heberlieferung etwas confus, der Grund aber unschätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters. (39.) Sehr gerlich.

Die hohe Magd. (40.) Christlich geantisch, nicht ganz unportisch.

Liebe spinnt keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deswegen Phantasie erregend.

Husarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Reichthum musterhaft ausgeprägt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Lust aufs Bänkelsängersche, aber nicht unfein.

Schär dich Gretlein. (46.) Im Bagabundensinn. Unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantisch, gewaltsam.

Der Schwelger im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Ernte-Lied. (55.) Katholisches Kirchen-Todeslied. Verdiente protestantisch zu seyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker. Aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realistisch, wahrscheinlich modernisirt.

Liebesprobe. (61.) Im besten Handwerksburschensinne und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Christlich, etwas zu historisch; aber dem Gegenstande gemäß und recht gut.

Das Rautenstränchlein. (69.) Eine Art Trümmer, sehr lieblich.

Die Nymne. (70.) Romantisch, empfindungsvoll und schön.

Revelie. (72.) Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann.

Fastnacht. (74.) Liebehaft, leise.

Diebstellung. (75.) Holzschnittartig, sehr gut.

Wässernoth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, überall das Rechte.

Lambourßgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht, dem der Einsiehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderbar restaurirten Zustande.

Liebedienst. (83.) Deutsch, romantisch, frommsinnig und gefällig.

Geht dir's wohl, so denk an mich. (84.) Unmuthiger, singbarer Klang.

Der Lannhäuser. (86.) Großes christlich-katholisches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Carl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Bagabunden-Sinne, gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Reidhard und seine Mönche. (103.) Ein Till-Streich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurzwelle. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch, derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Bettelen der Vögel. (115.) Gar lobenswürdig.

Die Gräuelhochzeiter. (117.) Ungeheurer Fall, häßlich-sünderisch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (117.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (112.) Schön; sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prosa nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch herzlichlich.

Lindenschmied. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Poesie gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, an's Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drey Schwestern. (139.) Sehr wacker in der Verben Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmuthige, bloß katholische Art, christliche Mysterien an's menschliche, besonders Deutsche, Gefühl herüber zu führen.

Vertraute. (141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leben des Herrn. (142.) Die große Situation in's Gemeine gezogen, in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut, sentimentaler, aber lange nicht so gut, als der Lamboursgefell.

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die fluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei und frohmüthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, christlich, nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentarisch, ungenießbar.

Faver. (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Tod=Austreiben. (161.) Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unsin-
nige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton
des Waldhorns.

Wer's Leben erbacht. (163.) Gar knabenhaft
von Grund auf.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche
Verknüpfung christlicher Mysterien.

Eedrons Klage. (166.) Nicht eben so glücklich.
Man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnas-
sum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Besser als
das vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und
Bildgeflapper.

Lobgesang auf Maria. (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmac abgewinnen.

Abschied von Maria. (178.) Interessante Fabel und anmuthige Behandlung.

Ehstand der Frau. (181.) Verblüfft, muß gesungen werden, wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderbarlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahnungsvoll dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Vergleute.

Husarenbraut. (188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein liebliches Begebniß zu Grund, zart und phantastisch behandelt.

Zwey Abschelein. (190.) Ein Ereignen, zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel. (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

Königstochter aus England. (193.) Nicht zu schelten; doch spürt man zu sehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird gesungen herzerfreulich seyn.

Große Wäsche. (201.) Feenhaft und besonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten
Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, bescheiden
ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) An's
Quodlibet streifend, dem tiefen und dunklen Sinne der
Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hät du dich. (207.) Im Sinn und Klang des
Bauderville sehr gut.

Die mystische Wurzel. (208.) Geistreich,
wobei man sich doch des Lächelns über ein falsches Gleich-
niß nicht enthalten kann.

Räthsel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du so traurig bist. (210.)
Streift an's Quodlibet, wahrscheinlich Trümmer.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der besten Art.

Der Birthin Tochterlein. (212.) Höchst
lieblich, aber nicht so recht ganz.

Wer hat das Lieblein erdacht. (213.) Eine
Art übermüthiger Frage, zur rechten Zeit und Stunde
wohl lustig genug.

Doctor Faust. (214.) Tiefe und gründliche Mo-
tive, könnten vielleicht besser dargestellt seyn.

Müllertöde. (218.) Bedeutende Mordgeschichte,
gut dargestellt.

Der unschuldig Hingerichtete. (210.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Kinglein und Föhleln. (223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimgeltingel thut der Darstellung Schaden, bis man sich allensfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martins Gans. (226.) Bauerburschenschaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar seyn allein. (227.) Nicht recht von Grund und Brust aus, sondern nach einer schon vorhandenen Melodie gesungen.

Der stolze Schäfersmann. (229.) Tiefe / schöne Fabel, durch den Widerklang des Vaudeville ein sonderbarer, aber für den Gesang bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Bögeln wär. (241.) Einzig schön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig lustig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernstem, köstlichem Sinn.

Weinschröbter-Lied. (235.) Unsinn der Beschwürungsformeln.

Maykäfer-Lied. (235.) Desselichen.

Marienkürmchen. (235.) Dersgleichen, mehr in's Zarte geleitet.

Der verlotne Schwimmer. (236.) Mänu-
thig und voll Gefühl.

Die Pragerschlacht. (237.) Rasch und knapp,
eben als wenn es drey Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blus-
men nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz
wohl artig seyn.

Guckguck. (241.) Neckisch bis zum Fragenhaf-
ten, doch gefällig.

Die Frau von Weissenburg. (242.) Eine
gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frie-
den und beim Ausmarsch erbaulich zu singen seyn. Im
Krieg und in der ernstesten Nähe des Unheils wird so et-
was gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der
Krieg ist gut.

Die Rose. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsa-
mer Vortrag zu confussem und zerrüttetem Gemüths-
wesen.

Drey Reiter. (253.) Ewiges und unzerstörli-
ches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu
singen.

Herr von Falkenstein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das Rbmische Glas. (257.) Desselichen. Etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick in's Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phdnix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Mühte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Ueber der Erde, wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Dlof. (261.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dieß ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Rdnigstochter. (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Kennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie“ hätte durch sein Leiden wohl einen besseren Poeten verdient.

Dusle und Babely. (281.) Köstlicher Abdruck des schweizerbäurischen Zustandes und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwey Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Wehen und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Delberg. (283.) Diesem Gedicht geschieht Unrecht daß es hier steht. In dieser, meist natürlichen Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anlage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung, unbillig zuwider.

Abschied von Bremen. (289.) Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291.) Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschoben.

Der ernsthafte Jäger. (291.) Ein bißchen barsch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, seltsam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu schelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts der so oft vorkommt; *così fan tutte* und *tutti*.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Gesang.

Das Weltende. (300.) Deutet auf's Quodlibet, läßt was zu wünschen übrig.

Bayrisches Alpenlied. (301.) Allerdings, nur wird man vorabzerein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint ist. Mit einem Duzend solcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen gewesen.

Jäger Wohlgemuth. (302.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine christliche Cognition, nicht ohne Geist.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübsch und sittig.

Jagdglied. (306.) Zum Gesang erfreulich, im Sinne nicht besonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechseln.

Gartenspiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für fünfzehn Pfannige. (209.) Von der allerbesten Art einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Guckguck. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Guckguck von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlacher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch=episch=dramatischen Art.

Der Scheintodte. (322.) Sehr schöne, wohl=ausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verirt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbare sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Weibchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drey Winterrosen. (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon im Bosjardo vorkommt.

Der beständige Freyer. (341.) Echo, verstellter Todtentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es scheint, falsche Ueberschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann, noch mag.

Lied bei'm Heuen. (345.) Köstliches Baudewille, das unter mehreren Ausgaben bekannt ist.

Fischpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und verb, doch nahe zu chronikhaft prosaisch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger seyn.

Manschetten-Blume. (356.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähnrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähnrich dem Mädchen

angehen, müssen ausgedrückt werden, sonst hat es keinen Sinn, daß er hängen soll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetische Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in dessen Farbenspiel den Pfauenschwanz zu sehen glaubt, ist höchst revolutionär und treffend.

Kinder still zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Gesellschaftslied. (363.) In Lillen-Art capital.

Das Gnadenbild. (366.) Ist hübsch, wenn man sich den Zustand um einen solchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorne Mühe. (372.) Treffliche Darstellung weiblicher Bethulichkeit und t äppischen Männerwesens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum festzuhalten.

Die schlechte Liebste. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reise. (375.) Hübsch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologischen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beschäftigen und zu belehren wissen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut gesehen und mit Verstand launisch dargestellt.

Abchiedsgeschen. (378.) Nicht Heblth.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382.) Scheint und gezwungen freigeistlich.

Gott grüß euch Alter. (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu scheuten.

Schwer Nacht. (386.) Zieht schon in das umständliche, Klang- und sangreiche Minnesängervwesen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar Hebreich, doch, auch zu umständlich.

2) Der lustige Geselle. Ist uns Heber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Contrast: denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen Deutschen Balladenart.

4) Beschluß. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohldargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397.) Barba- risch-pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

Antwort Maria, auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigste von allen christlich-katholischen Gedichten in diesem Bande.

Staufenberg und die Meerfey. (407.)

Nicht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, hing vortheilhaft. Würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Fegerabend. (418.) In der Holzschnittsart, so gut als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisirung aus dem Stegreif: denn wie könnte man sie anders unternehmen? gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigsten, die durch wahrhaften lyrischen Genuß und ächte Theilnahme einer sich ausdehnenden Brust viel mehr von diesen Geschichten fassen werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder minderen Bedeutsams geleistet werden kann. Indessen sey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk, noch für's Volk gedichtet sind; sondern weil sie so etwas Stämmiges, Zuchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt. — dergleichen Gedichte sind so wahre Poësie, als sie irgend nur seyn kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Knabe und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben

dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit, der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafteste poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prose ein unverzeihliches Hinterstzuwörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genüßreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Classification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleistet werden kann, wenn mehrere dergleichen, ächte, bedeutende Grundgesänge zusammengestellt sind. Wir können jedoch unsere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander geflochten ist, daß sich erst ein Räthsel aufbaut, und sodann mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das be-

kannte: Dein Schwert, wie ist's vom Blut so
roth, Eduard, Eduard! Ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, so wie aus alten vorliegenden schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir denn freilich wünschen, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der Hänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Platttheit der Meistersänger, so wie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen.

Brächten sie uns noch einen zweiten Theil dieser Art Deutscher Lieder zusammen, so wären sie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiäner fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, auszusuchen und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Uebersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissenmaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig acht, oder mehr und weniger restaurirt sey, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses

so sehr, als man es in späterer Zeit seyn kann, und das hier und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene, ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszusprechen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als in so fern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und lächelnd behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Maas kein, streng als ordentlich zu halten. Es ist nicht nötig, daß alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie thätig sind, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn doch nicht mehr nach und nach hinausgehen mag, gründlich, aufrecht und geistreich erhalten.

Berlin; bei Unger. *Regulus*, eine Tragödie in fünf Aufzügen von Collin. 1802. 104 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafteste Sensation, welche dieses Stück bei seiner Erscheinung erregte, ist zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu spät seyn, noch ein ruhiges, kritisches Wort darüber auszusprechen.

Der Verfasser hat bei der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu einem Act, aber keineswegs zu fünf, und dieser eine Act ist es, der dem Stücke Kunst erweckt.

In dem ersten ist Urtile, die Gattin des Regulus, vorzüglich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu exponiren, jedoch weiß sie sich unsere Kunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und bedeutungsvoll anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anschauung dieser ungeheuren specifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und solche Gefinnungen sind es, die den einzelnen edlen Römer charakterisiren; so auch die Admerin. Wir sind die Lacerationen, und Stößen, Porciau und Urtile und ihre Tugenden schon so gewohnt, daß uns eine Urtile kein Interesse abgeminnen kann, die als eine ganz gemeine Frau

ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte das dem ersten Act hingehen, da von dem Collisionsfall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweite Act enthält nun den interessanten Punkt wo Regulus mit den Carthagischen Gesandten vor den Senat erscheint, die Auswechslung der Gefangenen widerräth, sich den Todesgöttern widmet und mit seinem ältesten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf acht Römische Weise unzufrieden bezeugt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der Römische Gesandte erscheint wirklich kosmisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem specifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act ist ganz müßig. Der Consul Metellus bringt erst einen Senator höflich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will, ferner beseitigt er einen hochpatricisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, abfahren, als dieser ungestüm die Befreiung

seines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weise den Dolch auf den Consul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerschüttert stehen bleibt, und den thörichten jungen Menschen gelassen fortschickt.

Der fünfte Act ist die zweyte Hälfte vom zweyten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlassen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatischen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durch's Strick wandelnden Dolchen zuckt, und sich zu durchbohren droht.

Wollte man dieses Sujet in Einem Act behandeln, in dem man auf geschickte Weise den zweyten und fünften zusammenschmolze, so würde es ein Gewinn für die Bühne seyn: denn es ist immer herzerhebend, einen Mann zu sehen, der sich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besondern Vortheils willen, das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.

Hätte dieser Gegenstand unvermeidlich bearbeitet werden müssen, so hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Urtilia, eine recht eingefleischte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für sich und ihre Kinder, sondern auch für ihre Nächsten,

für Vettern und Genossen, einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriciern hingegabenes, als ein theilweise unterdrücktes, seine Hülfe forderndes Rom, in steigenden Situationen dargebracht hätte: so wäre doch ein augenblicklich wankender Entschluß, ohne Nachtheil des Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Partheyen als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verf. weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römische Geschichte wohlstudirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt

sich nur durch große Kraft des Genies und Talents ver-
gestalt, beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem
engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere
Art von Ähnlichkeit verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Ver-
fasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der
den Dolch gegen den Consul zuckt, durch ein geschichtli-
ches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer
schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage
gezogen, durch Drohung genöthigt, seine Klage zu-
rück zu nehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser
Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so
steht diese Anekdote gar wohl in einer Römischen Ge-
schichte. Aber hier im Drama der junge Mensch, der
gegen den Consul Lucius Cæcilius Metellus den Dolch
zieht, begeht doch wohl den albernsten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Verfassers in die Römische Ge-
schichte, so sind auch seine geäußerten theils Römischen,
theils allgemein menschlichen Gefinnungen lobenswerth.
Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Rich-
tiges; allein aus allen diesen einzelnen Theilen ist kein
Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurtheilung
die Betrachtung der Charaktere dringend geworden:
denn man kann wohl sagen, daß keine Charaktere in dem
Stück sind. Die Leute stehen wohl durch Zustände und
Verhältnisse von einander ab, und meinen auch einer

anders als der andere, aber es ist nirgends ein Ding, das ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen, so wird es wohl auf vielen Deutschen Theatern gegeben werden, aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publicum nicht zusagt, "das die Schwächen und feilen Stellen gar zu bald gewahr wird."

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß der Theil, der dramatisch darstellbar und wirksam ist, für das Deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar so, daß der Verfasser, oder sonst ein guter Kopf aus dem zweyten und fünften Acte ein Stück in Einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den Deutschen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden bei Gerlach. Ugolino Sberardesca, ein Trauerspiel, herausgegeben von Böhlen
dorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Befruchtung, jeder nach seiner

Fähigkeit; allein da sie nicht ganz untätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu läugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Laconismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Reim eine Tragddie zu bilden, und obgleich das Große der Dantischen Darstellung durch jede Art von Amplification verlieren mußte, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauern hält, und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes, bis zur letzten Hilflosigkeit hervorzubringen weiß.

Wir haben ihn also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Herr B. wandagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich ein-

hätte, daß man ein politisch historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen, und es zuletzt mit dem Ungeheuren enden könne.

Das schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Eukten gehört, welche ohne Wallensteins Daseyn nicht geschrieben wären. In dem ersten Acte sehen wir statt des zweydeutigen Piccolomini, einen sehr ungewendigen Schelmen von Ghibellinischen Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf räthliche und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt, und der ganze erste Act wird darauf berechnet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweyten Actes erscheint Ugolino auf dem Bayde, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Bergen und Kränzen feyert. Sein ältester Sohn kommt flehentlich zurück, um die Familienscene recht glücklich zu erhöhen. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeister von Pisa, um den auf dem Lande zaudernden, hypochoandrisirenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Unwuth entstanden, wobei

das Volk Ugolino's Palast verbrannt und geschleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erscheint nun ein Nachbild vom Senf, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeſchichte voranſieht. Ugolino hat von dem Senatspalast Beſitz genommen und ſucht einen Ritter Mino, einen wackern Mann, auch Guelſen, doch in Meinungen einigermaßen verſchieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt ſich, indem er einen Halbfreund von ſich ſtößt, des beſten Schutzes gegen ſeinen heimlichen Erzfeind den Obiſkellinen Rhugleri. Eine Scene zwiſchen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus dieſem Kreiſe kommen, endigt der dritte Act mit einer geſchmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino ſeine Geſundheit als Piſa's Fürſt zu trinken erlaubt. Der freiheitsachtende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widerſprechendes Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ſich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, *disiecti membra poetae* abermals zuſammenzuleſen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrfager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagsſcene wird etwas trauriger wiederholt, endlich findet ſich Ugolino im Dom ein, um die Herrſchaft zu übernehmen, wo er

der sich aber doch, gestärkt durch seinen Reichthum, mehr auf den protestantischen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier ist auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, Anfangs durch Wallernklebung, dann durch Helbentrüstung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bajardischen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallensteins Lager kommen. Ferner gibt es einige nollische Spanier, wie man sie schon mehr auf dem Deutschen Theater zu sehen gewohnt ist, und Carl der Fünfte zeigt sich als ein ganz leidlicher Artentbnig. Die Zwecklosigkeit des nachherigen Kurfürsten Moriz kann gar kein Interesse erregen.

Ungeachtet aller dieser fremden Elemente lieft man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatfachen, auf die der Verfasser in der Vorrede so großen Werth legt, etwas Unvermuthliches und Unerpfaßbares haben. Nicht weniger bringt die Phantasie aus der bekanten Geschichte eine Menge Bilder und Verhältnisse hinzu, welche das Stück, wie es da steht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück: — daß es kurz ist. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht lästig, weil sie uns nicht lange aufhalten.

ten; die Situationen, wenn gleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber, und wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, in dem sie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hadamar, in der neuen Gel. Buchhandlung:
Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier
Gesängen, 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; in wiefern er original sey, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Hoffens Kurise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Dichter recht gut, doch hat er manche Eigenheiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensverhältnissen, welche diese Classe mit allen andern gemein hat, Coffeetrinken, Labakränzen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienverfassungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu

sehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man sagen, er sey nur mit den Augen, und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt, und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht, doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig übrigens die Darstellung und Benutzung des feligen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwey letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der innern Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, aber die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wissenden sich besprochen. Was ihm von den Versen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu seyn.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Besondere; so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann: denn jetzt muß man den besten Willen haben, und eine Art von Sonntagskind seyn, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen.

Mannheim in Commission bei Schwan und Söb:
 Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen.
 Neue verbesserte Ausgabe 1804. VIII, übrig-
 gens mit den Anmerkungen 286 S. 8.
 (2 Rthlr. 12 gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfin-
 gen, uns durch den, jedem Gesange vorgesetzten, Inhalt
 mit dem Ganzen und seinen Theilen bekannt zu machen

und in der Ausführung selbst vorwärts zu bringen suchten, haben wir eine ganz eigne Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie sie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und also seiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palast des Prinzen Wallagonia besuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ugeheuern ausgestofft ist, sondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur sorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden sind, so daß alles im Stehen zugleich einzusinken scheint. Gestärkt durch diese Reflexion wagten wir dem Helben Athenor nochmals in's Gesicht zu sehen, fanden uns aber nur nichts gebessert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zusammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetische Schriften stückweise in eine Herenpfanne neben einander setzte, und sodann über einem gelinden Feuer so lange schmort, bis Naturrell, Geist, Unmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenschaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Masse mit einem Köpfelel einigermassen durch einander zähe, und einen solchen Brei, der fast für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erstarren und erfalten ließe: so würde ungefähr ein

Athenor entstehen. Da jedoch der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindung bei diesem Werk nicht vielleicht idiosyncratisch sey, so wünschen wir, daß einer unserer kritischen Collegen durch unständlichere Untersuchung unsere Meinung zu bestärken, oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzesten und gerathensten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek Deutscher Art und Kunst sich angeschafft hat, auch diesem Athenor einen Platz gönne: denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Belieben beim Aufschlagen eines Buchs einen solchen ästhetischen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht seyn mag, ein für allemal herabsetzen.

-
1. Berlin bei Unger: Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben. 1806. 384 S. gr. 8.
 2. Ebendaselbst: Melanie das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.
 3. Lübeck, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg, 1805. 540 S. kl. 8. (1 Rthlr., 12 gr.)

Nicht um diese drei Schriften, denn jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu brin-

gen, nehmen wir sie hier zusammen, sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an ihnen einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämmtlich mehr verständig als passionirt geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel, alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Aufsicht des Lebens.

1. Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns wirklich hier eine Mannin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Erziehungsfrau war und blieb, so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virgo im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Verfasser sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und kunstgerecht, daß theils durch Uebereinstimmung, theils durch Conflict eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der Französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Personen zusammen leben, ist so glücklich gedacht, als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Besetztheit entstehen. Das Kleeblatt wird in eine Deutsche große Residenz versetzt, und der Jüngling wächst zum Grauzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt, weil der Meister einen kriechenden schmeichlerischen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meister ihren Körper technisch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Französische

Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer; von Shakespear will sie nichts wissen. Eine stille Mildthätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahrt, die man einer höhern Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig zu erforschen, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist, daß sie ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, sich immer an Freundsinnen anschließt und sich ihnen gleichsam subordinirt. Sie findet sich mit Adelaïden zusammen, einem von den Mädchen der neueren Deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehrlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kommt an, die ganze kleine Frauensocietät bewirbt sich um ihn, ihm ist keine Neigung einzuschöpfen, sein Eigenthümliches bleibt verschlossen, doch erregt er in beiden Freundsinnen die Lust an Italiänischer Poesie. Sie werden hingerrissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element

einer so liebevollen Dichtkunst eingeletzt. Doch können die Frauen aus dem verschlossenen Jüngling nicht klug werden, bis sich endlich zeigt, daß ihm Friedrich der Zweyte als Idol vorschwebt, und daß er keinen Wunsch hat als unter einer so großen Mutter mit thätig zu seyn.

Der siebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, steht als ernstes Bild innerhalb des weiblichen Kreises. Der junge Held und die Amazone nähern sich auf eine würdige Art, erklären sich wechselseitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft und scheiden.

Noch kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darstellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Enttiefelung ihrer Herkennungen, die Folgen des Verlustes sind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs fährt unsere Heldin zur Gesellschaft zurück. Sie findet sich da in einigem Mißverhältniß, weil sie etwas Besseres befehlen. Aber laßt, wird durch den Tod ihres Bruders, ist vielen Bemerkungen ausgesetzt; ihre Gesinnungen bestimmen ihr Schicksal. Wie sie irrt, fehl greift und endet, ist flüchtig aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsere Freundin an einen kleinen deutschen Hof zu einer jungen Prinzessin berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Individualität durch

alle Ausbildung hindurch zu erhalten sucht. Sie entfernt sich von Tanz und Spiel, qualificirt sich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzessin durch Gefinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr läßlich behandelt, und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzess wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus, als an dem ersten. Vater und Mutter sind beide bigott und abergläubisch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgibt. Die Charaktere und Stellungen derselben gegeneinander zeigen von vieler Welt- und Menschenkenntniß des Verfassers. Der Ursprung des Missklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Eben so glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Uebereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber, bei fortschreitenden Verhältnissen, beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen Deutschen Hof, gerade nicht fragenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert.

Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprin-

zen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Lust bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die Spanische Literatur gefällt sich zur Italianischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als bllig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen dieß bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen er-

freut den Hof. Der Herzog stirbt, die Prinzessin kehrt zur jungen Herzogin zurück, schlägt eine Stelle als Oberhofmeisterin aus, und entfernt sich wieder. Das Mißverhältniß zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlin wächst, und diese weiß einen Rettungsplan durchzuführen.

Zu Anfang des dritten Buchs reifen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradoxen Invektive gegen die Schweizer überrascht. Man geht es nach Italien, und hier hat der Verfasser den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in Verhältniß zu seinen erdichteten Personen zu bringen; welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte, und überhaupt aus der Wirklichkeit nicht so weit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nathan, Ruth und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin fränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt

in ein gefährliches Verhältniß zu Eingriffen, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begibt sich auf einen Landsteg, und beschließt seine Bildung durch Deutsche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben, und auf Ueberraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auslege wie wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Roman mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfasser belebt worden, so werden wir das Verlangen berer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß anregen, und der Bestimmung solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielmehr auch nicht ganz ästhetisch seyn kann, so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Plage.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weiniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: wie kann ein Frauenzimmer seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Mannin. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die

Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? — Gar manches werden sie daraus nehmen. — Wozu sie es aber, nach Rec. Rath, nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen, daß das Problem auf diese Weise nicht zu lösen ist. Der Verfasser, um seine Amazone selbstständig zu erhalten, muß sie ohne Vater und Mutter entspringen lassen. Er kann sie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf bestimmt ist, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leisten hinbringen. Sie ist weder Tochter, noch Schwester, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und so kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter voraussehen. Da sie denn aber doch zuletzt nicht allein seyn kann, sich irgend wo anschließen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrschen muß, so läuft ihre ganze Existenz auf eine Gesellschaftsdame und Hofmeisterin hinaus, auf ein Daseyn, das sich ein Frauenzimmer nicht leicht wünschenswerth vorstellen möchte.

Scheinen wir durch diese Betrachtungen ein Buch, das wir bisher gepriesen, gleichsam zu vernichten, so glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder in's Gleiche zu bringen. Jeder Mensch, das Weib so gut als der Mann, will seine Individualität behaupten, und behauptet sie auch zuletzt, nur jedes auf seine Weise. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wiß-

wissen sie selbst am besten, und wir brauchen sie es nicht zu lehren. Es ist aber immer angenehm und nützlich, und gibt zu den interessantesten Vergleichen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen suchen würde, wenn sie männlich gekannt wäre. Wir empfehlen also dieses Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen ist; aber keineswegs, daß sie daraus die Mittel lernen sollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag sich jede nach diesem Bilde selbst prüfen und examiniren; sie mag mit sich über die Mittel rathschlagen, deren sie sich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und sie wird sich meist mit der Amazone in Widerspruch finden, die eigentlich nicht als ein Muster, sondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn steht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) Melanie hat in der Fabel Ähnlichkeit mit dem Vorhergehenden. Hier ist ein Findelkind; das Geheimniß seiner Geburt wird aber zur Verwicklung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntheit des Lesers mit derselben vorzüglich gerechnet ist.

Charaktere und Begebenheiten sind im guten Sinne romanhaft. Jene sind immer in dem Zustande, in welchem sich die wirklichen Menschen selten befinden; diese sind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zusammengebrängt.

Das Dargestellte ist sich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände sind wie aus der Ferne, mit einer Art von Respect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebulosisch gezeichnet; dagegen die der mittleren und unteren Stände scharf und ohne Weisung anrissen sind, oft überladen, in's Hässlichste und Gemeinste übergehend. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Lesers.

Doch zeigt die Verfasserin im Ganzen genugsame Weltkenntniß, und man kann nicht läugnen, daß ihr die irdischen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig sind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgegarbten anspreschen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beispiel gibt. Unter den mehr poetischen Figuren findet sich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern sieht; nur sollte es ihr an dem Ingrepiens von Geist, durch den sich die erste eigentlich bei uns einschmeichelt.

Das Ganze ist im Romanesque gestrichelt, genug aufgebanzt und gefärbt; die Exposition prägnant und viel versprechend; der Einschnitt gefällig; das Interesse nimmt zu, die Erwartung wird gespannt und die Auflösung überrascht. Als Buch ist es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal auslesen; und es wird jeden, der diese Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3). Därrant verdient den Namen eines Romans, doch in einem andern Sinne als das vorbergehende Werk, auch nennt ihn die Verfasserin auf dem Titel einen tiefen Roman. Die Figuren sind mehr ideell als phantastisch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengesetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Gestalten. Der Hauptfiguren sind drey. Die Umgebung ist nicht überhäuft und gut in Abstufungen vertheilt. Von der Fabel läßt sich so viel sagen:

Ein Hof- und Weltmann, schon in gewissen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlgezogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne recht zu wissen, was sie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist, eines Bruders Glück zu befördern, für den allem sie bisher gelebt. Unglücklicherweise macht in eben dem Augenblick ein junger liebeswüthiger aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Nüßes darin, sich diesem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unschuld so weit, daß der alte Herr verdrängt wird, die Liebenden trennt, und bis an seinen Tod durch allerlei Schicksale aus einander hält. Bruder und Stiefbruder verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Noctio nicht hinläng-

lich genutzt worden! Adelaide reist zu ruhig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und Zufall entgegen bringen, als daß sie solche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was sonst noch alles aus der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen. Dessen ungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neueren Bekanntschaften, recht gern, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie fünf

tig, wenn sie nur einmal erinnert sind; diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung auf's Leben, symbolisch dargestellt wird, so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethens natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur

seht, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punct andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen, so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vortheile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt; da er am Schluß seines Werks jederman befriedigen, und, wo es nöthig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Anstoßstellen bemerken können, daß die anmuthigen und liebesvollen Naturen, die in dem Roman unserer Frauenbl. Glentherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen, und bei dieser Gelegenheit immer außerordentlich verdrüsslich werden. „Sollte man sich mit so einem Gesichtchen von Politik unterhalten?“ sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Abelsiden dieses Romanes sagen: sollte man mit so viel Liebendürftigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken? Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlte, wie wenig dergleichen Konfessionen einer weiblichen Feder gehören.

Eine Neigung, welche sie gegen Wilhelm Meister gefaßt, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanenhelden selbst, etwa mit seinem größer gewordenen Felix, auftreten lassen, da sich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und stört ihren wohlwollenden Leser ohne Noth, wenn sie unversehens irgend ein Gänschen von Leserin anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über Deutsche Literatur heftige Debatten entstehen. Fürstin Aurora ist von der älteren Schule. Uz, Hagedorn, Kleist, Matthiesson und Höltz werden anschließend mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren, und ihre Musikalien anzufrischen. Zunächst nehmen ältliche Damen unsern Wieland in Schutz, und lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleißig studirt, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerin, wird

unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterin erklärt. — Den Dekan des Deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hoffstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden, und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte.

P r o m e t h e u s.

D r a m a t i s c h e s F r a g m e n t.

1 7 7 3.



E r s t e r A c t.

Prometheus. Merkur.

Prometheus.

Ich will nicht, sag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen eins,
Mich dünkt es hebt sich!

Merkur.

Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.

Was Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommst?
Ich stand, als ich zum ersten Mal bemerkte
Die Füße stehn,
Und reichte, da ich
Diese Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennst Vater, Mutter.

Merkur.

Und reichend dir
Der Kindheit nöth'ge Hülfe.

Prometheus.

Und dafür hatten sie Gehorsam meiner Kindheit,
Den armen Sproßling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Merkur.

Und schützten dich.

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren
Die sie fürchteten.
Haben sie das Herz bewahrt
Vor Schlangen die es heimlich neideten?
Diesen Busen gestählt
Zu troßen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Erzer?

Merkur.

Elender! Deinen Göttern das,
Den Unendlichen?

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könn't Ihr?
Könn't Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Faust?
Vermög't Ihr zu scheiden
Mich von mir selbst?
Vermög't Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Merkur.

Das Schicksal!

Prometheus.

Anerkennst du seine Macht?

Ich auch! —

Geh', ich bleibe nicht Vasallen!

(Merkur ab.)

Prometheus

(zu seinen Statuen sich lehrend die durch den ganzen Hain zerstreut stehen.)

Unerfährlicher Augenblick!

Aus eurer Gesellschaft

Gerissen von dem Thoren,

Meine Kinder!

Was es auch ist das euren Busen regt,

(sich einem Mädchen nahest.)

Der Busen sollte mir entgegen wallen!

Das Auge spricht schon jetzt!

Sprich, rede liebe Lippe mir!

O, könnt' ich euch das fühlen geben

Was ihr seyd!

(Epimetheus kommt.)

Epimetheus.

Merkur beklagte sich bitter.

Prometheus.

Hättest du kein Ohr für seine Klagen,

Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles was Recht ist!

Der Götter Vorschlag

War diesmal billig.

Sie wollen dir Olympus' Spitze thronen,
Dort sollst du wohnen,
Sollst der Erde herrschen!

Prometheus.

Ihr Burggraf seyn

Und ihren Himmel schützen? —

Mein Vorschlag ist viel billiger:

Sie wollen mit mir theilen und ich meine,

Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.

Das was ich habe, können sie nicht rauben,

Und was sie haben, mögen sie beschützen.

Hier Mein und Dein,

Und so sind wir geschieden.

Epimetheus.

Wie vieles ist denn dein?

Prometheus.

Der Kreis den meine Bittsamkeit erfüllt!

Nichts drunter und nichts drüber!

Was haben diese Sterne droben

Für ein Recht an mich,

Daß sie mich begaffen?

Epimetheus.

Du stehst allein!

Dein Eigensinn verkennt die Sonne

Wenn die Götter, du,

Die Deinigen und Welt und Himmel all

Sich ein innig Ganzes fühlen.

Prometheus.

Ich kenne das!

Ich bitte, lieber Bruder,

Reiß's wie du magst und laß mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
 Hier fühl' ich mich;
 Hier alle meine Wünsche
 In körperlichen Gestalten.
 Meinen Geist so tausendfach
 Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern:

(Miner'ss Himm.)

Prometheus.

Du wagst es, meine Göttin?
 Wagest zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
 Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du bist meinem Geist
 Was er sich selbst ist;
 Sind von Anbeginn
 Mit deine Worte Himmelslicht gewesen
 Immer als wenn meine Seele zu fließ selbst spräche,
 Sie sich eröffnete
 Und mitgeborne Harmonieen
 In ihr erklangen aus sich selbst,
 Und eine Gottheit sprach
 Wenn ich zu reden wähnte,
 Und wähnt' ich eine Gottheit spräche,
 Sprach ich selbst.
 Und so mit dir und mir
 So ein, so innig
 Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der süße Dämmerſchein
Der weggeſchiednen Sonne
Dort herauſſchwimmt
Vom finſtern Kaukaſus
Und meine Seel' umgibt mit Wonneruh,
Abweſend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte ſich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Ergeizen ſich die ſtolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie ſind mein, und mein iſt ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den oberſten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Nacht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonſt! — Haſt du mich nicht eſtgeſehn
In ſelbſt erwählter Knechſchaft
Die Bürde tragen, die ſie
In feyerlichem Ernſt auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß
Weil ich glaubte
Sie ſähen das Vergangene, das Zukünftige

Im

Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sey uranfängliche
Uneigennützigte Weisheit?

Minerva.

Du dientest um der Freiheit werth zu seyn.

Prometheus.

Und möcht' um alles nicht
Mit dem Donnervogel tauschen
Und meines Herren Blitze stolz
In Sklavenklauen packen.
Was sind sie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß ist ungerecht!
Den Göttern fiel zum Loose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben sie das all
Doch nicht allein!
Ich daure so wie sie.
Wir alle sind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und seh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildnissen herumfahrend)

Sieh diese Stirne an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieses Busens Macht

Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

(bleibt bei einer weiblichen Bildsäule stehen)

Und du, Pandora,
Heiliges Gefäß der Gaben alle
Die ergößlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Sonnengefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labfal ergossen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geschmeckt —
Das all' all — — Keine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen,
Wenn du seinem Antrag
Gehör gäbst.

Prometheus.

Das war das Einzige was mich bedenken mochte.
Allein — ich sollte Knecht seyn
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie müßten hier gebunden seyn
Von ihrer Leblosigkeit,

Sie sind doch frei
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verschließt:
Sie sollen leben und durch dich!

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei sich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank seyn!

Z w e y t e r A c t.

(Auf Olympus.)

Jupiter. Merkur.

Merkur.

Gräuel — Vater Jupiter — Hochverrath!

Minerva, deine Tochter

Steht dem Rebellen bei,

Hat ihm den Lebensquell eröffnet

Und seinen letzten Hof,

Seine Welt von Thon

Um ihn belebt.

Gleich uns bewegen sie sich all'

Und weben, jauchzen um ihn her

Wie wir um dich.
O, deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie sind! und werden seyn!
Und sollen seyn!
Ueber alles was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Merkur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Missethat vergibst Verbrechern,
Sei Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgeborenen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!

Merkur.

So weiß als gütig!

(Thal am Fuße des Olympus.)

Prometheus.

Sieh nieder, Zeus,

Auf meine Welt: sie lebt!

Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,

Ein Geschlecht das mir gleich sey,

Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich

Und dein nicht zu achten

Wie ich!

(Man sieht das Menschengeschlecht durch's ganze Thal verbreitet.

Sie sind auf Bäume geklettert Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann.

Sieh hier die Bäume

Wie du sie verlangtest.

Prometheus.

Wie brachtest du

Sie von dem Boden.

Mann.

Mit diesem scharfen Steine hab' ich sie

Glatt an der Wurzel weggerissen.

Prometheus.

Erst ab die Nester! —

Dann ramme diesen

Schräg in den Boden hier

Und diesen hier, so gegenüber;

Und oben verbinde sie! —

Dann wieder zwey hier hinten hin

Und oben einen quer darüber.

Run die Nester herab von oben

Bis zur Erde,
 Verbunden und verschlungen dir,
 Und Nasen rings umher,
 Und Nester drüber, mehr,
 Bis daß kein Sonnenlicht
 Kein Regen, Wind durchbringe.
 Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tausend Dank!
 Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
 In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!

Du hast sie dir gebaut und sie ist dein.
 Du kannst sie theilen
 Mit wem du willst.
 Wer wohnen will der bau' sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwey Männer.

Erster.

Du sollst kein Stück
 Von meinen Ziegen nehmen,
 Sie sind mir mein!

Zweiter.

Woher?

Erster.

Ich habe gestern Tag und Nacht
 Auf dem Gebirg herumgellektert,
 Mit saurem Schweiß
 Lebendig sie gefangen,
 Diese Nacht bewacht,

Sie eingeschlossen hier
Mit Stein und Nests.

Zweiter.

Nun gib mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt
Am Feuer sie gezeitigt
Und gefessen mit meinen Brüdern.
Brauchst heut nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erster.

Bleib mir von meinen Siegen!

Zweiter.

Doch!

(Erster will ihn abwehren, Zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er
umstürzt, nimmt eine Aeg und fort.)

Erster.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt).

Was gibt's?

Mann.

Er raubt mir meine Siege! —
Blut rieselt sich von meinem Haupt —
Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So — theurer Vater!
Schon ist es geküßt.

Prometheus.

Geh, wasch dein Angesicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laf ihn!

Ist seine Hand wider jederman,

Wird jedermans Hand seyn wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr seyd nicht ausgeartet, meine Kinder,

Seyd arbeitsam und faul,

Und grausam mild,

Freigebig, geizig,

Gleichen all' euren Schicksalsbrüdern,

Gleichen den Thieren und den Göttern.

Pandora (kommt).

Prometheus.

Was hast du, meine Tochter,

Wie so bewegt?

Pandora.

Mein Vater!

Ah, was ich sah, mein Vater,

Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was ist ihr?

Pandora.

Namenlose Gefühle!

Ich sah sie zu dem Waldgebüsch gehn
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;

Ich folgt' ihr nach,

Und, ach, wie ich vom Hügel komme, sah

Ich sie, im Thal

Auf einen Rasen hingefunken.

Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.

Er hielt sie fest in seinen Armen,

Wollte sie nicht sinken lassen,

Und ach sank mit ihr hin.

Ihr schönes Haupt ersank,

Er küßte sie tausendmal,

Und hing an ihrem Munde,

Um seinen Geist ihr einzuhauchen.

Mir ward bang,

Ich sprang hinzu und schrie,

Mein Schrei eröffnet ihr die Sinnen.

Arbar ließ sie; sie sprang auf

Und, ach, mit halb gebrochenen Augen

Ziel sie mir um den Hals.

Ihr Busen schlug,

Als wollt' er reißen,

Ihre Wangen glühten,

Es lechzt' ihr Mund,

Und tausend Thränen stürzten.

Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken

Und hielt sie, theurer Vater,

Und ihre Küsse, ihre Gluth

Hat solch ein neues unbekanntes

Gefühl durch meine Adern hingegossen,
 Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
 Endlich sie ließ und Wald und Feld. —
 Zu dir, mein Vater! sag:
 Was ist das alles was sie erschüttert
 Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was ist das?

Prometheus.

Meine Tochter,
 Du hast der Freuden viel genossen.

Pandora.

Tausendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandora, dein Busen schlug
 Der kommenden Sonne,
 Dem wandelnden Mond entgegen,
 Und in den Küßen deiner Gespielen
 Genossst du die reinste Seligkeit.

Pandora.

Unausprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
 Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!

Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel
 Bewegte, regte sich,
 Ich ganz in Melodie verschwamm.

Prometheus.

Und alles löst sich endlich auf in Schlaf,

So Freud' als Schmerz.

Du hast gefühlt der Sonne Gluth,

Des Durstes Lechzen,

Deiner Ansee Müdigkeit,

Hast über dein verlornes Schaf geweint,

Und wie geächzt, gezittert

Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse triffst,

Eh' ich dich heilte.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Boun'

Und Weh!

Prometheus.

Und fühlst an deinem Herzen

Das noch der Freuden viele sind,

Der Schmerzen viele,

Die du nicht kennst.

Pandora.

Wohl, wohl! — Dieß Herz sehnst sich oft

Nach nirgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da ist ein Augenblick der alles erfüllt,

Alles was wir gesehnt, geträumt, gehofft,

Gefürchtet, Pandora, —

Das ist der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerst tiefften Grunde

Du ganz erschüttert alles fühlst

Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen,
 Im Sturm dein Herz erschwillt,
 In Thränen sich erleichtern will,
 Und seine Gluth vermehrt,
 Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
 Und all die Sinne dir vergehn,
 Und du dir zu vergehen scheinst
 Und sinkst,
 Und alles um dich her versinkt in Nacht
 Und du, in immer eigenstem Gefühl,
 Umfassest eine Welt:
 Dann stirbt der Mensch.

Pandora (ihn umhalsend).

O, Vater, laß uns sterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
 In stürmendem Genuß sich aufgelöst,
 Dann sich erquicket, in Wonne schläft, —
 Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
 Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

D r i t t e r A c t.

P r o m e t h e u s

(in seiner Werkstatt).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
 Mit Wolkendunst,
 Und übe, dem Knaben gleich,
 Der Disteln köpft,
 An Eichen dich und Bergeshöhn;
 Rußt mir meine Erde
 Doch lassen stehn,
 Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
 Und meinen Herd,
 Um dessen Gluth
 Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Armeres
 Unter der Sonn', als euch, Götter!
 Ihr nähret kümmerlich
 Von Opfersteuern
 Und Gebetshauch
 Eure Majestät,
 Und darbtet, wären
 Nicht Kinder und Bettler
 Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
 Nicht wußte wo aus noch ein,

Kehrt' ich mein verirrtes Auge
 Zur Sonne, als wenn drüber wär'
 Ein Ohr, zu hören meine Klage,
 Ein Herz, wie mein's,
 Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
 Wider der Titanen Uebermuth?
 Wer rettete vom Tode mich,
 Von Slaverey?
 Hast du nicht alles selbst vollendet,
 Heilig glühend Herz?
 Und glühtest jung und gut,
 Betrogen, Rettungsband
 Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
 Hast du die Schmerzen gelindert
 Je des Beladenen?
 Hast du die Thränen gestillet
 Je des Geängsteten?
 Hat nicht mich zum Ranne geschmiedet
 Die allmächtige Zeit
 Und das ewige Schicksal,
 Meine Herren und deine?

Wähntest du etwa,
 Ich sollte das Leben hassen,
 In Wüsten fliehen,
 Weil nicht alle,
 Blüthenträume reiften?

Hier 'sit' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

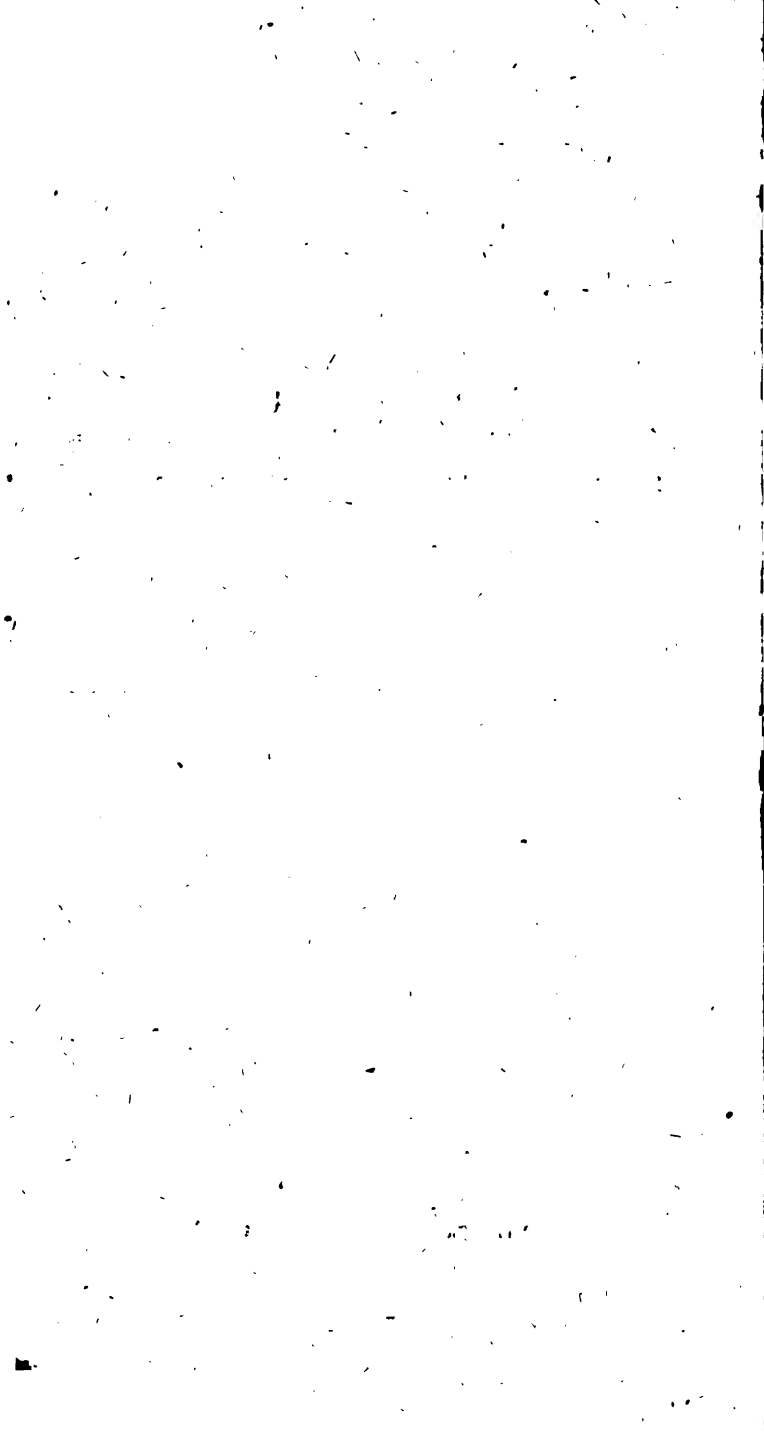
Minerva (tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend).



G d t t e r

Helden und Wieland:

1 7 7 4.



Mercurius am Ufer des Cocytus mit zwey Schatten.

Mercurius.

Charon! he Charon! Mach daß du rüber kommst.
Geschwinde! Meine Leutchen da beklagen sich zum Er-
barmen, wie ihnen das Gras die Füße neht und sie den
Schnuppen kriegen.

Charon.

Saubere Nation! Woher? Das ist einmal wieder
von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius.

Droben reden sie umgekehrt. Doch mit alledem war
das Paar nicht unangesehen auf der Oberwelt. Dem
Herrn Litterator hier fehlt nichts als seine Perücke und
seine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und
Ducaten. Wie steht's drüben?

Charon.

Nimm dich in Acht. Sie haben dir's geschworen,
wenn du hinüber kommst.

Mercurius.

Wie, so?

Charon.

Admet und Alceste sind abel auf dich zu sprechen,
am ärgsten Euripides. Und Hercules hat dich im Ans

fall seiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie
gescheidt werden würde.

Mercurius.

Ich verstehe kein Wort davon.

Charon.

Ich auch nicht. Du hast in Deutschland jetzt ein
Geträtsch mit einem gewissen Wieland.

Mercurius.

Ich kenne so keinen.

Charon.

Was schierr's mich? Genug sie sind fuchswild,

Mercurius.

Laß mich in Rahn, ich will mit hinüber, muß doch
sehen was gibt.

(Sie fahren über.)

Euripides.

Es ist nicht fein, daß du's uns so spielst, alten gu-
ten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich
mit Kerls zu gesellen, die keine Ader Griechisch Blut im
Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidschen,
als wenn uns noch was übrig wäre außer dem bißchen
Ruhm und dem Respect den die Kinder droben für un-
sere Bart haben.

Mercurius.

Bei'm Jupiter, ich versteh' euch nicht.

Litterator.

Sollte etwa die Rede vom Deutschen Mercur seyn?

Euripides.

Kommt ihr daher? Ihr bezeugt's also?

Litterator.

O ja, das ist jeko die Wonne und Hoffnung von ganz Deutschland, was der Götterbote für goldene Paspierchen der Aristarchen und Aviden herum trägt.

Euripides.

Da hört ihr's. Und mir ist übel mitgespielt in denen goldenen Blättchens.

Litterator.

Das nicht sowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen eine Alceste zu schreiben; und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhundert und dessen Gefinnungen zuschreiben müsse.

Euripides.

Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was ist aus uns geworden? Mercur, und du trägst dich damit?

Mercurius.

Ich stehe versteinert.

Alceste (kommt).

Du bist in übler Gesellschaft, Mercur! und ich werde sie nicht verbessern. Pfuy!

Admet (kommt).

Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius.

Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Rasenden zu thun?

Alceste.

Du scheinst betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hain jenseits des Cochtus, wo wie du weißt die Gestalten der Träume sich lebhaft darstellen und hören lassen. Wir hatten uns eine Weile an den phantastischen Gestalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erschienen zwei abgestammelte gezerrte hagere blasse Pappchens, die sich einander Alceste! Admet! nannten, vor einander sterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Getöse verschwanden.

Admet.

Es war lächerlich anzusehen. Wir verstünden das nicht, bis erst kurz ein junger Studiosus herunter kam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewisser Wieland habe uns ungebeten wie Euripides die Ehre angethan, dem Volke unsere Masken zu prostituiren. Und der sagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber niemand aufgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides.

Ja und was das schlimmste ist, so soll er in eben

den Wischen die du herumträgst, seine Alceste vor der meinigen herausgestrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius.

Wer ist der Wieland?

Litterator.

Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar.

Mercurius.

Und wenn er Ganymedes Hofmeister wäre, sollt' er mir her. Es ist just Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Litterator.

Mir wird's angenehm seyn, solch einen großen Mann bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmise tritt auf.)

Wieland.

Lassen Sie uns, mein lieber Jacobi.

Alceste.

Er spricht im Traum.

Euripides.

Man sieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius.

Ermuntert euch. Es ist hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie ist's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem Deutschen Mercur?

Wieland (schläft).

Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius.

Was thut uns das? So hört denn und seht.

Bieland,

Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceste.

Ich bin Alceste.

Admet.

Und ich Admet.

Euripides.

Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius.

Woher? — Das ist Euripides und ich bin Mercur.
Was steht ihr so verwundert?

Bieland.

Ist das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals solche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceste? Mit dieser Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Mercurius.

Die eigentliche Frage ist, warum ihr meinen Namen prostituiert und diesen ehrlichen Leuten zusammen so übel begegnet.

Bieland.

Ich bin mir nichts bewußt. Was euch betrifft, ihr könntet, dünkt mich, wissen, daß wir eurem Namen keine Achtung schuldig sind. Unsere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit

anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher sind eure Namen wie eure Bildsäulen zerstückelt und Preis gegeben. Und ich versichere euch, nicht einmal der Griechische Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, ist mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es ist als wenn einer sagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius.

Es ist doch immer mein Name.

Wieland.

Haben Sie jemals Ihre Gestalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenstab in der Hand, sitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tobacksbüchse figuriren sehen?

Mercurius.

Das läßt sich hören. Ich sprech' euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt lassen. So weiß ich, was auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über seine Hosen und Weste noch einen fleischfarbenen Fobbs gezogen hatte, und vermittelst Flügeln an Haupt und Sohlen seine Molchsgestalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland.

Das ist die Meinung. So wenig mein Bignettenschneider auf eure Statue Rücksicht nahm, die Florenz aufbewahrt; so wenig auch ich —

Mercurius.

So gehabt euch wohl. Und so seyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht so banferut gemacht hat, um sich mit allerlei Leuten zu associiren.

(Mercurius ab.)

Wieland.

So empfehl' ich mich denn.

Euripides.

Nicht uns so. Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland.

Ihr seyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab' ich öffentlich gestanden.

Euripides.

Viel Ehre. Es fragt sich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der Aelmigen übeln zu reden, fünf Briefe zu schreiben, um eher Drama, das so mittelmaßig ist, daß ich als compromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, zweien Herren und Dantes nicht allein vorzuziehen, das man euch verzeihen könnte; sondern den guten Euripides als einen vernünftigen Miltreiter hinzustellen, den ihr auf alle Weise den Rang abgelaufen habt.

Admet.

Ich will's euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als sie sind. Aber ein braver Mensch ist er, und

unser Landsmann. Es hätte euch doch sollen bedenklich scheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Herres bemächtigete, der ein Freund des Socrates war, dessen Stücke eine Wirkung auf sein Jahrhundert hatten wie eure wohl schwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceste und Admet habe herbei beschwören können als ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweises Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig ist.

Euripides.

Denn eure Stücke einmal so viel Menschen das Leben gerettet haben als meine, dann sollt ihr auch reden.

Wieland.

Mein Publicum, Euripides, ist nicht das euerige.

Euripides.

Das ist die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten ist die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceste.

Daß ich's euch sage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, eure Alceste mag gut seyn und eure Weibchen und Männchen amüßet, auch wohl geliebt haben, was ihr Nahrung nennt. Ich bin darüber weggangen, wie man von einer perstimulanten Jüter wegweicht. Des Euripides seine hab' ich doch garz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland.

Meine Fürstin.

Alceste.

Ihr solltet wissen, daß Fürsten hier nichts geken.
Ich wünschte ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher
Euripides in Ausführung unserer Geschichte gewesen als
ihr. Ich bin für meinen Mann gestorben, wie und wo,
das ist nicht die Frage. Die Frage ist von eurer Alceste,
von Euripides Alceste.

Wieland.

Könnt ihr mir absprechen, daß ich das Ganze weit
delicater behandelt habe?

Alceste.

Was heißt das? Genug Euripides hat gewußt,
warum er eine Alceste aufs Theater bringt, so wenig
ihr die Größe des Opfers das ich meinem Mann, that
darzustellen wußtet.

Wieland.

Wie meint ihr das?

Euripides.

Laßt mich reden, Alceste! Sieh her, das sind meine
Fehler. Ein junger blühender König, ersterbend mitten
im Genuß aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk
in Verzweiflung den guten trefflichen zu verlieren, und
über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wech-
seltod abdringend. Und nun — alles verstummt und
Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles —

und er lechzend am Rande des Todes, umherschauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu steigen zu den hoffnungslosen Todten.

Wieland.

Das hab' ich alles auch.

Euripides.

Nicht gar. Eure Leute sind erstlich all zusammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menschheit, ein Ding das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eyer, und ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammen gerührt.

Da ist eine Frau die für ihren Mann sterben will, ein Mann der für seine Frau sterben will, ein Held der für sie beide sterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Busche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland.

Ihr seht das anders an als ich.

Alceste.

Das vermuth' ich. Nur sagt mir: was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte als sein Leben? Der Mensch der sein ganzes Glück in seiner Gattin gendße, wie euer Admet, würde durch ihre That in

den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbatnen sich zusammen den Tod, und euer Klopstock, der doch immer unter euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetzeln — „Daphnis, ich sterbe zuletzt.“ Also mußte Admet gerne leben, sehr gern leben, oder ich war — was? — eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet.

Und den Admet, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland.

Nur Feige fürchten den Tod.

Admet.

Den Heldentod, ja. Aber den Hausvaterdod fürchtet jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geschenkt haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland.

Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet.

Wir reden Griechisch — Ist euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides.

Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger seyn. Das glaubt er.

Admet.

Er thut nur so. Nein, ihr seyd noch Mensch genug, auch zu Euripides' Admeten, zu versehen.

Alceste.

Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet.

Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genügsamkeit, und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht satt wurde, und alle liebte, daß sie ihn lieben sollten, und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an seinem Tisch vergaß — der sollte nicht ewig zu leben wünschen? — — — Und der Mensch hatte auch eine Frau.

Alceste.

Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem schwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willst du ein Wort hören?

Das Mädchen.

Was verlangt ihr?

Alceste.

Du hattest einen Liebhaber.

Mädchen.

Ach ja.

Alceste,

Und liebst ihn von Herzen, so daß du in mancher guten Stunde Beruf fühltest für ihn zu sterben?

Mädchen.

Ach! und ich bin um ihn gestorben. Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceste.

Da habt ihr eure Alceste, Wieland. Nun sage mir, liebe Kleine, du hattest Eltern die sich herzlich liebten.

Mädchen.

Gegen unsre Liebe war's ein Schatten. Aber sie ehrten einander von Herzen.

Alceste.

Glaubst du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr gewesen wäre, und dein Vater hätte für sie mit seinem Leben bezahlt, daß sie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen.

Ganz gewiß.

Alce-

Alceste.

Und wechselseitig Wieland, eben so. Da habt ihr Euripides Alceste.

Admet.

Die eurige wäre dann für Kinder, die andere für solche Leute, die schon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio sympathisirt ist nöthig und billig.

Wieland.

Laßt mich, ihr seyd widersinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides.

Erst höre mich noch ein paar Worte.

Wieland.

Mach's kurz.

Euripides.

Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch so viel zu Gute thut, ein Theaterstück so zu lenken und zu runden daß es sich sehen lassen darf, ist ein Talent, ja, aber ein sehr geringes.

Wieland.

Ihr kennt die Mühe nicht, die's kostet.

Euripides.

Du hast ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's briem. Sätze besteht, nichts ist als eine Schimale, nach Götzen und Theaterconventionen und

nach und nach aufgestellten Statuten Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen.

Bieland.

Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides.

So genieße deines Ruhmes unter den Dahnigen und laß uns in Ruh.

Admet.

Begeiß dich zur Gelassenheit, Euripides! Die Stellen an denen er deiner spottet sind so viel Flecken mit denen er sein eigen Gewand beschmutzt. War er klug und er könnte sie und die Noten zum Shakespeare mit Blut ablaufen, er würde es thun. So stellt er sich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Euripides.

Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meisterstück ist? Ich darf wohl von meiner Arbeit so reden, thust du's ja. Du fühlst nichts, da du in den Gasthof Admetens trittst?

Alceste.

Er hat keinen Sinn für Gastfreiheit, hörst du ja.

Euripides.

Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauses, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihn erst dem Tod entreißt, und nun a. Jammer! sein bestes Weib für ihn dahingegeben sieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt sich wehmüthig,

daß nicht die Gemeinschaft mit Todten seine Reinigkeit besetzte. Da tritt herein, schwarz gehüllt, das Schwert ihrer heimtückischen Macht in der Faust, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schicksal, und schilt auf die gnädig verweissende Gottheit, droht schon der Alceste, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlassenen Chor seufzen: ach daß Nestulap noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balsam, sie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten, aber er ist erschlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldet daß jener erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub gestreckt hatte nieder sein unerbittlicher Rathschluß.

Alceste.

Bist du nicht ganz entrückt gewesen in die Phantasie der Menschen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem so wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Ist dir nicht da Wunsch, Hoffnung, Glauben 'aufgegangen, käme einer aus diesem Geschlechte! käme der Halbgott seinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides.

Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft: sie ist todt! todt! Hast sie weggeführt, schwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, hast mit deinem verzehrenden Schwert abgeweiht ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An

dem Gabe will ich dir aufhauen, wo du das Blut trinkst der abgeschlachteten Todesopfer, fassen will ich dich Todesgöttin, umschulpen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unsterblicher löset, und du sollst mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (wink auf).

Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet.

Haben wir dich in deinem Rauchschlafchen gestört?

Hercules.

Was soll der Lärm?

Alceste.

Ei da ist der Wieland.

Hercules.

Ei wo?

Admet.

Da steht er.

Hercules.

Der? Nun der ist klein genug. Hab' ich mir ihn doch so vorgestellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (sprachweisend).

Ich habe nichts mit euch zu schaffen, Roloß.

Hercules.

Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland.

Ich vermuthete einen herrlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules.

- Mittlerer Größe? Ich?

Wieland.

Wenn ihr Hercules seyd, so seyd ihr's nicht gemeint.

Hercules.

Es ist mein Name, und auf den bin ich stolz. Ich weiß wohl, wenn ein Frage keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, so nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit ist dir niemals im Traume erschienen.

Wieland.

Ich gestehe, das ist der erste Traum, den ich so habe.

Hercules.

So geh' in dich, und biete den Göttern ab deine Nothen über'm Homer, wo wir dir zu groß sind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland.

Wahrhaftig ihr seyd ungeheuer. Ich hab' euch niemals so imaginirt.

Hercules.

Was kann ich denn, daß er so eine ausbrüchliche Imagination hat? Wer ist denn ihr Hercules auf den er

sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland.

Die Tugend, für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt sie nicht?

Hercules.

Tugend! Ich hab' das Wort erst hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland.

Ich bin's eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte gelesen, und ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweydeutiges Ding.

Hercules.

Ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; so lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer auch ihn hinstellt, welch übermenschliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwey Herzen, zwey Mägen. Er stirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein andres Mißgeschöpf, oder ist nie außer einem Kopf erzeugt worden.

Wieland.

Tugend muß doch was seyn, sie muß wo seyn.

Hercules.

Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dankt, bei uns wohnte sie in Halls göttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtszeiten krenzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland.

Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules.

Einen der mittheilt was er hat. Und der reichste ist der bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann gibt sich nie mit geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch größern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie beehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab vor tausenden gegeben, eröffnete et seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der bravste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland.

Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules.

Laster? Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwey Extreme vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelstand als den positiven anzusehen und den besten, wie's eure Tugenden und Kräfte und Mäße noch thun.

Wieland.

Wenn ihr diese Bestimmungen in meinem Jahrhunderte merken ließe, man würde euch steinigen. Haben sie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion so entsetzlich verkehrt.

Hercules.

Was ist da viel anzugreifen? Die Pferde, Menschenfresser und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen, mit Wolken niemals, sie wollten eine Gestalt haben wie sie mochten. Die überläßt ein gescheidter Mann dem Winde der sie zusammen geführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland.

Ihr seyd ein Unmensch, ein Gotteslästerer.

Hercules.

Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodicus Hercules, das ist dein Mann. Euer Hercules Grandison, eines Schulmeisters Hercules. Ein unthätiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber beggar,

siehst du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen ist dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland.

Kenntet ihr meine Gefinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules.

Ich weiß genug. Hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? und Wunder meinst, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn untern Tisch oder zum Rädel auf die Streu bringst? Weil eure Hochwürden das Wort nicht haben wollen.

Wieland.

Ich empfehle mich.

Hercules.

Du müchtest aufwachen. Noch ein Wort. Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der in seinem vierzigsten Jahr ein groß Werks und Wesens daraus machen kann, und fünf sechs Bücher voll schreiben, davon, daß ein Rädel mit kaltem Blut kann bei drey vier Kerls liegen und sie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls sich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich sehe gar nicht —

Pluto (inwendig).

Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen?
Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht
einmal ruhig liegen bei seinem Weibe, wenn sie nichts
dagegen hat.

Hercules.

So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend).

Sie reden was sie wollen: mdgen sie doch reden,
was kümmert's mich?

Goethe's

Werke.

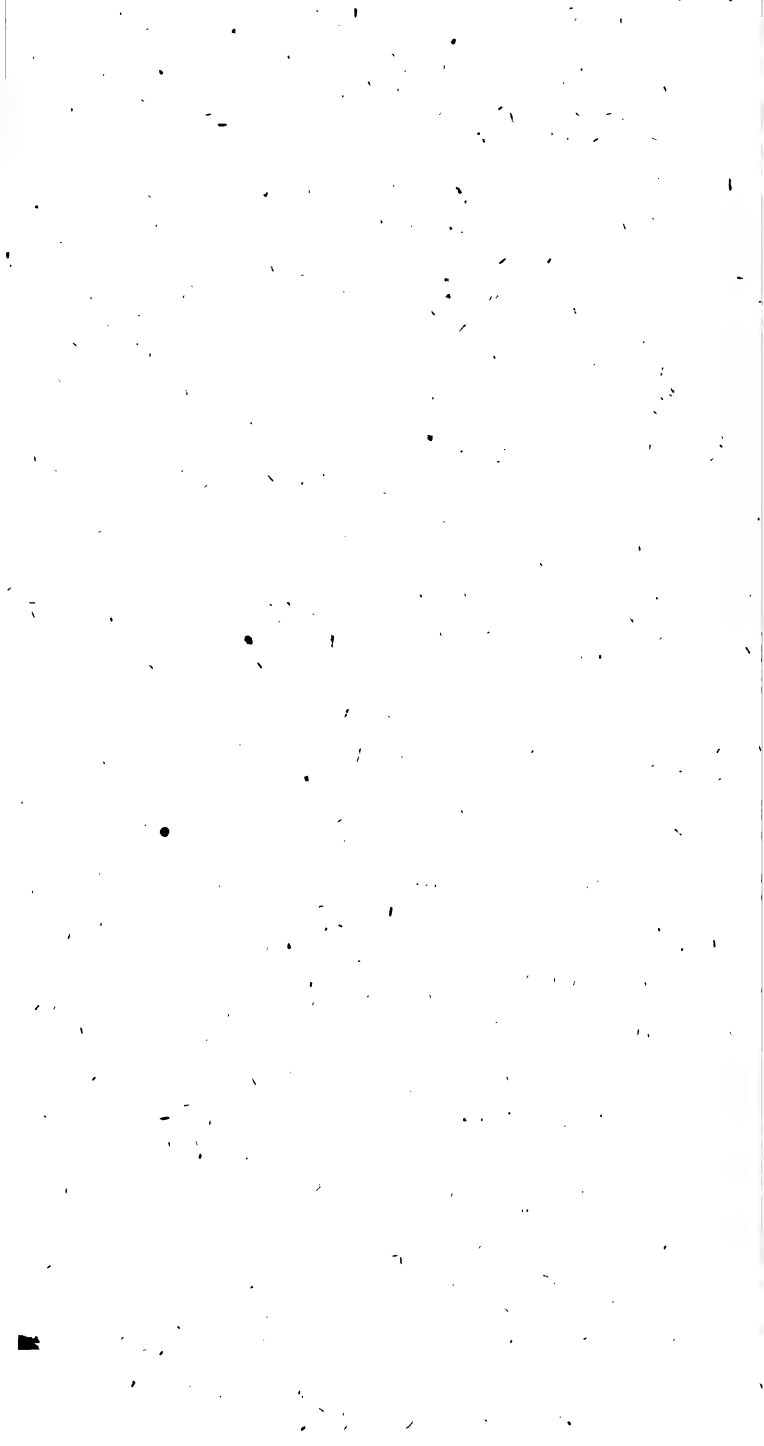
Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Vierunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 3 0.



I n h a l t.

Benvenuto Cellini. Erster Theil.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geschichte seines Lebens zu schreiben. — Ursprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtschaft. — Ursache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geschmack für Nachbilden und Zeichnen; aber sein Vater unterrichtet ihn in der Musik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerstreben, lernt der Knabe die Fibte. — Sein Vater von Leo X begünstigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldschmied in die Lehre. Seite 11.

Zweytes Capitel.

Der Autor sieht seinen Bruder in einem Gefecht beinahe erschlagen und nimmt seine Parthey; daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deßhalb von Florenz verbannt. — Er begibt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst auf der Fibte zu blasen zunimmt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Pierino einem Lontschnfler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begibt sich nach Pisa und geht bei einem dortigen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit. S 26.

D r i t t e s C a p i t e l .

Peter Torrigiani, ein Italiänischer Bildhauer, kommt nach Florenz und sucht junge Künstler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befließigt sich nach den Cartonen von Michelangelo und Leonardo da Vinci zu studiren. — Um sich in seiner Kunst zu vervollkommen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Gefellen, Namens Lasso. — Er findet in dieser Hauptstadt große Aufmunterung so wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwey Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er seine Kunst mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünstler werden eifersüchtig über seine Geschicklichkeit. — Streit zwischen ihm und Gerard Guasconti. — Verfolgt, weil er seinen Gegner geschlagen und verwundet, flechtet er sich in eine Mönchs Kutte und flieht nach Rom. S. 36

V i e r t e s C a p i t e l .

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Chigi höchlich aufgemuntert. — Besonderes Zutrauen dieser Dame. — Eifersucht zwischen ihm und Lucagnolo von Jesi. — Er bläset vor Papst Clemens VII, der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Fähigkeit, als Goldschmied und Musicus in Dienst nimmt. — Der Bischof von Salamanca gibt ihm, auf die Empfehlung des Franciscus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof. S. 52.

F ü n f t e s C a p i t e l .

Der Autor findet Handel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Rienzo da Cerl an. — Er arbeitet große Cardinalsiegel, nach Art des Lantizio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und studirt dort nach den architektonischen Plernathen. — Geschichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Basen, welche Benvenuto gezeichnet. —

Nachdem die Festung vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Stahl-, Bildhauer und Goldschmiede, sich vornehmlich zu vergnügen. — Angenehme Beschreibung eines dieser Banquetts, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall vorherrscht. S. 69.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt Lürtsche mit Silber damascirte Dolche nach. — Ableitung des Wortes Grotteste von Herrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Unbaut belohnt. Leidenschaft des Pulci zu Pantafilea und tragisches Ende desselben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenuto von Perugia. S. 85.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon, durch Büchsenkugeln von der Mauer. — Er flüchtet in's Castell Sanct Angelo, wo er als Bombardier angestellt wird, und sich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Dranien fällt auf einen Kanonenschuß des Autors. — Der Papst erkennt die Dienste des Benvenuto. — Das Castell Sanct Angelo geht über drey Vertrag. S. 98.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereden; aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano dafelbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorsichtige Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater indeß und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben, — Gutes Verhältniß zwischen ihm und Michelagnolo

Buonarotti, durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Geschichte Friedrichs Sinori. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom. S. 112.

N e u n t e s C a p i t e l.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortreffliche Goldschmieds- und Juweller-Arbeit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Stempelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand, des Papstes Günstling, dagegen setzen. — Schöne Medaille nach seiner Erfindung. — Streit zwischen ihm und Bandinelli dem Bildhauer. S. 125.

Z e h n t e s C a p i t e l.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böse Hand, der Autor ist bei der Cur geschäftig; aber seine Absicht sie zu heirathen wird vereitelt. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens VII. — Trauriges Ende seines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der seinem Bruder ein Monument mit einer Inschrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkstatt wird bestohlen. — Außerordentliches Beispiel von der Treue eines Hundes bei dieser Gelegenheit. — Der Papst setzt großes Vertrauen auf den Autor und muntert ihn außerordentlich auf. S. 155.

E i l f t e s C a p i t e l.

Des Autors Feinde bedienen sich der Gelegenheit, das falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verdammen; allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der seine Werkstatt bestohlen, durch die Spürkräfte seines Hundes. — Ueberschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kratze für den Papst. — Mißverstand zwischen ihm und Seiner Hei-

lichkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Kelch zu endigen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außersordentliche Scene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Nebeln und wird durch das heilige Holz geheilt. C. 153.

Z w ö l f t e s C a p i t e l.

Geschichte eines Goldschmieds von Mailand, der zu Parma als falscher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieser Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal sendet ihn nach Rom, als einen geschickten Künstler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papst in Arbeit gesetzt, welches dem Autor sehr unangenehm ist. — Pompeo von Mailand verläumdete ihn, er verliert seine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwischen ihm und dieser Magistratsperson. — Der Gouverneur, durch einen Kunstgriff, überredet ihn den Kelch dem Papste auszuliefern, der ihn dem Autor zurückschickt, mit Befehl das Werk fortzusetzen. C. 167.

Z w e y t e s B u c h.

E r s t e s C a p i t e l.

Der Autor verliebt sich in eine Sicilianische Curtifane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geschwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verlust seiner Geliebten. — Er wird mit einem Sicilianischen Priester bekannt, der sich mit Zauberey abgibt. — Ceremonien, deren er sich bedient. — Der Autor ist bei den Beschwörungen gegenwärtig, in Hoffnung seine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beschwörung. — Ihm wird versprochen, er soll

und der Autor werden von Seiner Heiligkeit befehligt, die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwey kaiserliche Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm freundlich bespricht. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu fassen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfasser einzunehmen, der, als er sich vernachlässigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entschluß faßt. — Wunderbare Geschichte seines Knaben Ascanio.

S. 262.

A c h t e s C a p i t e l.

Der Autor zieht mit Ascanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna, und Venedig nach Padua, wo er sich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Großmüthiges Betragen dieses Herrn gegen Cellini. — Dieser setzt bald seine Reise fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr schifft er über den Wallenstädter See. — Er besucht Genf, auf seinem Wege nach Lyon, und nachdem er sich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

S. 275.

N e u n t e s C a p i t e l.

Undankbares Betragen Rosso des Malers. — Der Autor wird dem Könige Franz I zu Fontainebleau vorgestellt und sehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienste zu nehmen, er aber, da ihn eine schnelle Krankheit heimsucht, mißfällt sich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwischen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er seinen treuen Diener Felli wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinals Gaddi. — Er wird fälschlich von einem Gesellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelsteinen besitze, den er damals entwandt, als ihm der im Castell belagerte Papst die Krone auszubringen

gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht. S. 290.

Sechstes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, in Hoffnung gebachten Erbes zu erhalten, überredet seinen Vater mit der äußersten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Personen verhört. — Treffliche Rede zur Bertheidigung seiner Unschuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indessen der König von Frankreich sich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Castellcommandanten gegen ihn. — Geschichte des Königs Pallavicini. — Der Autor macht Anstalten zur Flucht. — Der Papst, ungehalten über das Fürwort des Königs in Frankreich, beschließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten. S. 504.

Erstes Capitel.

Streit zwischen dem Autor und Ascanio. — Seltsame fränke Phantasie des Schlosshauptmanns, wodurch sein Betragen gegen Eclini verändert wird. — Dieser wird enger als jemals eingeschlossen und mit großer Strenge behandelt. — Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang. S. 520.

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erstaunen über des Autors Entkommen. — Geschichte einer ähnlichen Flucht Paul III. in seiner Jugend, aus dem Castell. — Peter Ludwig thut sein Möglichstes, um seinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfasser nicht die Freiheit schenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papst und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweytenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verräthlichen Schlosshauptmann mit äußerster Strenge behandelt. S. 556.

Dreizehntes Capitel.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wunderbare Vision, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Castellans erweicht wird. — Der Castellan stirbt. — Durante versucht den Cellini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers. S. 555.

Benvenuto Cellini.

Erster Theil.

D r e y z e h n t e s C a p i t e l.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wunderbare Vision, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Castellans erweicht wird. — Der Castellan stirbt. — Durante versucht den Cellini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers. S. 555.

Benvenuto Cellini.

Erster Theil.



V o r r e d e

des Italienischen Herausgebers.

Wenn unständliche Nachrichten von den Leben geschickter Künstler sich einer guten Aufnahme bei solchen Personen schmücken dürfen, welche die Künste lieben und treiben, dergleichen es in unsern gebildeten Zeiten viele gibt, so darf ich erwarten, daß man ein zweihundert Jahre versäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeschreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der besten Zöglinge der Florentinischen Schule. Eine solche Hoffnung belebt mich um so mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunstgeschichten erzählt findet, welche doch sonst mit großem Fleiße geschrieben und gesammelt sind.

Zu diesem Werthe der Neuheit gesellt sich noch das höhere Verdienst einer besondern Urkundlichkeit: denn er schrieb diese Nachrichten selbst, in reifem Alter, mit besonderer Rücksicht auf Belehrung und Nutzen derjenigen, welche sich nach ihm den Künsten, die er auf einen so hohen Grad besaß, ergeben würden.

Dabei finden sich noch sehr viele Umstände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeschichte Bezug haben; indem dieser Mann theils durch Ausübung seiner Kunst, theils durch fortdauernde Regsamkeit, Gelegenheit fand mit den berühmtesten Personen seines Jahrhunderts zu sprechen, oder sonst in Verhältnisse zu kommen; wodurch dieses Werk um so viel bedeutender wird. Denn man hat schon oft bemerkt, daß sich der Menschen Art und wahrer Charakter aus geringen Handlungen und häuslichen Gesprächen besser fassen läßt, als aus ihrem künstlichen Betragen bei feyerlichen Auftritten, oder aus der idealen Schilderung, welche die prächtigen Geschichtsbücher von ihnen darstellen.

Dessen ungeachtet ist nicht zu läugnen, daß unter diesen Erzählungen sich manches findet, was zum Nachtheil anderer gereicht, und keinen völligen Glauben verdienen dürfte. Nicht als wenn der Autor seine brennende

Wahrheitsliebe hie und da verläugne, sondern weil er sich zu Zeiten, entweder von dem unbestimmten und oft betrügerischen Rufe oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er sich denn ohne seine Schuld betrogen haben mag.

Aber diese bösen Nachreden nicht allein könnten das Werk bei manchem verdächtig machen, sondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hierzu beitragen, wenn man nicht bedächte, daß er doch alles aus Ueberzeugung gesagt haben könne, indem er Träume, oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft, als wahre und wirkliche Gegenstände gesehen zu haben glaubte. Daher lassen sich die Geistererscheinungen wohl erklären, wenn er erzählt, daß bei den Beschwörungen betäubendes Räucherwerk gebraucht worden; in gleichen die Visionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafté, schmerzliche Gedanken, am meisten aber durch Einsamkeit und eine unveränderte elende Lage des Körpers der Unterschied zwischen Wachen und Träumen völlig verschwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein gleiches andern weisen und geehrten Menschen begegnet sey, auf deren Erzählung und Versicherung uns die Geschichtsbücher so manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen unveränderlichen Ge-

sehen der Natur widersprechen, ernsthaft überlegt
haben.

Sodann ersuche ich meine Leser, daß sie mich nicht
verdammten, weil ich eine Schrift herausgebe, worin
einige Handlungen, theils des Verfassers, theils seiner
Zeitgenossen, erzählt sind, woran man ein böses Bei-
spiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich
seyn, wenn jeder sobald als möglich, sowohl mit den
menschlichen Lasten als mit der menschlichen Tugend
bekannt wird. Ein großer Theil der Klugheit besteht
darin, wenn wir den Schaden vermeiden der aus daher
entspringt, wenn wir an die natürliche Güte des mensche-
lichen Herzens glauben, die von einigen mit Unrecht
angenommen wird. Besser ist es, nach meiner Mei-
nung, dieses gefährliche Irrthum durch Betrachtung
des Schadens, welchen andere erlitten haben, bald mög-
lichst los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange
Erfahrung uns davon befreie.

Dieses leisten vorzüglich die wahren Geschichten, aus
denen man lernt, daß die Menschen bössartig sind,
wenn sie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln
bewegt. Ist nun diese Geschichte eine solche Meinung
zu bekräftigen geschickt, so möchte ich nicht, daß man
mich, als ich sie bekannt mache, tadeln werde. Denn

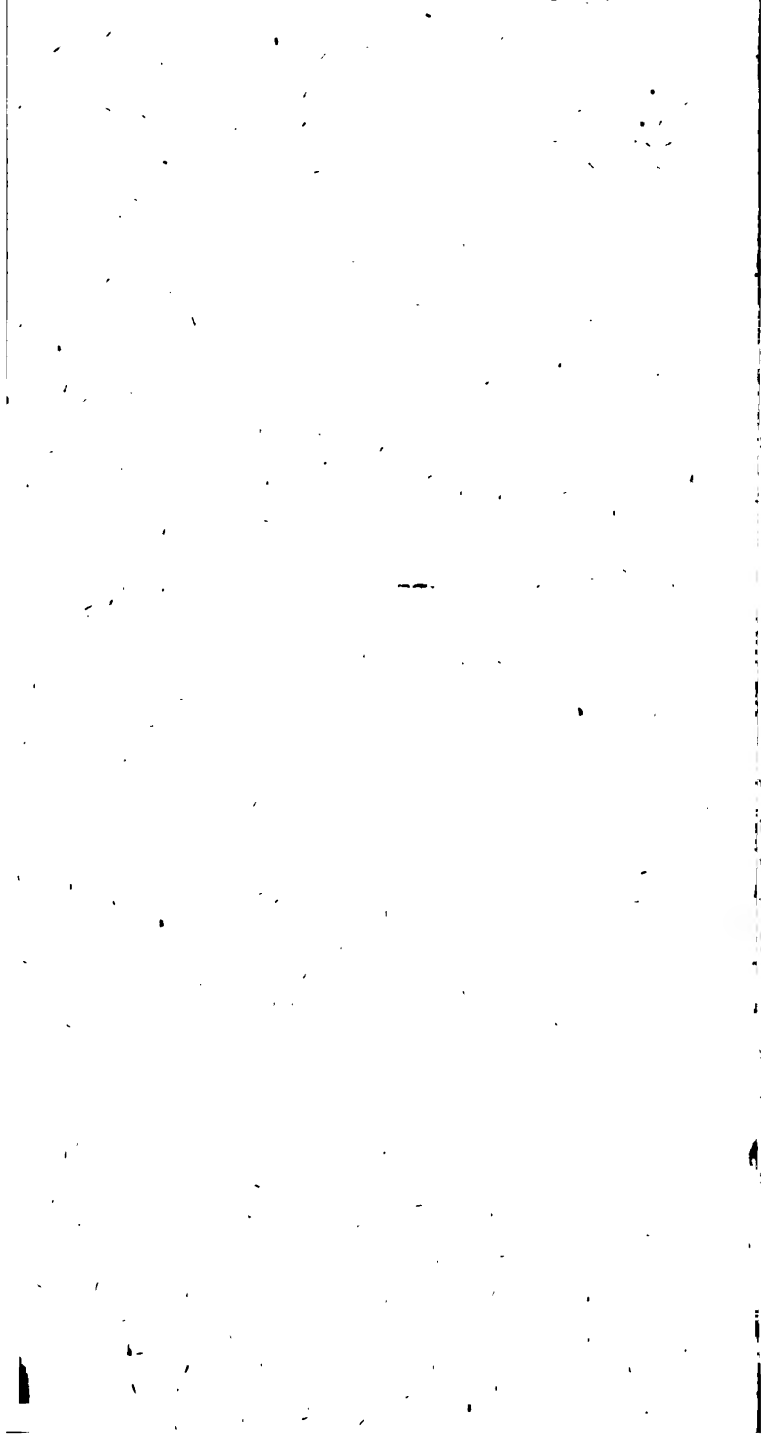
läßt man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzuoffnes Mäden, rühe gewaltsame Mäden und ein unverstöhnlicher Haß, welche sämmtlich unsern Verfasser mit allzu eigen waren, den Menschen einführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buchs einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen, und ihr eine sanfte, gefällige Handreichung, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die sich nicht wohl verstehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuscripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor gesteht, daß ihm die Kenntniß der Lateinischen Sprache mangle, durch welche man sich einen festen und sichern Styl zu eigen macht. Dessen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachlässigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht versagen, daß er sich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich sein Styl sich keineswegs erhebt, noch anstrengt, so scheint er sich doch von der gewöhnlichen Wohlredenheit der besten Italiänischen Schriftsteller nicht zu entfernen: ein eigner und natürlicher Vorzug der gemeinen Florenz

tinischen Repart, in welcher es unmöglich ist roh und ungeschickt zu schreiben, da sie schon einige Jahrhunderte her durch Uebereinstimmung aller übrigen Völker Italiens, als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgezogen, und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geabelt worden ist.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter euren Beifall zu erwerben. Fest und lebt glücklich!

E r s t e s B u c h.



Erstes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geschichte seines Lebens zu schreiben. — Ursprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandschaft. — Ursache warum er Veroninus genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geschmack für Nachbilden und Zeichnen; aber sein Vater unterrichtet ihn in der Musik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerstreben, lernt der Knabe die Gitter. — Sein Vater von Leo X begünstigt. — Veroninus kommt zu einem Juwelier und Goldschmied in die Lehre.

Alle Menschen von welchem Stande sie auch seyen, die etwas Tugendhaftes oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieser Gedanke beschäftigt mich gegenwärtig, da ich im acht und funfzigsten stehe, und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie sonst, böse Schicksale verfolgen, und ich zugleich eine bessere Gesundheit und größere Heiterkeit des Geistes, als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft ist die Erinnerung manches Angenehmen und Guten, aber auch manches unschätzbaren Uebels das mich erschreckt, wenn ich zurückschre, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem solchen Alter habe gelangen können, in welchem ich so bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter solchen Betrachtungen beschliesse ich mein Leben zu beschreiben.

Nun sollten zwar diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leisten und sich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn desßhalb werden sie als vorzügliche Menschen von andern anerkannt; weil man sich aber doch auch nach den Gesinnungen mehrerer zu richten hat, so kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigene dieses Weltwesens vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen jeden überzeugen, daß man von trefflichen Personen abstamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini. Meinen Vater nannte man Meister Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Christoph Cellini. Meine Mutter war Maria Elisabetha, Stephan Granacci's Tochter. Ich stamme also väterlicher und mütterlicher Seits von Florentinischen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unserer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muster der schönen Stadt Rom gebaut gewesen. - Davon zeugen die Ueberbleibsel eines Coliseum und öffentlicher Bäder, welche letzte sich zunächst bei'm heiligen Kreuz befinden.

Der alte Markt war ehemals das Capitol, die Rotonde steht noch ganz. Sie ward als Tempel des Mars erbaut und ist jetzt unserm heiligen Johannes gewidmet. Man schenkt also gern jener Meinung Glauben, obgleich diese Gebäude viel kleiner als die Römischen sind:

Julius Cäsar und einige Römische Edelleute sollen, nach Eroberung von Fiesole, eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und jeder über sich genommen haben, eines der ansehnlichen Gebäude zu errichten.

Unter den ersten und tapfersten Hauptleuten befand sich Florin von Cellino, der seinen Namen von einem Castell herschrieb, das zwey Miglien von Monte Fiascone entfernt ist. Dieser hatte sein Lager unter Fiesole geschlagen, an dem Orte wo gegenwärtig Florenz liegt; denn der Platz nahe an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und andere die mit dem Hauptmann zu thun hatten: laßet uns nach Florenz gehen! theils weil er den Namen Florino führte, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Cäsar, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt. Wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr geneigt war, als er ihn von geringem Stande

heraufgehoben und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Untersucher und Entdecker solcher Namensverwandtschaften behaupten wollen: die Stadt habe zuerst Anconz geheißen, weil sie am Flusse Ancon liege, so kann man einer solchen Meinung nicht beitreten; denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei und alle diese Städte sind aus verschiedenen Ursachen verschieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrscheinlichkeit, daß unsere Stadt ihren Namen von jenem tugendsamen Manne herschreibe.

Weiter finden wir unsere Cellini's auch in Caperna, einer Stadt, die viel älter als Florenz ist, und zwar sind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls gibt es ihrer in Pisa, und ich habe denselben Namen in vielen Städten der Christenheit gefunden; auch in unserm Land sind noch einige Häuser übrig geblieben.

Meistens waren diese Männer den Waffen ergeben, und noch ist es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, Namens Lucas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der schon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Franciscus von Nicorazi hieß. Diesen überwand Lucas durch eigene Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Muth setzte die ganze Welt in Erstaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete.

Und so darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abstamme.

Auf welche Weise nun auch ich meinem Hause durch meine Kunst einige Ehre verschafft habe, das freilich nach unserer heutigen Denkart und aus mancherlei Ursachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an seinem Orte erzählen. Ja ich glaube, daß es rühmlicher ist, in geringem Zustande geboren zu seyn, und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch schlechte Aufführung Schande machen. Zuerst also will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu lassen.

Meine Vorfahren wohnten in Bat d'Ambrà, und lebten daselbst bei vielen Besitztungen wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapfersten Leute.

Es geschah aber, daß einer ihrer Söhne, Namens Christoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfang, so daß von einer sowohl als der andern Seite die Häupter der Familien sich der Sache annehmen mußten; denn sie sahen wohl, das Feuer sey von solcher Gewalt, daß beide Häuser dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieses betrachteten die Ältesten, und wurden einig, sowohl gedachten Christoph, als dem andern Urheber des Streites wegzuschaffen. Dem schickten den andern nach Siena, die unsrigen verfesten Christoph nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus, in dem

Straße Chiara, des Klosters Sanct Ursula, und verschiedene gute Besitzungen an der Brücke Alfredi. Er heirathete in Florenz und hatte Söhne und Töchter: diese stattete er aus, jene theilten sich in das Uebrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch dieser verheirathete sich und zeugte vier Söhne. Den ersten nannte man Hieronymus, den zweiten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward, und den vierten Franciscus.

Andreas Cellini, mein Großvater, verstand sich genugsam auf die Weise der Baukunst, die in jenen Zeiten üblich war, und lebte von dieser Beschäftigung. Johannes, mein Vater, legte sich besonders darauf, und weil Vitruv unter andern behauptet, daß man, um diese Kunst recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, sondern auch etwas Musik verstehen müsse, so fing Johannes, nachdem er sich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Musik zu studiren an, und lernte, nächst den Grundsätzen, sehr gut Violen und Flöten spielen. Dabei ging er, weil er sehr fleißig war, wenig aus dem Hause.

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, wovon, nach Gottes Willen, Johannes eine besonders bemerkte, die Elisabeth hieß, und ihm so wohl gefiel, daß er sie gar Frau verlangte.

Diese

Diese Verabingung war leicht zu schließen, denn Beide Väter kannten sich wegen der nahen Nachbarschaft sehr gut, und beiden schien die Sache vorthailhaft. Zuerst also beschloffen die guten Alten die Heirath, dann fingen sie an vom Heirathsgute zu sprechen, wobei zwischen ihnen einiger Streit entstand. Endlich sagte Andreas zu Stephan: Johann, mein Sohn ist der trefflichste Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längst verheirathen wollen, so könnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unseres Gleichen in Florenz finden mögen. Stephan versetzte: Auf deine tausend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und fast eben so viel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung ist gemacht, und mehr kann ich nicht geben.

Johann hatte indeß eine Zeitlang heimlich zugehört, er trat unvermuthet hervor und sagte: Ich verlange, ich liebe das Mädchen und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der sich an der Mitgift seiner Frau erholen will! Habt ihr nicht gerühmt, daß ich so geschickt sey! sollte ich nun diese Frau nicht erhalten und ihr verschaffen können, was sie bedarf, wodurch zugleich euer Wunsch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen soll mein seyn, und die Aussteuer mag euer bleiben.

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaßen böse, doch in wenigen Tagen führte Johann seine Geliebte nach Hause, und verlangte keine weitere Mitgift,

So erfreuten sie sich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen Kinder zu besitzen. Nach Verlauf dieser Zeit gebär sie zwei todtē Knaben, woran die Ungeschicklichkeit der Ärzte Schuld war. Als sie nun doch wieder guter Hoffnung ward, brachte sie eine Tochter zur Welt, welche man Rosa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

Zwei Jahre darauf befand sie sich wieder in gesegneten Umständen, und als die Gelüste, denen sie, wie andere Frauen in solchen Fällen, ausgesetzt war, völlig mit ihnen übereinstimmten, die sie in der vorigen Schwangerschaft empfunden, so glaubten alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und wären schon überein gekommen, sie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Alm begab sich's, daß sie in der Nacht nach Mitternacht niederkam um vier und ein halb Uhr im Jahr fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hause ein Mädchen erwartete, betätigte die Creatur und wickelte sie in das schönste weißē Zeug; dann ging sie, Alm, Kille, zu Johann, meinem Vater und sagte: ich bringe euch ein schönes Geschenk, das ihr nicht erwartet.

Mein Vater, der ein Philosoph war, ging auf und nieder und sagte: was mir Gott gibt, ist mir lieb, und als er die Lächer aus einander legte, sah er den erwarteten Sohn. Er schlug die alten Hände zusammen,

hab sie und die Augen gen Himmel und sagte: Herr! Ich danke dir von ganzem Herzen! Besser ist mir sehr lieb, et sey willkommen! Alle gegenwärtigen Personen fragten ihn freudig, wie ich heißen soll? Johannes überantwortete ihnen mit: et sey willkommen! (Benvenuto)! Da her entschlossen sie sich ihr bleibet Krämen in der Helligsten Taufe zu geben, und ich lebe mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als ich etwa drei Jahr alt sein möchte, er stand im hundertsten. Man hatte eines Tages die Arbeit einer Wasserleitung verändert, und es war ein großer Scorpion, ohne daß ihn jemand bemerkte, herauf und unter ein Brett gekrochen. Als ich ihn erblickte, war ich drauf los und haßte ihn. Der Scorpion war so groß, daß, wie ich ihn in meiner rechten Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Fänge zu sehen waren. Sie sagen, ich sey eilig zu dem Alten gelaufen, und habe gerufen: Geh, lieber Großvater, mein schönes Krebschen! Der gute Alte, der sofort das Thier für einen Scorpion erklärte, wäre fast für Schreck und Besorgniß des Todes gewesen; er verlangte das Thier mit den äußersten Liebkosungen. Aber ich brachte es nur desto fester, wollte und wollte es nicht hergeben, Mehl Vater lief auf das Geschrei herzu, und wollte sich vor Angst nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werde mich töten. Indessen erklärte er eine

Scheere, begütigte mich und schnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und, nach überstandener Gefahr, hielt er diese Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unsers Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichenen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer; denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen, wie eine Eidechse, das sich in diesen lebhaften Flammen ergözte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfang, suchte er mich aufs freundlichste zu besänftigen und sagte: Lieber Sohn! ich schlage dich nicht, weil du etwas Uebles begangen hast, vielmehr daß du dich dieser Eidechse erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, so viel ich weiß, noch keinen gesehen hat. Er küßte mich darauf, und gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an, mich die Flöte zu lehren, und unterwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder sich an einem Pfeifchen und andern solchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mir's unfählich, und ich sang und blies nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit wunderfame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere, so schön und

gut, als man sie damals nur sehen konnte, Violon, Laute und Harfen, auf das beste.

Er war auch in der Kriegsbaukunst erfahren, und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als: Modelle zu Brücken, Mühlen und andre Maschinen; er arbeitete wunderbar in Elfenbein, und war der erste, der in dieser Kunst etwas leistete. Aber da er sich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er sich mehr als billig mit der Färberei beschäftigen, und ward von den Rathspfeifern ersucht, mit ihnen zu blasen. So trieb er es eine Weile zu seinem Vergnügen, bis sie ihn endlich festhielten, anstellten, und unter ihre Gesellschaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter sein Sohn, die ihm sehr günstig waren, sahen nicht gern, daß er, indem er sich ganz der Musik ergab, seine übrigen Fähigkeiten und seine Kunst vernachlässigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es sehr übel, er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er sich wieder zur Kunst, und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmesser, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren sehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand sich der Spiegel, rings herum waren sieben Handlungen angebracht, und in solchen die sieben Tugenden, aus Elfenbein und schwarzen Knochen geschnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, so

daß, wenn man das Rad drehte, sich die Figuren bewegten: denn sie hatten ein Gegengewicht, das sie hoch hielt, und da mein Vater einige Kenneniß der Lazzarischen Sprache hatte, setzte er einen Vers umher, welcher sagte, daß bei allen Umdrehungen des Glücksrads die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota sum, semper, quæ quæ me verto, stat virtus.

Nachher ward ihm bald sein Platz unter den Rathschreibern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu diesen Räten lauter geachtete Handwerker genommen; einige davon arbeiteten Woll- und Seide im Weben, daher verschmähte mein Vater auch nicht sich zu ihnen zu gesellen; und der größte Wunsch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Meister werden möchte. Dagegen war mir's äußerst unangenehm, wenn er mir davon erzählte und mir versicherte: wenn ich nur wollte, könnte ich der erste Mensch in der Welt werden.

Wie gesagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauses Medici, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er seinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Cobaccio Ginefalonier ward (1498), und mein Vater unter den Rathschreibern sein Amt fortthat, erhielt diese Magistratsperson, wie geschickte den Mann überhaupt sey, und bediente sich seiner zum Kriegshauptmeister in bedeutenden Fällen. Um diese Zeit ließ mein Vater

mich schon vor dem Rathe mit den andern Musikern den Posaunt blasen, und da ich noch so jung und zart war, trug mich ein Rathsdienner auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, sich mit mir abzugeben und mich schmeicheln zu lassen; er gab mir Zutherswerk und sagte zu meinem Vater: Meister Johann, lehre ihn, neben der Musik, auch die beiden andern schönen Künste. Mein Vater antwortete: Er soll keine andere Kunst treiben, als blasen und componiren, und auf diesem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum ersten Mann in der Welt zu machen. Darauf sagte einer von den alten Herren: Thue nur so, was der Gonzaloniere sagt: denn warum sollte er nichts anders als ein guter Musiker werden?

Es ging eine Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Papst Leo wurde, begegnete meinem Vater sehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceischen Palast hatte man die goldenen Kugeln genommen, sobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeinde, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld mahlen lassen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortreflich ausgestofft.

Wenige Tage nachher starb Papst Julius II (1513), der Cardinal Medicis ging nach Rom, und ward, gegen alles Vermuthen, zum Papst ernahlt. Er ließ meinen

Vater zu sich rufen, und wohl hätte dieser gethan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlor seine Stelle im Palast, sobald Jacob Salviati Gonfaloniere geworden war.

Nun bestimmte ich mich, ein Goldschmied zu werden, und lernte zum Theil diese Kunst, zum Theil mußte ich viel gegen meinen Willen blasen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewisse Stunden des Tages zeichnen lassen, die übrige Zeit wollte ich Musik machen, wenn er es befohle. Darauf sagte er zu mir: so hast du denn kein Vergnügen am Blasen? Ich sagte nein! Denn diese Kunst schien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinne hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Bezweiflung, und that mich in die Werkstatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michel Agnolo hieß, trefflich in seiner Kunst war, aber von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich sage das nicht, um den Bandinello zu schelten, der sein Haus zuerst gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen ist, davon habe ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daselbst, als mein Vater mich wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um sich zu haben, und so mußte ich wider Willen blasen, bis ich funfzehn Jahr alt war. Wollte ich die sonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu diesem Alter erlebt, und die Le-

benutzgefahren, in welchen ich mich befunden, so würde sich der Leser gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich, wider den Willen meines Vaters, in die Werkstatt eines Goldschmiedes, der Antonio Sandro hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, stolz und frei in seinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunst, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir sehr angenehm, und mein redlicher Meister hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bei sich, dem er manches auftrug, um mich zu schonen. Meine Neigung war so groß, daß ich in wenig Monaten die besten Gesellen einholte und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Dessen ungeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe, bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blasen, und so oft er mich hörte, fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein Möglichstes zu seiner Zufriedenheit, und stellte mich als wenn ich auch großes Vergnügen dabei empfände.

Zweites Capitel.

Der Vater steht seinem Bruder in einem Gefecht todte erschlagen und nimmt seine Waise; daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deshalb von Florenz verbannt. — Er begibt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst auf der Seite des Meisters zulehrt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Pierino einem Tonkünstler; trauriges Ende des letztern. — Der Vater begibt sich nach Pisa und geht bei einem dortigen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahre jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vor trefflichen Herrn Johannes von Medici, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieser Anake war ungefähr vierzehn Jahre alt und bekam eines Sonntags zwey Stunden vor Nacht zwischen den Thoren St. Gallo und Pinti, mit einem Menschen von zwanzig Jahren Handel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu, und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu, und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen

Menschen. Da viele merkten, daß die Sache übel ging, griffen sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er solle sich zurückziehen! Als er fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich, in seiner Nähe, gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreiten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hause; mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Achte verbannten unsere Gegner auf einige Jahre, und uns auf sechs Monate zehn Miglien von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena, zu einem braven Manne, der Meister Francesco Castoro hieß. Ich war schon einmal meinem Vater entlaufen, und hatte dort gearbeitet, nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freies Quartier, so lange ich in Siena blieb, wo ich mich, mit meinem Bruder, mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Papst Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewisser Schüler meines Vaters sagte aus böser Absicht zum Cardinal: er solle mich doch nach Bologna schicken, damit ich dort

von einem geschickten Meister das Blasen in Vollkommenheit lernen mochte. Der Cardinal versprach meinem Vater, mir Empfehlungsschreiben zu geben, mein Vater wünschte nichts Besseres, und ich ging gerne, aus Verlangen die Welt zu sehen.

In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meister Hercules, der Pfeifer, hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lectionen in der Musik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blasen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldschmiedekunst; denn da mir der Cardinal keine Hilfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneser Miniaturmahlers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabei.

Nach sechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, sehr verdrießlich war, aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in sein Haus, und blieb mit seinem Bruder Hieronymus auf, der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und sagte: Ich will doch einen großen Musicus aus dir machen, zum Troß eines jeden, der mich daran zu verhindern denkt. Darauf antwortete Peter: Weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er sich auf die Goldschmiedekunst legt, als von dieser Pfeiferei.

Das war nun freilich wahr gesprochen, aber es verdroß meinen Vater um desto mehr, je mehr er sah, daß ich auch derselben Meinung war, und sagte sehr zornig zu Peteru: ich wußte wohl, daß du der seyst, der sich meinem so erwünschten Zwecke entgegensetzt, durch dich habe ich meine Stelle im Palast verloren, mit solchem Undank hast du meine große Wohlthat belohnt, dir hab' ich sie verschafft, mir hast du sie entzogen; aber merke diese prophetischen Worte: nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbei gehen, und du wirst wegen deines schändlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meister Johann, viele Menschen werden im Alter schwach und kindisch, wie es euch auch geht, man muß auch nichts übel nehmen, denn ihr habt ja alles verschont und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun, und meinen Söhnen so viel zu hinterlassen, daß sie den euren allenfalls zu Hülfe kommen können.

Darauf antwortete mein Vater: Rein schlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich sage dir, da du bös bist, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienste gehn.

So eilten wir aus dem Hause, und es fielen noch manche heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und sagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bei der Zeichenkunst ließe, so wollte ich ihn an dem

unarrigen Menschen rächen. Er sagte darauf: Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Schläger gewesen; und habe es mir in meinem Leben süßet werden lassen; willst du nicht, um deinen Vater, der dich gezeigelt und erzbogen, um den Grund zu so vieler Geschicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken; die Hölle und das allerliebste Höllichkeit in die Hölle nehmen? Darauf sagte ich: aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne thun. Der gute Vater versetzte: mit solchen Geschicklichkeiten und Tugenden würde man sich am sichersten an seinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei, und Piero hatte in seinem Hause ein Gerölbe machen lassen; und war mit mehreren Freunden in einem Zimmer über dem Gerölbe; sprach über meinen Vater, seinen Meister, und scherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen sollte. Kaum war es gesagt, so fiel das Gerölbe ein, stürzte nieder. es schlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Freuler bestraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gerölbes, die auf ihm hinabstürzten, zerbrachen ihm beide Beine; aber alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gerölbes, und niemand that sich ein Leid. Sie waren erschauert und verwundert genug, besonders, da sie sich erinnerten, wie er kurz vorher gespottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und sagte, in Gegenwart seines Vaters: Piero, mein lieber Schüler, wie bestraft

viel vom Unfall! Aber willst du dich nicht zu dich vor
 tuzeln warnte? und so war auch das, was ich von
 denen und meinen Schwestern gesagt habe, wahr werden.
 Bald darauf starb der unaufrichtige Pater in dieser Krank-
 heit; er hinterließ ein liebes Weib und einen Sohn,
 der einige Jahre nachher in Rom nach ihm Amosin an-
 sprach. „Ich gab dir eine Weisheit, die ich in meiner Natur,
 und erkannte mich mit Christus an den glücklichen Zu-
 stand. Mir ist, zur Zeit, da mein Vater zu ihm die
 prophetischen Worte gesagt hatte.“

Ich fuhr fort der Goldschmiedekunst mich zu ergeben,
 und stand meinem Vater mit meinem Verdienste bei.
 Mein Bruder Eneas mußte anfangs alles selbst lernen,
 was der Vater aus mir den größten Lohnmeister
 haben wollte; so sollte mein Bruder, der jüngere, ein
 gelehrter Jüngling werden; nun konnte er aber in uns beiden
 die natürliche Neigung nicht zwingen; ich legte mich
 aufs Zeichnen, und mein Bruder, der von schöner
 und angenehmer Gestalt war, neigte sich ganz zu den
 Waffen.

Eine Zeit kam er aus der Schule des Herrn Johann von
 Weichs nach Hause, wo ich mich eben nicht befand, und
 weil er sehr schlecht mit Kleidern versehen war, bewegte
 er unsere Schwestern, daß sie ihm ein ganz neues Kleid
 gaben, das ich mir hätte machen lassen. Denn außer
 dem daß ich meinen Vater und meinen guten Schwestern
 durch meinen Fleiß bestand, hatte ich mit auch ein

hübsches ansehnliches Kleid angeschafft... Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte sich davon gemacht, und ich sagte meinem Vater zur Rede, warum er mir so großes Unrecht geschehen ließe, da ich noch so gerne arbeitete, um ihm beizustehen. Darauf antwortete er mir: ich sey sein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnst bringen, es sey abthig, es sey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas besitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieses Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, so würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weise vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater, wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armseligen Rest von Kleidern und Geld, und ging gerade zu einem Stadthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, befand ich mich in Lucra. Von da ging ich nach Pisa, ich mochte ungefähr sechzehn Jahr alt seyn, und blieb auf der mittelsten Brücke, wo sie es zum Fischstein nennen, bei einer Goldschmiedwerkstatt stehen, und sah mit Aufmerksamkeit auf das, was der Meister machte. Er fragte, wer ich sey und was ich gelernt hätte? darauf antwortete ich: daß ich ein wenig in seiner Kunst arbeitete. Er hieß mich herein kommen, und gab mir gleich etwas zu thun, wobei er sagte: dein gutes Ansehn überzeugt mich, daß du ein wahrer Mensch bist; und so gab er mir Gold, Silber und

und Juwelen hin. Abends führte er mich in sein Haus, wo er mit einer schönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und schrieb ihm, daß ich in dem Hause eines sehr guten Mannes aufgenommen sey, und mit ihm große und schöne Arbeit verfertige, er möchte sich beruhigen, ich suche was zu lernen, und hoffe mit meiner Geschicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geschwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich, wenn es nur schicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte, zu dir zu kommen, denn gewiß, mir ist es als wenn ich des Lichts dieser Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich sehe, und zum Guten ermahnen kann. Diese Antwort fiel in die Hände meines Meisters, er laß sie heimlich und gestand es mir dann mit diesen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Ansehen betrog mich nicht, ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann seyn muß, gibt dir das beste Zeugniß, rechne als wenn du in deinem Hause und bei deinem Vater seyst.

Ich ging nun den Gottesacker von Pisa zu besuchen, und fand dort besonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, sobald ich in der Werkstatt frei hatte, beständig übte. Mein Meister faßte darüber

große Liebe zu mir, besuchte mich oft auf meiner Kammer, und sah mit Freuden, daß ich meine Stunden so gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich sehr zu, arbeitete in Gold und Silber schöne und bedeutende Sachen, die meine Lust, weiter vorwärts zu gehen, immer vermehrten.

Indessen schrieb mir mein Vater auf das liebeichste, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blasen nicht unterlassen sollte, das er mich mit so großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Lust, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergestalt haßte ich das abscheuliche Blasen, und wirklich, ich glaubte das Jahr in Pisa im Paradiese zu seyn, wo ich niemals Musik machte.

Am Ende des Jahrs fand mein Meister Ursache nach Florenz zu reisen, und einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich, in der bösen Lust, ein kleines Fieber angewandelt hatte, so ging ich mit ihm nach meiner Vaterstadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das inständigste bat, mich nicht wieder nach Pisa zu führen.

So blieb ich krank zurück, und mußte ungefähr zwei Monate das Bette hüten. Mein Vater sorgte für mich mit großer Liebe, und sagte immer, es schienen ihm tausend Jahre, bis ich gesund wäre, damit er mich

wieder konnte blasen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, denn er verstand sich ein wenig auf die Medicin und auf die Lateinische Sprache, so fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blasen hörte, die größte Bewegung entstand, und er ging ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun sein großes Herzeleid sah, sagte ich zu einer meiner Schwestern, sie sollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, so machte mir doch dieß Instrument, das keine große Anstrengung erfordert, nicht die mindeste Beschwerlichkeit; ich blies mit so glücklicher Disposition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tausendmal segnete, und mich versicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts gewesen, unendlich gewonnen habe: er bat mich, daß ich vorwärts gehen und ein so schönes Talent nicht vernachlässigen solle.

Als ich nun wieder gesund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldschmied, zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterstützte ich meinen Vater und mein Haus.

D r i t t e s C a p i t e l .

Peter Torrigiani, ein Italiänischer Bildhauer, kommt nach Florenz und sucht junge Künstler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befeißigt sich nach den Cartonen von Michelangelo und Leonard da Vinci zu studiren. — Um sich in seiner Kunst zu vervollkommen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Gesellen, Namens Tasso. — Er findet in dieser Hauptstadt große Aufmunterung so wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwey Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er seine Kunst mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünstler werden eifersüchtig über seine Gesinnung. — Streit zwischen ihm und Gerard Quasconti. — Verfolgt, weil er seinen Gegner geschlagen und verwundet, flieht er sich in eine Mönchsstube und zieht nach Rom.

Zu dieser Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß. Er hatte sich lange in England aufgehalten, und besuchte täglich meinen Meister, zu dem er große Freundschaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angesehen hatte, sagte er: ich bin zurückgekommen, um so viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, so will ich mir besonders meine Florentiner zu Gehülffen nehmen. Deine Arbeiten und deine Zeichnungen sind mehr eines Bildhauers, als eines Goldschmieds, und da ich große Werke von Erz

zu machen habe, so sollst du bei mir zugleich geschickt und reich werden.

Es war dieser Mann von der schönsten Gestalt und von dem kühnsten Betragen. Er sah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; seine entschiedenen Gebärden, seine klingende Stimme, das Runzeln seiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erschrecken können, und alle Tage sprach er von seinen Händeln mit den Bestien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarrotti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieses göttlichsten Mannes gemacht hatte.

Dieser Carton war das erste Werk, in welchem Michelagnolo sein erstaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm; beide waren für das Zimmer des Conseils, im Palast der Signorie bestimmt; sie stellten einige Begebenheiten der Belagerung von Pisa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reiteren unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, so göttlich gemacht, als man sich's nur vorstellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolf vorgestellt, die bei dem heißen Wetter sich im Arno badeten; der Augenblick war gewählt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird, und diese nackten Völker schnell nach den Waffen rennen: so schön

und vortrefflich waren die Stellungen und Gebärden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk gesehen hatte, das auf diesen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre; so war auch die Arbeit des großen Leonard höchst schön und wunderbar. Es hingen diese Cartone, einer in dem Palast der Medici's, einer in dem Saale des Papstes, und so lange sie ausgestellt blieben, waren sie die Schule der Welt. Denn obgleich der göttliche Michelagnolo die große Capelle des Papstes Julius mahlte, so erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieses ersten Werks, und sein Talent erhob sich niemals zur Stärke dieser früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und sagte: Dieser Buonarrotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Capelle des Masaccio zu studiren, und Buonarrotti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er sich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als sonst; ich ballte die Faust, und schlug ihn so heftig auf die Nase, daß ich Knochen und Knorpel so mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate gewesen wäre, und so habe ich ihn für sein ganzes Leben gezeichnet.

Diese Worte erregten in mir einen solchen Haß, da ich die Arbeiten dieses unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder ansehen mochte.

Und so fuhr ich fort, mich nach der schönsten Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menschen um, zu dem ich die größte Freundschaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldschmied und der Sohn des trefflichen Mahlers Filippo di Fra Filippo. Wir liebten uns so sehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten; sein Haus war voller schöner Studien, die sein Vater nach den Römischen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von diesen Dingen war ich ganz hingerissen, und fast zwei Jahre arbeiteten wir zusammen.

Alsdann machte ich eine erhabene Arbeit in Silber, so groß wie eine kleine Kindshand; sie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, wie man sie damals zu tragen pflegte. Es war auf demselben, nach antiker Art, eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu sehen. Ich machte diese Arbeit in der Werkstatt eines Francesco Salimbeni, und die Gilde der Goldschmiede, der sie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geschicktesten Gesellen.

Zu der Zeit entzweyete ich mich wieder mit meinem Vater über das Blasen, und ein gewisser Holzschneider, den man Tasso nannte, hatte sich auch mit seiner Mutter überworfen. Ich sagte zu ihm: Wenn du nur der Mensch wärst, anstatt vieler Worte, etwas zu unter-

nehmen! Er antwortete mir; hätte ich nur so viel Geld um nach Rom zu kommen, so wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armselige Werkstatt zu verschließen. Darauf sagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, so hätte ich so viel bei mir, als wir beide bis Rom brauchten.

Da wir so im Gehen zusammen sprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf sagte ich: Mein Lasso, das ist göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dieß Thor gekommen sind! Nun da ich hier bin, ist mir's als wenn ich schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und sprachen zusammen: was werden unsere Alten diesen Abend sagen? Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unsere Schurzfelle auf den Rücken und gingen stillschweigend nach Siena.

Lasso hatte sich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich, daß ich ihm Geld borgen sollte, um wieder zurückzukehren; ich antwortete: Daran hättest du denken sollen, ehe du von Hause weggingst, ich habe nur noch so viel, um nach Rom zu kommen, kannst du zu Fuße nicht fort, so ist da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und du hast keine weitere Entschuldigung. Ich miethete das Pferd, und da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das Römische Thor zu. Als er mich entschlossen sah, kam er murrend und hinfend hinter mir drein. Am Thore wartete ich mitleidig

auf ihn, nahm ihn hinter mich und sagte zu ihm: Was würden morgen unsere Freunde von uns sagen, wenn wir den Entschluß, nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten fest halten können? Er gab mir Recht, und weil er ein froher Mensch war, fing er an zu lachen und zu singen, und so kamen wir immer lachend und singend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert, und begab mich gleich in die Werkstatt eines Meisters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchst geschickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schlosses, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm außerordentlich, und er sagte zu einem Florentiner Gesellen, der schon einige Jahre bei ihm stand: Das ist ein Florentiner, der's versteht, und du bist einer von denen, die's nicht verstehen. Ich erkannte darauf den Menschen, und wollte ihn grüßen, denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umgegangen, er aber, höchst mißvergnügt über die Worte seines Meisters, behauptete mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wissen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: O Gianotto! ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zusammen gezeichnet, auf dessen Landhaus ich gegessen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bei diesem braven Mann, deinem Meister, und hoffe, daß meine Hände ohne deinen Beistand beweisen sollen, wer ich bin. Hierauf

wendete sich Firenzuola, der ein lebhafter und wackerer Mann war, zu seinem Gesellen und sagte: Schlechter Mensch! schämst du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten so zu begegnen! Und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er sich zu mir und sagte: Komm herein und thue, wie du gesagt hast, deine Hände mögen sprechen wer du bist, und sogleich gab er mir eine schöne Silberarbeit, für einen Cardinal zu machen.

Es war ein Kästchen nach dem porphyrynen Sarg vor der Thüre der Rotonde. Was ich von dem Meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge schöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meister höchlich, der das Werk überall zeigte, und sich rühmte, daß ein solches aus seiner Werkstatt ausgegangen sey. Das Kästchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erster Verdienst in Rom. Einen Theil schickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indessen ich nach den Alterthümern studirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Tasso aber, mein Geselle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Lust an, zu einem andern Meister zu gehen. Ein gewisser Mailänder, Paul Ursago, hatte mich an sich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an, und sagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte.

Ich nahm mich meines neuen Meisters an und versetzte, daß ich frei geboren sey und auch frei leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er sich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges heraus zu zahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meister sagte ungefähr dasselbe, und versicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm seyn werde, wenn ich zu meinem ersten Meister zurückginge. Auf das sagte ich: ich wollte niemanden schaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir selbst und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, versetzte Firenzuola, du sollst mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir höflich antwortete. Aber ich versetzte: Hab ich Stahl und Eisen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, so sollen sie mir auch zu meinem Lohn verhelfen. Als ich so sprach, blieb ein alter Mann am Laden stehen, der Meister Antonio von St. Marino hieß, der erste, der vortrefflichste Goldschmied von Rom und Meister des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen solle.

Man stritt sich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit besserer Gelehrter als Goldschmied, wollte nicht nachgeben,

doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Festigkeit verschaffte mir Recht; er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unsere Freundschaft. Er bat mich sogar, bei ihm Gevatter zu stehn.

Unter meinem neuen Meister verdiente ich genug und schickte den größten Theil meinem guten Vater. Dessen ungeachtet lag dieser mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwey Jahren that ich ihm seinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel, und suchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesco di Filippo, und ob mir gleich das verwünschte Blasen viel Zeit verdarb, so unterließ ich doch nicht, gewisse Stunden des Tags und der Nacht zu studiren.

Ich machte damals ein silbernes Herzschloß, so nannte man einen Gürtel, drey Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten; er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige runde Figuren dazwischen, und ob ich gleich äußerst schlecht bezahlt ward, so war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unschätzbar.

Indessen hatte ich bei verschiedenen Meistern gearbeitet, und sehr wohlthunende Männer, wie zum Beispiel Marcone, darunter gefunden. Andere hatten einen sehr guten Namen und bevortheilten mich aufs äußerste. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor diesen Räubern. Als ich nun fort-

fuhr zu arbeiten und zu gewinnen, besonders da ein Meister, Sogliani genannt, freundlich seine Werkstatt mit mir theilte, waren jene gehässigen Leute neidisch, und da sie drey große Werkstätten und viel zu thun hatten, druckten sie mich auf alle mögliche Weise. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und sagte: es sollte ihnen genug seyn, daß sie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und schwuren, ich sollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen, er hatte mich gerufen und wollte mich schelten und gegen mich großthun; dagegen sagte ich: sie möchten sich's selbst zuschreiben, denn ich hätte von ihren Handlungen gesprochen wie sie wären.

Indessen da ich so sprach paßte ein Better, den sie wahrscheinlich angestiftet hatten, heimtückisch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und schob mir den Korb so auf den Leib, daß mir sehr wehe geschah. Schnell kehrte ich mich um, sah daß er lachte, und schlug ihn mit der Faust so tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel, dann rief ich seinen Bettlern zu: So behandelt man feige Spitzbuben euresgleichen! und da sie Miene machten, so viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Messer und rief: Abnimmt einer zum Laden heraus, so laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt soll hier nichts zu

thun kriegen. Sie erschrocken hierüber so sehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Vater und Edhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe sie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört sey. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, sowohl weil ich in der Fackel gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren schon zu Hause einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich, als ein unerfahrener Knabe, versäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich sagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte, und deshalb keinen so heftigen Ausputzer verdiente.

Raum ließ mich Prinzivalle della Stufsa, der von den Achten war, das Wort: Ohrfeige, aussprechen, so rief er: Keine Ohrfeige, einen Faustschlag hast du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, schickte uns alle hinaus und sprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunsten. Betrachtet, sagte er, ihr Herren! die Einfalt dieses armen Menschen, er klagt sich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da seine Gegner nur von einem Faustschlag reden. Eine Ohrfeige, auf dem neuen Markt, kostet fünf und zwanzig Scudi, ein Faustschlag

wenig oder nichts. Er ist ein braver Junge und erhält sein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel solche in unserer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothkappen durch Bitten und falsche Vorstellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedieß von ihrer Parthey, die mich gern in's Gefängniß geschickt und mir eine starke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier Maß Mehl, als Almosen, in ein Kloster zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen; er verbot mir, bei Strafe ihrer Ungnade, nicht zu reden und meine Buße sogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweis und schickten uns zum Actuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Faustschlag! so daß die Achte über mich lachen mußten. Der Actuarius befahl uns, daß wir einander Bürgschaft leisten sollten. So gingen die andern frei aus und mich allein verdammten sie in die vier Maß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit schien. Ich schickte nach einem Better, der sich für mich verbürgen sollte, er aber wollte nicht kommen; darüber wurd' ich ganz rasend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie sehr dieser Mann meinem Hause verbunden sey. Ich faßte mich in meiner Wuth so gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tische ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, sprang ich wü-

thend aus dem Palast, lief nach meiner Werkstatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Geger, die ich beim Essen fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her, ich stieß ihm aber den Dolch nach der Brust und durchbohrte Rock und Weste, sonst geschah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre schwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräusch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heute sollt ihr alle sterben!

Vater, Mutter und Schwester glaubten der jüngste Tag sey gekommen; sie warfen sich auf die Knie und flehten schreiend um Barmherzigkeit. Da sie sich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, schien es mir niedrig, sie zu verletzen. Wüthend sprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippenschaft beisammen. Mehr als zwölfte waren herbeigelaufen; einer hatte einen eisernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter sie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünf nieder, ich stürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen diesen, bald gegen jenen; die, welche noch standen, schlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mühe zurück, auf die sie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuschlugen, dann wollten sie nach ihren Ver-

wun-

wundeten und Todten sehen, aber es war niemand beschädigt.

Ich ging in das Kloster St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexis Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater sagte zu mir: ich sollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Uebel in der Welt angestellt hätte, wäre ich doch in seiner Kammer vollkommen sicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten sich die Achte außerordentlich versammelt, sie ließen einen schrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die größten Strafen, der mich verbürge, oder von meinem Aufenthalt wisse, ohne Ansehn des Orts und der Person. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf sich auf die Knie, und bat um Barmherzigkeit; da stand einer von ihnen auf und schüttelte die Quaste seines Kappchens und sagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daß du fortkommst! Morgen des Tags soll er seinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: Was Gottes Wille ist, werdet ihr thun, und nicht mehr; aber der andere sagte darauf: Das wird Gottes Wille seyn. Mein Vater versetzte dagegen: Es ist mein Trost, daß ihr das gewiß nicht wißt.

Er kam sogleich mich aufzusuchen, mit einem jungen

Menschen von meinem Alter, der Peter Landi hieß; wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieser hatte, unter seinem Mantel, einen trefflichen Degen und das schönste Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte, wie es ihm bei den Achten ergangen sey, dann küßte er mir die Stirne und beide Augen, segnete mich von Herzen und sagte: Die Macht Gottes stehe dir bei! und so reichte er mir Degen und Waffen und half mir, mit eignen Händen, sie anlegen. Dann fuhr er fort: lieber Sohn! mit diesen in der Hand leb oder stirb.

Peter Landi hörte indessen nicht auf, zu weinen, und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Bartthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geistlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloster und längs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hause einen Freund, entmändete mich sogleich und ward wieder Mann. Wir bestiegen zwei Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen sey, hatte derselbe eine unendliche Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn so aufgefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und sagte: Seht, Antonio, Gott wußte besser, als ihr, was aus meinem Sohne werden sollte. Jener antwortete: Er soll uns nur wieder unter die Hände kom-

men! Indeß, versetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena erwartete ich die ordinäre Römische Post und verding mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neu erwählten Papst Clemens ankündigte. (1532.)

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Ebighi h^{och}lich aufgemuntert. — Besonderes Zutrauen dieser Dame. — Eifersucht zwischen ihm und Lucagnolo von Jesi. — Er bläzt vor Papst Clemens VII., der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Fähigkeit, als Goldschmied und Musicus in Dienst nimmt. — Der Bischof von Salamanca gibt ihm, auf die Empfehlung des Franciscus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Eitsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkstatt des Meister Santi, der verstorben war, und dessen Sohn das Gewerbe fortsetzte, nicht selbst arbeitete, sondern alles durch einen jungen Menschen besorgen ließ, der sich Lucagnolo von Jesi nannte. Er war Sohn eines Mayländischen Bauern und hatte von Jugend an bei Meister Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieser junge Mensch arbeitete besser als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Richtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und solche Dinge.

Ich übernahm für den Bischof von Salamanca, einen Spanier, Leuchter zu machen; sie wurden sehr reich gearbeitet, wie es für solche Werke gehört. Ein Schüler

Raphaels, Johann Franciscus Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Maler und Freund des gedachten Bischofs, setzte mich bei ihm in Gunst, man gab mir viel zu arbeiten, und ich ward gut bezahlt.

Zu derselbigen Zeit ging ich an Festtagen manchmal in die Capelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Augustin Ghigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die schönsten Arbeiten, von der Hand des vortrefflichen Malers Raphael von Urbino. Gismondo Ghigi, der Bruder, wohnte daselbst. Sie waren stolz darauf, wenn junge Leute Meinesgleichen, bei ihnen zu studiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche sehr angenehm und äußerst schön war, hatte mich oft in ihrem Hause gesehen; sie trat eines Tages zu mir, besah meine Zeichnungen und fragte: ob ich Maler oder Bildhauer sey? Ich antwortete ihr: ich sey ein Goldschmied, worauf sie versetzte, daß ich zu gut für einen Goldschmied zeichnete. Sie ließ sich durch ihr Kammermädchen eine Lillie von schönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte daß ich sie schätzen sollte. Ich schätzte sie auf 800 Scudi; sie sagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Lust hätte, sie recht gut umzufassen? Ich versicherte, daß ich es mit Freuden thun würde und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um desto besser ausführte, je mehr ich Lust hatte, mich mit dieser schönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere schöne, edle Admerin aus dem Hause herunter und fragte ihre Freundin, was sie da mache? Porzia antwortete lächelnd: Ich sehe diesem wackern jungen Menschen mit Vergnügen zu, der so schön als gut ist. Ich ward roth und versetzte halb verschämt und halb muthig: Wie ich auch sey, bin ich bereit euch zu dienen. Die schöne Frau erröthete auch ein wenig und sagte: Du weißt, daß ich deine Dienste verlange. Sie gab mir die Kiste und zwanzig Goldgulden, die sie in der Tasche hatte. Gasse mir die Steine nach deiner Zeichnung, sagte sie, und bringe mir das alte Gold zurück. Ihre Freundin sagte darauf: Wenn ich in dem jungen Menschen stüßte, so ging ich, in Gottes Namen durch. Porzia antwortete: Solche Talente sind selten mit Lastern verbunden; er wird das Ansehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen; sie nahm ihre Freundin bei der Hand, und indem sie sich umwendete sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln: Lebe wohl, Wendenuro!

Ich vollendete noch erst meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden sollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich so sehr lobten und mir so artig begegneten, daß ich süß genug war zu versprechen, die Arbeit solle doppelt so schön als das Modell werden. Sie machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf

Tagen; zwar wieder in Gestalt einer Kiste, aber mit so viel Masken, Kindern und Thieren gezieret, und so sorgfältig emallirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Inbessen ich daran arbeitete, war der geschickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und versicherte, es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an seinen silbernen Gefäßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben so viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und sagte: Wir wollen sehen! Ich habe dieses Gefäß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beide gewinnen. Ich sagte, es würde mich freuen, mit einem so geschickten Manne in die Wette zu arbeiten, und so buckelten wir, ein wenig verdrießlich, unsere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beide so fleißig daran, daß, in zehn Tagen ungefähr, jeder mit aller Kunst und Reinlichkeit, sein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo sollte dem Papst Clemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwey schönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, so großen als kleinen, und mit den schönsten Blättern; alles von solcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünschen konnte.

Ich versicherte, in meinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben!

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, sagte aber den Unterschied werden wir bald sehen. Er trug sein Gefäß zum Papst und ward nach dem Maßstab dieser großen Arbeiter bezahlt: indessen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung versicherte, daß ich mein Versprechen weit übertroffen habe, ich soll für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn sie glaube nicht mich belohnen zu können, auch wenn sie im Stande wäre mir ein Ländgut zu schenken. Ich versetzte, meine größte Belohnung sey ihr Beifall, ich verlange nichts weiter, und so wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia sagte darauf zu ihrer Freundin: Sehet, wie sich in Gesellschaft seiner Talente auch die Tugenden befinden! und so schienen beide Frauen verwundert zu seyn. Darauf sagte Porzia: Du hast wohl sagen hören, wenn der Arme dem Reichen schenkt, so lacht der Teufel. Ich versetzte, der Böse habe Verdruß genug, dießmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg, und sie riefen mir nach: er solle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkstatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und sagte: Laß nun einmal deinen Verdienst neben dem meinigen sehen. Ich ersuchte ihn, bis auf den nächsten Tag zu warten, da ich denn, weil ich

nich in meiner Arbeit so brav, wie in der seinigen, gehalten hätte, auch in Absicht der Belohnung nicht mit Schanden zu bestehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeister der Frau Parzia, rief mich aus der Werkstatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, sagte er, daß der Teufel sich gar zu lustig machen sollte; doch sey das, was sie mir schicke, weder mein ganzes Verdienst, noch die ganze Belohnung. Er setzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine solche vortreffliche Dame sich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der seinigen zu vergleichen, und brachte diese, sobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entscheidung des Streits neugierig, herbei gekommen waren, hervor, lachte verächtlich, sagte drey oder viermal: Au! und goß, mit vielem Lärm, sein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünf und zwanzig Scudi in Münze. Mich hatten sein Geschrei, seine Blicke, die Späße und das Gelächter der Umstehenden ein wenig irre gemacht, ich schielte nur in meine Hülse hinein, und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeschlagenen Augen und ohne Geräusch, mit beiden Händen, meine Rolle stark in die Höhe und ließ das Geld, wie aus einem Mühltrichter, auf den Tisch laufen. Da sprangen noch die Hälfte so viel Stücke als bei ihm hervor, und alle Augen, die mich erst mit einiger Verach-

tung angeblickt hatten, wendeten sich auf ihn. *Madam* rief: Hier steht's viel besser aus; hier sind Goldstücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte, er wollte für Reid und Verdruss auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meister den dritten Theil meines Verdienstes erhielt, so kannte er sich doch nicht vor Bosheit. Auch ich war verdrüsslich und sagte: Jeder Vogel singe nach seiner Weise. Er verfluchte darauf seine Kunst und den, der sie ihm gelehrt hatte und schwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, sondern sich auf solche Lumpereien legen, da sie so gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer versuchen, doch ich sagte ihm voraus: seine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber diese Lumpereien würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und schwur, ich wollte es ihm schon zeigen. Die Umstehenden gaben ihm laut Unrecht, und schalteten ihn, wie er's verdiente; von mir aber sprachen sie, wie ich mich erwiesen hatte.

Den andern Tag ging ich, *Madame Porzia* zu danken und sagte, daß sie, gerade umgekehrt, anstatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Ursache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zusammen und sie bestellte bei mir noch mehr gute und schöne Arbeiten.

Zu derselben Zeit verschaffte mir *Franz Penni* abermals Arbeit beim Bischof von *Salamanca*. Dieser

Hier wollte zwei große Wasserteifel, von gleicher Größe, auf die Credenzrösche haben, den einen sollte ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bei solchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mayländer hatte mir ein Eßchen in seiner Werkstatt gegeben, dabei überschlug ich mein Geld und schickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfremdlichen Mitgliede der Richte begegnete, dessen Ebhne sich sehr schlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn sein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden schrieb, und mich dabei um Gottes Willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blasen und das schöne Talent, das er mich mit so vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachlässigen sollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor seinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut sollte blasen hören, in Betrachtung, daß ja Gott selbst, wenn wir Ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indessen ich an dem Gefäß des Salamanca arbeitete, hatte ich zu meiner Beihülfe nur einen Knaben, den ich auf inständiges Bitten meiner Freunde, halbwider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römischen Bürgers, der von seinen

Einkünften lebte. Paulin war so glücklich geboren, der ehrbarste und schönste Knabe, den ich im Leben gesehen hatte; sein gutes Wesen, sein angenehmes Betragen, seine unendliche Schönheit, seine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Ursachen, daß ich so große Liebe für ihn empfand, als die Brust eines Menschen fassen kann. Diese lebhafteste Neigung bewog mich, um dieses herrliche Gesicht, das von Natur ernsthaft und traurig war, erheitert zu sehen, manchmal mein Händchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, so lächelte er so schön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, so würde er die Menschen ganz außer sich gebracht haben. Er hatte eine Schwester, die so schön war wie er, und Faustina hieß; der Vater führte mich oft in seinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu seinem Schwiegersohn gehabt hätte; durch diese Veranlassung blies ich mehr als gewöhnlich.

Um diese Zeit ließ mich ein gewisser Jacob von Cesena, ein trefflicher Musicus, der bei dem Papste in Diensten war, fragen, ob ich ihnen am ersten August helfen und den Sopran blasen wollte, sie hätten auf diesen Tag die schönsten Stücke zu des Papstes Tafelmusik ausgesucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein schönes

angefangenes Gefäß zu endigen, so reizte mich doch die Musik, als eine wunderbare Sache an sich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Gesellschaft zu seyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwei Stunden und gingen sodann, am Festtage, in's Belvedere und bliesen bei Tage die geübten Motetten, so daß der Papst sagte, er habe keine angenehmere Musik gehört. Er rief jenen Jacob von Cesena zu sich und fragte ihn: wie er es angefangen habe, um einen so guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau, wer ich sey. Als er meinen Namen erfuhr, sagte er: Ist das ein Sohn des Meister Johannes? den will ich in meine Dienste haben! Jacob versetzte, er wird schwer zu bereben seyn, denn er ist ein Goldschmied, sehr fleißig bei seiner Kunst, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Musik nicht thun würde. Desto besser versetzte der Papst, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete, er soll seine Besoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen; in seiner andern Profession will ich ihm auch schon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Papst ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Papstes Rede, und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab, sagte er: Ich will dich in unsere Zahl einschreiben lassen. Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen sollte; denn ich sah wohl, welchen Schaden meine Kunst darunter leiden würde. Die folgende Nacht erschien mir mein Vater im Traume, und bat mich, mit den liebevollsten Thränen, daß ich, um Gott und seinerwissen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weise thun könne; schnell erschreckte mich seine fürchterliche Gestalt, er drohte mir mit seinem Fluch, wenn ich es ausschläge, und versprach mir, wenn ich gehorchte, seinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, so lief ich, mich einschreiben zu lassen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er schrieb mir, daß auch er beinahe dasselbe geträumt habe, und ich glaube nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müsse.

Inzwischen arbeitete ich mit großer Sorgfalt das angefangene Gefäß für den Bischof von Salamanca zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, sehr reich, aber schwer zu befriedigen; er schickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend, und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen, und sie durch einen andern endigen lassen. Daran war denn doch das verdammte Blasen schuld, denn übrigens arbeitete ich Tag und

Nacht mit dem größten Fleiße, so daß ich dem Bischof das Gefäß wenigstens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht besser; denn nun ward erst seine Lust so groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drey Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit so schönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man sich vorstellen kann. Sogleich schickte ich es, durch meinen Paulin, zu Lucagnolo, dem der Knabe mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit sagte: Hier schickt euch Benvenuto sein Versprechen und seine H****eyen, er hofft von euch bald auch eure Lumpereyen zu sehen. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und, nachdem er es lang genug betrachtet hatte, sagte er zu Paulin: Schöner Knabe, sage deinem Herrn: daß er ein trefflicher Mann ist, er soll mein Freund seyn und das Uebrige auf sich beruhen lassen. Der gute Knabe brachte mir freudig die Botschaft; das Gefäß wurde zu Salamanca getragen, welcher verlangte, daß es geschätzt werden sollte. Lucagnolo kam dazu, seine Schätzung war ehrenvoll, und sein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanca nahm das Gefäß, und sagte in Spanischer Manier: Bei Gott, er soll so lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten lassen. Hierüber ward ich äußerst verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien, und jeden der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran war ein Henkel, von

einem Stücke, auf das zarteste gearbeitet, der, durch Hilfe einer gewissen Stahlfeder, grade über der Oeffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigt der Bischof, mit großer Zufriedenheit, einigen seinen Spanier dieses Gefäß; einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinste umgegangen seyn; die zarte Feder konnte seiner bäuerischen Gewalt nicht widerstehen, und der Henkel brach ab. Der Bischof war schon weggegangen, und der Edelmann, äußerst erschrocken, bat den Mundschenken, er möchte doch geschwind das Gefäß zum Meister tragen, damit es schnell wieder hergestellt würde, es möchte kosten was es wollte. So kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände; ich versprach es schnell zu ergänzen und that es auch, denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwei Stunden vor Nacht hatte ich es schon fertig. Nun kam der Mundschenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals verlangt, um es andern Gästen zu zeigen. Der Mundschenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: Nur schnell! schnell das Gefäß her! Ich, der ich keine Lust hatte, es herauszugeben, sagte nur: Ich habe keine Eile.

Er kam darüber in solche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltsam in die Werkstatt eindringen wollte. Ich widersetzte mich ihm, mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb' es
nicht

nicht heraus! rief ich, geh', sage deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kommt. Da er sah, daß sein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt, und versprach, wenn ich es herans gäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Voratz nicht, und da ich ihm immer dasselbe antwortete, verzweifelte er endlich, und schwur mit so viel Spaniern wieder zu kommen, daß sie mich in Stücken hauen sollten, und so lief er fort. Da ich sie nun wohl solcher Mordthat fähig hielt, setzte ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchse zur Hand und dachte: wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, so kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich so mit mir zu Rathe ging, erschienen viele Spanier, mit dem Haushofmeister, der auf ungestützte Spanische Weise befahl, sie sollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchse mit gespanntem Hahn und schrie mit lauter Stimme: Nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder, stürmt man so die Häuser und Läden in Rom? So viel sich von euch Spitzbuben dieser Thulr nähern, so viel will ich mit der Büchse todt hinstrecken. Ich zielte sogleich nach dem Haushofmeister, und rief: Du Erzscheim, der du sie anstiftest, sollst mir zuerst sterben. Schnell gab er seinem Pferd die Sporen und floh mit verhängtem Zügel davon.

Ueber diesem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige Römische Edelkute, welche eben vorbeiging, sagten zu mir: Geh' die Hande nur tod, wir wollen dir helfen. Diese kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, sie sahen sich gezwungen zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit aller Umständlichkeit zu erzählen. Der stolze Mann machte seine Bedienten und Afficianten heftig herunter, theils weil sie einen solchen Ueberschlag begangen, theils weil sie dem Haisch, den sie einmal angefangen hatten, nicht besser durchschauten.

Franz Penn, der in der ganzen Sache den Mittelmann gemacht hatte, kam dazu, und Monsignore sagte zu ihm: er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geschwind brächte, so sollten meine Ohren das größte Stück seyn, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, so sollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihn wissen, daß ich die Sache gleich an den Papst bringen würde.

Indessen waren mir halbe Kälter geworden, einige Römische Edelkute schlugen sich in's Mittel, und verbürgten sich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leisten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche, so kam ich in das Haus des Bischofs, der sein ganzes Gefolge hatte auftreten lassen. Ich hatte meinen Panlin an der Seite, der das Gefäß

frag, und es war, als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte; einer sah aus wie des Löwe, einer wie der Elefant, andere glichen dem Stiebs, des wir endlich von den Pfaffen selbst kamen; der spandete äußerst pfäffische und überhöfliche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzusehen; und antwortete nichts: Da aber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befohl mir, ich sollte quittiren; daß ich bezahle und mich ihm wohl zufrieden sey. Darauf hob ich den Kopf und sagte zu ihm: ich würde es gerne thun; wenn ich nur erst mein Geld hätte. Der Bischof erefferte sich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu schreien; endlich zahlte man mir erst das Geld, dann schrieb ich, und müde und zufrieden ging ich von dannen.

Der Papst Clemens vernahm die Geschichte und freute sich sehr daran. Man hatte ihm vorher das Geld, aber nicht als ewige Arbeit gezeigt, und man sagte er öffentlich, daß er mir sehr wohlwolle, so daß Monsignore Salamanca sein altes Betragen bereute, und, um mich wieder anzufinden, mir durch Franz Petrus sagen ließ, daß er mir noch große Werke antragen wolle. Ich antwortete, daß ich sie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch diese Worte kamen zu den Ohren des Papstes, der herzlich darüber lachte. Cardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papst die Handel zwischen mir und Salamanca erzählte, dann wandte er sich zu seinen

Leuten und befahl, daß man mir immer sollte für den Palast zu thun geben. Cardinal Cibo selbst schickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes gesagt hatte, bestellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinäle Carnaro und besonders Rudolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich selbst eine Werkstatt eröffnen sollte: ich folgte ihr, und fuhr fort, für diese treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht ist sie die Ursache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundschaft des Herrn Gabriel Cesarini, der Gonfaloniere von Rom war; für diesen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu sehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er sie schätzen lassen, um mich nach Verdienst zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meister schätzten sie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte, mich zu bezahlen. Fast wäre mir's damit, wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel

Der Anton führt Handel und nimmt eine Aufforderung eines der Leute des Rienzo da Carl an. — Er arbeitet große Cardinalsiegel, nach Art des Lantlio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und andrzt, hört nach den architektonischen Rerrathen. — Geschichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Basen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wachentlich zu vergnügen. — Angenehme Beschreibung eines dieser Banfette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feste unsers Patrons St. Johann aßen viele Florantiner zusammen, von verschiedenen Professionen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Leuten war Rosso, der Maler, und Penni, Raphaels Schüler; dabei. Ich hatte sie eigentlich zusammengebracht. Sie lachten und scherzten, wie es geschieht, wenn viele Männer beisammen sind, die sich eines gemeinsamen Festes erfreuen. Zufällig ging ein toll-

Leuten und befahl, daß man mir immer sollte für den Palast zu thun geben. Cardinal Cibo selbst schickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes gesagt hatte, bestellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinale Carnaro und besonders Rudolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich selbst eine Werkstatt eröffnen sollte: ich folgte ihr, und fuhr fort, für diese treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht ist sie die Ursache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundschaft des Herrn Gabriel Cesarini, der Gonfaloniere von Rom war; für diesen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu sehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er sie schätzen lassen, um mich nach Verdienst zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meister schätzten sie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte, mich zu bezahlen. Fast wäre mir's damit, wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Handel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Cardinalssiegel, nach Art des Lantizio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und studirt dort nach den architektonischen Rathsäulen. — Geschichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Basen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beschreibung eines dieser Banquetts, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feste unsers Patrons St. Johann aßen viele Florentiner zusammen, von verschiedenen Professionen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Meistern war Rosso, der Maler, und Penni, Raphaels Schüler, dabei. Ich hatte sie eigentlich zusammengekommen und scherzten, wie es geschieht, zusammen sind, die sich eines gegenseitigen Zuspotts bedienen. Zufällig ging ein toll-

köpfiger junger Mensch vorbei, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns so lustig hörte, spottete er auf eine unanständige Weise über die Florentinische Nation. Ich hielt mich für den Anführer so vieler geschickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen lassen; still, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit seiner Liebsten, und um sie zum Lachen zu bringen, setzte er sein althermes Geschwätze fort. Ich stellte ihn zur Rede und fragte ihn: ob er der Freche sey, der schlecht von der Florentinischen Nation spreche? Er antwortete schnell: Ich bin's! Drauf schlug ich ihn ins Gesicht und sagte: Das bin ich! und sogleich waren unsere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als sich viele dazwischen legten und da sie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Anforderung von ihm gestellt, ich nahm sie freudig an und sagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunst fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bevilacqua hieß; er hatte den Ruf, der erste Degen von Italien gemessen zu seyn, denn er hatte sich wohl zweanzigmal geschlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geschieden. Dieser brave Mann hatte viel Freundschaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunst, und hatte mir schon bei ähnlichen Händeln beigestanden. Er pflegte zu sagen:

Mein Bekehrung! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hättest, so bin ich gewiß, du würdest mit Ehren bestehen: denn so viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen sehen. So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele schöne Geschichten dieser Art, um von meiner Kunst zu reden, um be-
 reutwillen ich eigentlich schreibe, und ich werde darin nur zu viel zu sagen haben.

Man weiß, wie ich, mit einem löblichen Wettseifer, die Art und Kunst des Lucagnola zu übertreffen suchte, und dabei die Geschäfte eines Juweliers nicht versäumte; eben so bemühte ich mich, die Geschicklichkeiten anderer Künstler nachzuahmen. Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizio, der nur Eine Profession trieb, in dieser aber auch einzig war. Es ist gewöhnlich, daß in Rom jeder Cardinal sein Wappen im Siegel führt. Diese Siegel sind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, so bezahlt man für ein solches hundert und mehr Scabi. Auch diesem braven Manne wünschte ich nachzueifern, obgleich seine Kunst sehr von den Künsten entfernt war, die ein Goldschmied auszuüben hat; auch verstand Lautizio nichts zu machen als nur diese Siegel. Ich aber befließigte mich, nebst andern Arbeiten, auch dieses, und so schwer ich sie auch

fund, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand sich in Rom ein anderer trefflicher Künstler, von Mailand gebürtig, mit Namen Garadossa; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieser Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Crucifix, einen Palm groß, von dem zartesten Goldblech auf das vortrefflichste gearbeitet, und ich wünschte ihn mehr als jemanden zu erreichen. Ueberdies fanden sich andere Meister, welche Stahlstempel, wodurch man die schönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle diese verschiedenen Arbeiten übernahm ich, und suchte sie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die schöne Kunst des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen seyn, und nahm mir darin einen unserer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals persblich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat sich, das ich wußte, seiner göttlichen Arbeit genähert. Auch diese schweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man sein Werk und die Frucht seines Fleißes zuletzt dem Feuer überlassen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen ansah. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichste Gabe, eine so gute und wohl proportionirte Complexion gegeben, daß ich damit frei alles was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte.

Was ich in diesen so ganz verschiedenen Professionen geleistet habe, werde ich an seinem Orte anzeigen.

Zu dieser Zeit, ich war ungefähr drei und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine pestilenzialische Krankheit, viele Tausende starben jeden Tag, und, dadurch geschreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewissen Lebensart die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Festtagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus und studirte nach ihnen, entweder in Wachs, oder mit Zeichnen. Weil sich nun viele schöne Sachen in den Ruinen finden, und dabei viele Tauben nisten, fand ich Vergnügen meine Büchse gegen sie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Pest, und um allen menschlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hause. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnügte mich, durch Kunst und Geschicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir selbst meine Büchse eingerichtet, sie war von außen und innen spiegelglatt; dazu machte ich mir selbst das feinste Schießpulver, wobei ich Geheimnisse fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur diesen Wink geben, daß ich, mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, von meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weißen Punct traf, worüber sich die, welche das Handwerk verstehen, gewiß verwundern werden.

Es ein großes Vergnügen fand ich an dieser Übung, daß sie mich manchmal von meiner Lust und von meinen Studien zu entfernen schien; allein ich zog, von der andern Seite, daraus wieder großen Vortheil, denn ich verbesserte dadurch meine Redenskräfte, und die Lust war mir sehr heilsam, da ich von Natur zum Melancholie geneigt bin. Dieses Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geschickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte sich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Übungen blieb, so daß mir am Ende meine Bücher mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntschaft mit Antiquitätenfuchern gemacht, die den Lombardischen Bauern aufpösten, welche zu bestimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Abate, Präsen, Corniole und Cairnen fanden; manchmal hatten sie sogar das Glück, Edelsteine, zum Beispiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufsucher kauften gewöhnlich solche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich sie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl so viele Goldgulden als sie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte diese Dinge wieder, und ob ich dabei gleich wieder Zehn für Eins gewann, so machte ich mir doch dadurch fast alle Cardinäle zu Freunden.

Man nur von den seltensten Sachen zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mächtige Bohne, in dem schön gefärbtesten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer starken Ruß groß, einen Camée mit Hercules und Herkuls, ein Werk, das unser großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf, von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige, gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geschichte erzähle, die früher verlief! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meister Jacob da Carpi hieß; dieser treffliche Mann curirte unter andern besonders desperats Französische Lebel; er verstand sich sehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkstatt vorüberging, sah er zufälligerweise einige Handriffe, worunter sich wunderliche Massen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; sie waren ganz verschieden von allem, was bis dahin gesehen worden war. Meister Jacob verlangte, ich sollte sie ihm von Silber machen, welches ich äußerst gern that, weil ich dabei meinen Willen folgen konnte; er bezahlte mir sie gut; aber hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über die Massen, und ich hatte sie nicht sogleich ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papst zeigte und den andern Tag vorzeigte. Er war sehr gelehrt, und sprach zum

Ueber diesem großen Saum waren alle Hochkorn
herausgeschmitten, und einige Römische Edelknechte, mel-
che eben vorbeiging, sagten zu mir: Gehlog die
Hunde nur todt, wir wollen dir helfen. Diese kräftigen
Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, sie
sahen sich gezwungen zu fliehen und ihrem Herrn den Fall
mit allen Umständen zu erzählen. Der Kolze Mann
machte seine Bedienten und Officianten heftig herunter,
theils weil sie einen solchen Ueberschlag begangen, theils weil
sie den Hund, den sie einmal angefangen hatten, nicht
besser durchsahen.

Franz Penn, der in der ganzen Sache den Mittel-
mann gemacht hatte, kam dazu, und Konfigante sagte zu
ihm: er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das
Gefäß nicht geschwind brächte, so sollten meine Ohren
des größten Stück seyn, das an mir bliebe; brächte ich
das Gefäß gleich, so sollte ich die Zahlung erhalten.
Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihm wissen,
daß ich die Sache gleich an den Papst bringen würde.

Indessen waren mir halbe Kälter geworden, einige
Römische Edelknechte schlugen sich in's Mittel, und vor-
bargen sich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die
Zahlung meiner Arbeit leisten würde. Darauf machte
ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und
mit einem großen Dolche, so kam ich in das Haus des
Bischofs, der sein ganzes Gefolge hatte auftreten lassen.
Ich hatte meinen Panlin an der Seite, der das Gefäß

frag, und es war, als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte; einer sah aus wie des Löwe, einer wie der Elefant, andere glichen dem Krebs, des wie endlich von den Thieren selbst kamen; der spaudende äußerst pfäffische und aberspanische Worten hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzusehen, was antwortete nicht: Das aber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich sollte quittiren; daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden sey. Darauf hob ich den Kopf und sagte zu ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erst mein Geld hätte. Der Bischof ereiferte sich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu schreien; endlich zahlte man mir erst das Geld, dann schrieb ich, und müde und zufrieden ging ich von dannen.

Der Papst Clemens vernahm die Geschichte und freute sich sehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, alles nicht als kleine Arbeit gezeigt, und man sagte er dummlich; daß er mir sehr wohlwolle, so daß Monsignore Salamanca sein altes Betragen bereute, und, um mich wieder anzufinden, mit durch Franz Petrus sagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich sie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch diese Worte kamen zu den Ohren des Papstes, der herzlich darüber lachte. Cardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papst die Handel zwischen mir und Salamanca erzählte, dann wandte er sich zu seinen

Leuten und befahl, daß man mir immer sollte, für den Palast zu thun geben. Cardinal Cibo selbst schickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes gesagt hatte, bestellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinale Carnaro und besonders Rudolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich selbst eine Werkstatt eröffnen sollte: ich folgte ihr, und fuhr fort, für diese treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht ist sie die Ursache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundschaft des Herrn Gabriel Cesarini, der Gonfaloniere von Rom war: für diesen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu sehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er sie schätzen lassen, um mich nach Verdienst zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meister schätzten sie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte, mich zu bezahlen. Fast wäre mir's damit, wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel.

Der Anton findet Handel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Cardinalssiegel, nach Art des Lantizio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und studirt dort nach den architektonischen Rathsheuen. — Geschichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Basen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz vorbei war, traten mehrere Künstler zusammen, Mahler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beschreibung eines dieser Banquetts, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feste unsers Patrons St. Johann aßen viele Florantiner zusammen, von verschiedenen Professionen, Mahler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Leuten war Rosso, der Mahler, und Penni, Raphaels Schüler; dabei. Ich hatte sie eigentlch zusammengebracht. Sie lachten und scherzten, wie es geschieht, wenn viele Männer beisammen sind, die sich eines gemeinsamen Festes erfreuen. Zufällig ging ein toll-

köpfiger junger Mensch vorbei, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns so lustig hörte, spottete er auf eine unanständige Weise über die Florentinische Nation. Ich hielt mich für den Auführer so vieler geschickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen lassen; still, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit seiner Liebsten, und um sie zum Lachen zu bringen, setzte er sein albernes Geschwätz fort. Ich stellte ihn zur Rede und fragte ihn: ob er der Freche sey, der schlecht von der Florentinischen Nation spreche? Er antwortete schnell: Ich bin's! Drauf schlug ich ihm ins Gesicht und sagte: Das bin ich! und sogleich waren unsere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als sich viele dazwischen legten und da sie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Des andern Tag wurde mir eine Anforderung von ihm gestellt, ich nahm sie freudig an und sagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meines andern Kunst fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bonifazio hieß; er hatte den Ruf, der erste Degen von Italien gewesen zu seyn, denn er hatte sich wohl zweanzigmal geschlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geschieden. Dieser brave Mann hatte viel Freundschaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunst, und hatte mir schon bei ähnlichen Gelegen. Hindeln beigegeben. Er pflegte zu sagen:

Hier Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hättest, so bin ich gewiß, du würdest mit Ehren bestehen: denn so viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen sehen. So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele schöne Geschichten dieser Art, um von meiner Kunst zu reden, um verantworten ich eigentlich schreibe, und ich werde darin nur zu viel zu sagen haben.

Man weiß, wie ich, mit einem löblichen Wettstreit, die Art und Kunst des Lucagnola zu übertreffen suchte, und dabei die Geschäfte eines Juweliers nicht versäumte; eben so bemühte ich mich, die Geschicklichkeiten anderer Künstler nachzuahmen. Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizio, der nur Eine Profession trieb, in dieser aber auch einzig war. Es ist gewöhnlich, daß in Rom jeder Cardinal sein Wappen im Siegel führt. Diese Siegel sind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, so bezahlt man für ein solches hundert und mehr Scadi. Auch diesem braven Manne wünschte ich nachzueifern, obgleich seine Kunst sehr von den Künsten entfernt war, die ein Goldschmied auszuüben hat; auch verstand Lautizio nichts zu machen als nur diese Siegel. Ich aber befaßigte mich, nebst andern Arbeiten, auch dieses, und so schwer ich sie auch

fund, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand sich in Rom ein andrer trefflicher Künstler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradossa; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieser Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Crucifix, einen Palm groß, von dem zartesten Goldblech auf das vortrefflichste gearbeitet, und ich wünschte ihn mehr als jemanden zu erreichen. Ueberdies fanden sich andere Meister, welche Stahlstempel, wodurch man die schönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle diese verschiedenen Arbeiten übernahm ich, und suchte sie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die schöne Kunst des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen seyn, und nahm mir darin einen unserer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals persönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat sich, das ich wußte, seiner göttlichen Arbeit genähert. Auch diese schweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man sein Werk und die Frucht seines Fleißes zuletzt dem Feuer überlassen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen ansah. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichste Gabe, eine so gute und wohl proportionirte Complexion gegeben, daß ich damit frei alles was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte.

Was ich in diesen so ganz verschiedenen Professionen gelebt habe, werde ich an seinem Orte anzeigen.

Zu dieser Zeit, ich war ungefähr drei und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine pestilenzialische Krankheit, viele Tausende starben jeden Tag, und, dadurch gefährdet, gewöhnte ich mich zu einer gewissen Lebensart die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Festtagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus und studirte nach ihnen, entweder in Wachs, oder mit Zeichnen. Weil sich nun viele schöne Sachen in den Ruinen finden, und dabei viele Tauben nisten, fand ich Vergnügen meine Büchse gegen sie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Pest, und um allen menschlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hause. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnügte mich, durch Kunst und Geschicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir selbst meine Büchse eingerichtet, sie war von außen und innen spiegelglatt; dazu machte ich mir selbst das feinste Schießpulver, wobei ich Geheimnisse fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur diesen Wink geben, daß ich, mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, von meinem Pulver auf zweyhundert Schritte einen weißen Punct traf, worüber sich die, welche das Handwerk verstehen, gewiß verwundern werden.

Es ein großes Vergnügen fand ich an dieser Übung, daß sie mich manchmal von meiner Lust und von meinen Studien zu entfernen schien; allein ich zog, von der andern Seite, daraus wieder großen Vortheil, denn ich verbesserte dadurch meine Lebenskräfte, und die Luft war mir sehr heilsam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieses Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geschickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte sich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Übungen blieb, so daß mir am Ende meine Bücher mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntschaft mit Antiquitätenfuchern gemacht, die den Lombardischen Bauern aufspitzten, welche zu bestimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Münzen, Mäusen, Carniele und Cameren fanden; manchmal hatten sie sogar das Glück, Edelsteine, zum Beispiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufsucher kauften gewöhnlich solche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich sie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl so viele Goldgulden als sie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte diese Dinge wieder, und ob ich dabei gleich wieder zehn für Eins gewann, so machte ich mir doch dadurch fast alle Cardinäle zu Freunden.

Nur von den seltensten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mächtige Bohne, in dem schön gefärbtesten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer starken Ruß groß, einen Camee mit Hercules und Herkuls, ein Werk, das unser großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf, von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige, gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geschichte erzähle, die früher verlief! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meister Jacob da Garpi hieß; dieser treffliche Mann curirte unter andern besonders desperata Französische Uebel; er verstand sich sehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkstatt vorüberging, sah er zufälligerweise einige Handriffe, worunter sich wunderliche Waffen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; sie waren ganz verschieden von allem, was bis dahin gesehen worden war. Meister Jacob verlangte, ich sollte sie ihm von Silber machen, welches ich äußerst gern that, weil ich dabei meinen Willen folgen konnte; er bezahlte mir sie gut, aber hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über die Waffen, und ich hatte sie nicht sobald ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papst zeigte und den andern Tag verzeigte. Er war sehr gelehrt, und sprach zum

Erstaunen über die Medicin. Der Papst verlangte, er sollte in seinen Diensten bleiben; aber er sagte: er wolle in keines Menschen Dienste treten, und wer ihn nöthig hätte, sollte ihn auffuchen. Es war ein verschlagener Mann, und er that wohl von Rom wegzugehn, denn wenige Monate darauf befanden sich alle, die er curirt hatte, viel schlimmer als vorher; sie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herren, auch unserm durchlauchtigsten Herzog, und sagte: er habe sie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm diese Gefäße abträte habe curiren wollen; der Herr habe sich sehr geweigert, ihm versichert, daß sie antit seyen, und habe ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen; er aber sey darauf bestanden, und habe die Cur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieses erzählte mir Alberto Bendidio, der mir mit großen Umständen einige Copien wies, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und sagte nichts weiter. Der stolze Mann erzürnte sich und rief: Du lachst und ich sage dir, seit tausend Jahren ist keiner geboren, der sie nur zeichnen konnte. Ich war still, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und schien sie selbst zu bewundern.

Viele Herren in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, sprachen mit Bewunderung von diesen

Arbeiten, die sie selbst für alt hielten: ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich sie gemacht habe; man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machten ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meister Jacob häufig mitgenommen.

Die Pest war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Gefellen waren gestorben. Man suchte sich wieder auf und umarmte freudig und getröstet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entstand in Rom eine Gesellschaft der besten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, Namens Michelagnolo, stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligeren und lustigern Mann finden. Er war der älteste in der Gesellschaft, aber der jüngste seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zweimal zusammen; Julius-Romano und Franciscus Penni waren von den Unsern.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte, uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; jeder sollte sich seine Krüge mitbringen: das war der Name, den er unsern Mädchen gegeben hatte, und wer sie nicht mitbrächte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Kosten und Anstalten, eine für den Tag sich aussuchen, um nicht beschämt bei dem

herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte wunder, wie gut versehen ich wärs, denn ein sehr feines Weibchen, mit Namen Panasilon, war freundlich zu mir vertheilt; ich kam mich aber genöthigt, sie meinem besten Freunde Panastion zu überlassen, der gleichfalls häufig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Bedruss, denn das Weibchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrug, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse; darüber entstand mir ein böser Handel in der Gasse, dessen ich zu denken will.

Schon nahte sich die Stunde, da jeder mit seiner Arbeit in die trostliche Gesellschaft kommen sollte. Da einem solchen Spaze mich auszuschließen, hätte ich für unschicklich, und dann hätte ich wieder Bedenken, unter meinem Rang und Ansehen irgend einen schlechten, gerapften Vogel einzuführen. Alsdenn fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entschlossen rief ich einen Knaben von sechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines spanischen Messingarbeiters; er hieß Diego, studierte fleißig Latein, war schön von Figur, und hatte die beste Gesichtsfarbe. Der Schnitt seines Gesichts war viel schöner als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und für neuen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, so daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich sehr schlecht gekleidet, und nur in seine Stunden vertheilt; ich ließ ihn in meine Wohnung aus dem

daß er die Feinheitsleider anlegen möchte, die er daselbst
verfand. Er war willig, zog sich schnell an, und ich
suchte mit allerlei Schmuck sein reizendes Gesicht zu ver-
schönern; ich legte ihm zwei Ringe, mit großen schönen
Steinen, an die Ohren; die Ohrenringe waren offen und
kamen das Adiphen, so als wenn es durchstochen
würde; dann schmückte ich seinen Hals mit goldenen Ketten
und andern Edelsteinen, auch seine Finger steckte ich voll
Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn
vor meinen großen Spiegel; er erschrak über sich selbst
und sagte mit Zufriedenheit: Ist's möglich! das meine
Brut!

Ja, versetzte ich, das ist Diego, von dem ich nie-
mals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig
bitte ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit diesen
Kleidern zu jener vortrefflichen Gesellschaft zu Tische
zu kommen, von der ich ihm so oft erzählt habe. Der
ehrbare, tugendsame und fluge Knabe schlug die Augen
nieder und blieb eine Weile stille, dann hob er auf ein-
mal sein himmlisches Gesicht auf und sagte: Mit Ben-
venuto komme ich! laß uns gehen! Darauf schlug ich
ihm ein großes seidnes Tuch über den Kopf, wie die
Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Hof ankamen, waren schon alle
bestimmt und gingen mir sämtlich entgegen. Michel-
agnolo von Siena, zwischen Julius Romani und Penni,

nahm den Schleier meiner schönen Figur ab, und wie er der allerlustigste und launigste Mann von der Welt war, faßte er seine Freunde zu beiden Seiten an und nöthigte sie, sich so tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er selbst fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zusammen und sagte: Sehet nur, so sehen die Engel im Paradiese aus! Man sagt immer nur Engel, aber da sehet ihr, daß es auch Engelinnen gibt. Dann mit erhobener Stimme sprach er: O schöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, segne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpstlichen Segen. Michelagnolo erhob sich und sagte: dem Papst küsse man die Füße, den Engeln die Wangen! und so that er auch. Der Knabe ward über und über roth, und seine Schönheit erhöhte sich außerordentlich.

Als wir uns weiter umsahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonette angeschlagen, die jeder von uns gemacht und dem Michelagnolo zugeschickt hatte. Das schöne Kind fing an sie zu lesen und las sie alle mit so viel Ausdruck, daß jedermann erstaunen mußte. Auf diese Weise wurde viel gesprochen, und jeder zeigte seine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anwesenden und besonders die Frauen angesehen hatte, sagte er: Lieber Michelagnolo! wenn ihr die Mädchen Krähen benennt, so habt ihr diesmal doppelt recht,
denn

denn sie nehmen sich noch schlimmer aus, als Krähen neben dem schönen Pfau.

Die Speisen waren aufgetragen und Julius erbat sich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweisen; als es ihm gestattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ sie alle an einer Seite und die meinige in der Mitte nieder sitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich diese Ehre wohl verdiente. Im Rücken unserer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf sich die Gestalten, und besonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und so genossen wir eines Gastmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tisches kamen einige Singstimmen zugleich mit einigen Instrumenten, und da sie ihre Notenbücher bei sich hatten, verlangte meine schöne Figur gleichfalls mitzusingen. Sie leistete so viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm scherzten, sondern, ernsthaft, wichtige und tiefsinnige Betrachtungen anstellten.

Darauf fing ein gewisser Aurelius von Ascoli, der sehr glücklich aus dem Stegreif sang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indessen hörten die beiden Frauen, die meine schöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf, zu schwärmen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die

andere fragte mein Geschöpfchen, wie sie sich gehalten hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange sie sich in Rom befände und andere Dinge der Art. Indessen hatte Pautasilea, meine Liebste, aus Neid und Verdruß, auch allerlei Handel erregt, die ich der Kürze willen übergebe. Endlich wurden meiner schönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeschmackten Zudringlichkeiten zur Last, und sie drehte sich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob sie sich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen sagte meine Schönheit ja! und setzte hinzu, Sie glaube seit einigen Monaten guter Hoffnung zu seyn, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr, und wollten ihr Luft machen; da ergab sich's, daß es ein Knabe war, sie schrien, schalteten und standen vom Tische auf. Da erhob sich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß, mich bestrafen zu dürfen, und erhielt sie unter großem Geschrei. Er soll leben! rief der Alte aus; wir sind ihm Dank schuldig, daß er durch diesen Scherz unser Fest vollkommen gemacht hat; so endigte sich dieser Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hause kehrten.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt Hieronime mit Silber bemalte Delfine nach; — Ableitung des Wortes Grotteske von Herrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Palai werden mit Aufwand seines Eifers besprochen. — Palai zu Pantafilea und tragisches Ende beschrieben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr verführerisches Geketz angreift. — Der Autor erwidert und verzeiht sich mit Beweinung von Perugia.

Wollte ich umständlich beschreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Personen vollendete, so hätte ich genug zu erzählen; gegenwärtig ist aber nur so viel nothwendig zu sagen: daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß, in allen den verschiedenen Künsten zu üben suchte, von denen ich oben gesprochen habe. Ich fuhr beständig fort, mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigsten Arbeiten zu erwähnen gedenke, so soll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Orte und zwar bald geschehen.

Obgedachter Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, verfertigte zu selbiger Zeit das Grabmal des letztverstorbenen Papstes Adrian; Julius Romano, der

Mahler, war in des Marchese von Mantua Dienste getreten, und die andern Freunde begaben sich, nach und nach, dieser da-, der andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, so daß jene treffliche Gesellschaft fast ganz auseinander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine Türkische Dolche in die Hände, wovon sowohl Griff und Scheide, als auch die Klinge von Eisen war; zugleich fand sich auf diesem Gewehr das schönste Blätterwerk nach Türkischer Art eingegraben, und auf das zierlichste mit Gold ausgelegt. Eine solche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieser Profession etwas zu leisten, die doch so verschieden von meinen übrigen war, und als ich sah, daß sie mir auf's beste gelang, fuhr ich fort mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche schöner und dauerhafter als die Türkischen selbst ausfielen und zwar wegen verschiedener Ursachen. Erstlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die Türkischen Arbeiter zu thun pflegen; zweytens, weil jenes Türkische Lanbwerk eigentlich nur aus Arumöblättern mit einigen Aegyptischen Blümchen besteht, die, ob sie gleich etwas weniges Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unser Lanbwerk gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verschiedene Arten, und die Künstler selbst arbeiten verschieden. So ahmen die Lombarden den Ephen und wilden Wein nach, deren schöne Ranken sehr angenehm zu sehen sind; die Floren-

tiner und Römer dagegen haben mit noch weit mehr Geschmac gewählet: denn sie bilden den Mantz mit feinen Blättern und Blumen, die sich auf verschiedene Weise herumschlingen, und zwischen gedachten Blättern werden gewisse Vögel und verschiedene Thiere angebracht, woran man erst sehen kann wer guten Geschmac habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, z. B. von denen die man Schwemmdaules nennt, und was dergleichen mehr seyn mag; da denn die trefflichen Goldschmiede ihre eignen Erfindungen hinzusetzen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grottesken genannt; welche Benennung sich von den Rethoren herschreibt, indem die aufmerksamen Künstler in Rom in manchen unterirdischen Höhlen dergleichen Herrathen fanden; weil diese Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studiensäle und sonst gebraucht wurden, nun aber, da durch den Muth so großer Gebäude jene Theile in die Tiefe gekommen sind, gleichsam Höhlen zu seyn scheinen, welche im Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie gesagt, der Name Grottesken sich ableitet. Die Benennung aber ist nicht eigentlich. Denn wie die Alten sich vergnügten, Mouskra zusammen zu setzen, indem sie die Gestalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, so sollten auch diese Verbindungen verschiedener Pflanzen und Blätterarten Mouskra und nicht Grottesken genannt werden. Auf diese Weise machte

ich solche wunderbar gefasungengesetzte Blätter, die viel schöner als die Türkischen angesehen waren.

Alsd. begab sich, daß in dieser Zeit in einigen alten Provinzen unter der Erde gewisse eiserne Ringe gefunden wurden, von den Alten schon mit Gold eingelegt. In einem war ein kleiner Dorn gefast. Die Gelehrten, die darüber Untersuchungen anstellten, behaupteten, daß von diese Ringe getragen habe, nur in alten Felsenen Höhlen das Leben, sondern glücklich als unglücklich; bei gewissen Krankheiten. Darausmanches ich verschiedene solche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich stah dazu den reinen Stahl, und grub mich. legte die Zierathen mit großer Sorgfalt ein, sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als einig. Jede kost für meine Arbeit.

Immerbediente man sich zu jener Zeit goldener Medaillen, worauf eine oder zwei und Christmann irgend eine Größe, oder Uebersetzung verstellen ließ, und sie zu der Erde trug. Dergleichen machte ich viele, ob es gleich eine sehr schwere Arbeit war. Bisher hatte ich der große geschickte Meister Kanabasse, den ich schon genannt haben verfertigt, sind an gemeinlich mehr als eine Dogen darauf bestellte wurde, verfertigte er nicht weniger als hundert Goldgelen. Dann kanabasse nicht mehr geschickten Herrn, nicht mehr besser zu thun, sondern mehr langsam war, und arbeitete sehr langsam an

beide eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier Figuren zu sehen waren, an welche ich großen Fleiß anwendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben sie mir den Vorzug, und behaupteten, sie sey schöner und besser als die andre, verlangten den Preis zu wissen und sagten: weil ich ihnen so sehr Genüge geleistet habe, so wünschten sie mir auch ein Gleiches zu thun. Darauf antwortete ich: die größte Belohnung, nach der ich am meisten gestrebt habe, sey, die Kunst eines so vorzüglichen Mannes zu erreichen, und wenn mir, nach dem Urtheil der Herren, diese Absicht geglückt sey, so fände ich mich überflüssig bezahlt. Als ich darauf fortging, schenken sie mir ein so freigebiges Geschenk nach, daß ich sehr zufrieden seyn konnte, und meine Lust zu arbeiten vergewalt zunahm, daß die Folgen daraus entstanden, die man künftig berechnen wird.

Jetzt mag ich mich aber ein wenig von meiner Profession entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühseligen Lebens zu erzählen.

Man wird sich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Gesellschaft und von den annuitirten Söhnen sprach, die bei Gelegenheit des verfluchten Raubens vorgekommen waren, daß einer Pantheongedachte, die erst eine falsche und besonderns Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerst erzürnt war, weil sie glaubte, daß ich sie damals höchlich beleidigt habe.

Sie hatte geschworen, sich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beschreiben will, wie sich mein Leben in der größten Gefahr befand, und zwar verhielt es sich damit folgendermaßen:

Als ich nach Rom kam, fand ich daselbst einen jungen Menschen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man den Kopf abschlug, weil er sich seiner eignen Tochter nicht enthielt. Dieser junge Mensch hatte einen trefflichen poetischen Geist, schöne Kenntnisse der Lateinischen Literatur, schrieb sehr gut und war über die Maßen schön und anmuthig. Er hatte sich ich weiß nicht von welchem Bischof getrennt, und saß tief in den Französischen Uebeln. Meine Bekanntschaft mit ihm schrieb sich noch aus Florenz her, wo man sich in Sommernächten auf den Straßen häufig versammelte, und woselbst dieser Jüngling sich mit den besten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Gesang war so angenehm, daß der göttlichste Michelagnolo Buonarrotti, der trefflichste Bildhauer und Maler, immer ihn zu hören ging, sobald er ihn nur anzutreffen mußte; dabei war ein gewisser Goldschmied-Pilotto und ich in seiner Gesellschaft.

Da wir uns nun nach zwey Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir seinen traurigen Zustand und bat mich um Gottes willen, ich möchte ihm helfen! Mich bewegten seine großen Talente, die Liebe des gemeinsamen Vaterlands und meine eigene, mitleidige Natur; ich

nahm ihn in's Haus und ließ ihn heilen, so daß er, als ein junger Mensch, sehr bald wieder hergestellt war. Indessen studirte er sehr fleißig, und ich hatte ihn mit vielen Büchern, nach meinem Vermögen, versehen. Für diese große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Thränen, und sagte: wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, so wolle er sich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: Ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menschlichen Geschöpfe sey, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigte, auch wieder einem andern erweisen, der seinen gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens solle er mein Freund seyn, und mich für den seinigen halten.

Darauf bemühte er sich um ein Unterkommen am Römischen Hof, welches er auch bald fand. Er schloß sich an einen Bischof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Bischof von Urgenis nannte. Dieser hatte einen Neffen, Herrn Johannes, einen Venezianischen Edelmann, welcher sehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte, und ihn unter diesem Scheine ganz und gar an sich zog, so daß beide zusammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verschweigen, wie sehr er mir wegen so vieler Wohlthaten verbunden sey, deshalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab sich's, unter andern, daß ich eines

Abends gedachter Pantoffeln ein kleines Essen gab; wozu ich viele meiner kunstreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tische setzen wollten, trat Herr Johannes mit gedachtem Ludwig herein, und nach einigen Complimenten blieben sie bei uns.

Als das unverschämte Weib den schönen Jüngling sah, warf sie gleich die Augen auf ihn. Deswegen trat ich nach eingekommenem Essen sogleich Ludwig bei Seite und sagte: wenn er boheime; mit manchem schuldig zu sehn, so solle er sich auf keine Weise mit diesem Weibsbild einlassen. Darauf versetzte er: Wie, mein Bräutigam, haltet ihr mich doch für unsinnig. Nicht unsinnig, sagte ich, aber für jung! dabei schaur ich, daß mir an ihr nichts gelegen sey; aber wohl an ihm, und daß es mir leid thut, wenn er um ihrerwillen den Hals bräche. Darauf schwur er uns bei Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er sich mit ihr einlasse! Diesen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen gethan haben, denn dasselbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Selber entbotte man bald an Herrn Johannes, nicht eine tugendhafte, sondern eine ansehnliche Liebe zu dem jungen Menschen, denn dieses erschien fast alle Tage in neuen sammt- und seidnen Kleidern. Dies konnte leicht erkennen, daß er seine schönen Tugenden abgeschafft und sich ganz dem Dabrechen ergeben hatte. Er that es denn auch, als wenn er mich nicht sähe, noch höre;

denn ich hatte ihn einmal zur Rede gestellt, und ihm
seinen Laifer vorgeworfen, worüber er nach seinen eigenen
Merkmalen den Hals brechen sollte. Unter andern hatte
ihn auch Herr Johannes einen schönen Hengst gekauft
und dafür hundert und fünfzig Gulden gegeben. Dieses
Hrad war trefflich eingeritten, und Ludwig ließ es alle
Tage vor den Fenstern der Pantasilea seine Mäntchen
machen. Ich bemerkte es wohl, beschämte mich aber
nicht darum, und sagte vielmehr: jedes Ding wolle
nach seiner Weise leben, und hielt mich an meine Aheir.

Dem begab sich, einen Sonntag Abends, daß uns
Nichtsgutlich von Ciera, der Bildhauer zu Rische lud;
es war im Sommer, und Bachlacoa, von dem ich schon
gesprochen habe, war auch geladen. Diesen hatte die
Pantasilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So saßen
wir zu Rische. Auf einmal gab sie Leibschmerzen vor,
stand auf, und versprach sogleich wieder zu kommen.
Nachdem wir nun nichts annehmliches sprachen und spie-
ten, blieb sie etwas länger als billig war. Ich hörte
zufälligerweise, und es kam mir vor, als wenn ich auf
der Straße, ganz leise, wispern hörte; ich hatte aber
das Tischmesser in der Hand.

Da ich nah an dem Fenster saß, erhob ich mich ein
wenig; sah den Ludwig mit Pantasilea zusammen, und
hörte ihnen sagen: Weh! wenn uns der Dursel Dursel
was Lehen sollte. Darauf antwortete sie: Eyd mir
rathig! hört, welchen Rüm sie machen! sie denken an ganz

was anders, als an uns. Kaum hatte ich diese Worte gehört, als ich mich zum Fenster hinaus auf die Straße warf, und Ludwig bei der Fackel erwischte, den ich gewiß würde mit meinem Messer ermordet haben, wenn er nicht seinen Schimmel gespornt und mir die Fackel in der Hand gelassen hätte. So rettete er sein Leben; und flüchtete mit Pantasilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich standen alle Gäste vom Tische auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich noch sie um so einer Creatur willen beunruhigen sollte. Da sagte ich, um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der schändliche Jüngling bringe mich auf, der mir so wenig Achtung bezeige! Und so ließ ich mich durch die Worte dieser trefflichen Männer nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wiesen, denn das Haus in dem wir speiseten, war nahe am Thore des Castells das dahinaus führt. Es dauerte nicht lange, so ging die Sonne unter, und ich kehrte mit langsamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel, und die Thore von Rom noch nicht geschlossen. Gegen zwei Uhr ging ich an dem Hause der Pantasilea vorbei und hatte mir vorgesetzt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daselbst nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Fackel und die Scheide des Degens weg, und kehrte zu jenem Hause zurück, das hinter

den Bänken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes der sich Romolo nannte, und zwar mit einer starken Hagebuttenhecke eingefaßt; in diese versteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hause kommen sollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte sich's nun vorgestellt, oder es mochte ihm jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug er rief mich ganz leise: Gebatter! denn so nannten wir einander, im Scherze; er bat mich, um Gottes willen, und sagte fast weinend: Lieber Gebatter, thue doch dem armen Mädchen nichts zu Leide, denn sie hat nicht die mindeste Schuld! Darauf versetzte ich: Wenn ihr euch nicht sogleich hinwegpact, so schlage ich euch diesen Degen um die Ohren. Mein armer Gebatter erschrak und es fuhr ihm in den Leib, so daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel stand voll Sterne, und die Helligkeit war sehr groß. Auf einmal hörte ich einen Lärm, von mehreren Pferden, die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantasilea, begleitet von einem gewissen Herrn Benvenuto von Perugia, Kammerer des Papstes Clemens. Sie hatten noch vier tapfere Hauptleute aus gedachter Stadt bei sich, nicht weniger einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölfs Degen seyn.

Da ich das merkte, bemachtete ich, daß kein Weg vor mir war zu entkommen; ich wollte in der Hefe vorhorgen bleiben, aber die Dornen stachen und legten mich so, daß ich fast einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. In gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantasilea um den Hals gefaßt und sagte: Ich will dich doch in Einem Zug forschaffen, und wenn der Verräther Benvenuto darüber rasend werden sollte. Nun ärgerten mich die Worte des Panschen um desto mehr, als ich schon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da sprang ich hervor und rief, mit starker Stimme: Ihr seyd alle des Todes! Der erste Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwigs und weil sie den armen Jungen mit Harnischen und andern solchen Eisenwerk überbleibt hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte sich, und traf die Pantasilea an Nase und Mund. Beide Personen fielen auf die Erde, und Bachiara mit halbnackten Schenkeln, schrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die andern. Diese machten Laute die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indeffen entstanden war, glaubten es sey ein Heer von hundert Mann dafelbst, und legten tapfer die Hand an den Degen. Indessen wurden ein Paar Werdchen unter der Truppe wild, und warfen ihre Reiter, die von den bravsten waren, herab und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich erfaß meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit diesem Handel, von dem

ich Ehre genug davon trug, und das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte.

In dieser unordentlichen Unordnung hatten sich einige Soldaten und Hauptleute selbst mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto der Kammerer war von seinem Maulthiere herabgestoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit seinem Herrn und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Ursache, daß dieser auf seine Veruginische Weise schwur: Bei Gott, Benvenuto soll den Benvenuto Lebensart lehren!

Man trug er einem seiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieser war vielleicht kühner als die andern; aber, weil er zu jung war, mußte er sich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hause eines Neapolitanischen Edelmanns aufzusuchen, der mir bei sich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profession gesehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geistes zu kriegerischen Thaten, wozu er auch sehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach seiner großen Liebe Rechts gab und ich schon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine solche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu seyn.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwigs, der Mantoflea und anderer sich einigermaßen geschlossen hatten, wurde gedachert, großer Neapolitanischer Ca-

vallier, von Herrn Benvenuto, bei dem sich die Wuth wieder mochte gelegt haben, ersucht, zwischen mir und Ludwig Frieden zu stiften. Dabei ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf: er wolle mich hinbringen, wohin sie verlangten, und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müsse von beiden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umständliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen, es sey genug, zusammen zu trinken und sich zu umarmen, er wolle das Wort führen, und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geschah es auch!

Einen Donnerstag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo sich alle die Kriegerleute befanden; die bei dieser Niederlage gewesen waren; sie saßen noch alle zu Tische. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreyßig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war. Der Edelmann trat zuerst in den Saal und ich nach ihm; darauf sagte er: Gott erhalte euch, meine Herren! hier sind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe. Wir kommen hieher, um alles zu thun, was euch beliebt. Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit so vielen Personen gefüllt sah, versetzte darauf: Friede wollen wir und nichts weiter! Ferner versprach er, daß der Gouverneur von Rom und seine

seine Leute mir nichts in den Weg legen sollten. So war der Friede gemacht, und ich kehrte sogleich zu meiner Werkstatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben, entweder er schickte nach mir, oder er kam, mich zu besuchen. Indessen war Ludwig Pulci geheilt, und ließ sich alle Tage auf seinem Rappen sehen. Einst als es ein wenig regnete, sollte das Pferd seine Künste vor Pantafileens Thüre sehen lassen, es strauchelte und fiel, und stürzte auf den Reiter, er brach den Schenkel des rechten Fußes und starb im Hause der Pantafilea in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er so ernstlich vor Gott gethan hatte, und so sieht man, daß der Höchste die Guten, so wie die Bösen bemerkt, und einem jeden nach seinen Verdiensten geschehen läßt.

S i e b e n t e s C a p i t e l .

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. — Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon durch Büchsenschüsse von der Mauer. — Er flüchtet in's Castell Sanct Angelo, wo er als Bombardier angestellt wird, und sich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Dranien fällt auf einen Kanonenschuß des Autors. — Der Papst erkennt die Dienste des Benvenuto. — Das Castell Sanct Angelo geht über durch Vertrag.

1 5 2 7.

Schon war alles in Waffen! Papst Clemens hatte sich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; diese trieben so wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkstätten zu arbeiten. Deswegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Bänken, und arbeitete daselbst für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich schweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Musik und andern ähnlichen Lustbarkeiten.

Papst Clemens hatte indessen, auf Rathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des

Johann von Medicis, der schon in der Lombardie angekommen war, wieder verabschiedet. Bourbon, der erfuhr daß keine Soldaten in Rom waren, drang mit seinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieser Gelegenheit griff jederman zu den Waffen; und Alexander del Bene, dessen Freund ich war, und dem ich schon einmal, zu der Zeit als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich, bei dieser wichtigen Gelegenheit, daß ich fünfzig bewaffnete Männer aufbringen, und an ihrer Spitze, wie vormalß, sein Haus bewachen ſolle. Ich brachte fünfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauern von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern bei'm Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer das alle Gewalt anwendete, grade an dieſem Flecke, in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren viel, man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und ſagte: Laß uns ſo bald als möglich nach Hauſe gehen, hier iſt kein Mittel in der Welt; jene kommen herauf, und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen! und wendete ſich mit

großer Heftigkeit nach Hause zu gehen. Ich tadelte ihn und sagte: Da ihr mich hergeführt habt, müssen wir auch irgend etwas Männliches thun! Und so kehrte ich meine Büchse gegen den Feind, und zielte in ein recht dichtes Gedräng nach einem, den ich über die andern erhoben sah; der Nebel aber ließ mich nicht unterscheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd sey. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino, und sagte ihnen, wie sie auch ihre Büchsen abschießen, und sich dabei vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen sollten. So feuerten wir unsere Gewehre zweymal ab. Darauf schaute ich behutsam über die Mauer, und sah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unsern Schüssen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, so war es der gewesen, den ich über die andern erhoben gesehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter, und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri, und Dratio Baglioni verwundeten und erschlugen alle, die von der Bertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon aber war ein Theil der Feinde in Rom, und wir hatten sie auf dem Leibe. Der Castellan wollte eben das Fallgatter niederlassen, es ward ein wenig Platz, und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Capitän Pallone, von den Mediceern, an, als einen der zum Hause des Papstes gehörte, und führte

mich hinauf auf die Basten, so daß ich wider Willen Alexandern verlassen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papst Clemens über die Galerien des Castells gekommen; denn er wollte nicht früher aus seinem Palaste gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingesperrt, und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz Namens Julian in Aufsicht hatte. Dieser sah durch eine Oeffnung des Mauerfranzes sein Haus plündern, und Weib und Kinder herumschleppen; er unterstand sich nicht zu schießen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde, und zerriß, heulend und schreiend, das Gesicht; eben so thaten einige andere Bombardiere. Deswegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht solche Leidenschaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben diesen Morgen nach Rom hereinkamen, sich dem Castell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten sie sich dessen in diesem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geschütz entgegengestellt hätte. So fuhr ich fort zu fernern, darüber mich einige Cardinäle und Herren von Herzen segneten und anfeuerteten, so daß ich, voller Muth und Eifer das Mögliche zu thun, fortfuhr. Genug, ich war Ursache, daß diesen Morgen das Castell erhalten wurde, und so hielt ich

mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleristen sich wieder zu ihren Diensten bequemten.

Papst Clemens hatte einem großen Römischen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die sämmtlichen Artilleristen untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Trastevere heretkam, trat dieser treffliche Mann zu mir, war sehr freundlich, und stellte mich bei fünf Stücke auf den höchsten Ort des Schlosses, zunächst dem Engel; man kann daselbst rings herumgehen. und sieht sowohl nach Rom hinein, als hinauswärts. Er untergab mir so viel Leute als nöthig war, reichte mir eine Rohnung voraus und wies mir Brot und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weise, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieser Profession mehr Lust, als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zu statten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, vor der Zinne des Castells, wo ich war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so viele, die in den übrigen Winkeln des Castells standen, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit wir im Castell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle,

die mir dabei begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Castells zu schleßen, in die man einige Feinde hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne, und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden that. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Athem, so daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich alles, was die Umstehenden sagten. Unter diesen beklagte sich Herr Santa Croce am meisten, und rief: o wehe! sie haben uns unsere beste Hilfe genommen! Auf solchen Lärm kam einer meiner Gefellen herbeigelaufen, der Franz der Pfeifer hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Musik studirte; dieser machte einen Ziegel heiß, streute eine gute Hand Bermuth darauf, spritzte Griechischen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Brust, da wo der Schlag sichtbar war. Durch die Tugend des Bermuths erlangte ich sogleich meine verlornen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft, und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig sie hätten mich dadurch beinahe excommunicirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen, als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit

aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienst. Papst Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geschickt, der sich bei dem Venetianischen Heere befand; der Abgesandte hatte den Auftrag, seiner Excellenz zu sagen, daß, so lange das Castell sich hielt, alle Abend drey Feuer auf dem Gipfel angezündet, und drey Kanonenschüsse drehmal wiederholt werden sollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten, und die Stücke loszubrennen. Unterdessen fuhren die Feinde fort, übel zu hausen, und ich richtete bei Tage mein Geschütz dahin, wo es ihnen den meisten Schaden that. Der Papst wollte mir deßhalb besonders wohl, weil er sahe, daß ich mein Geschäft mit der größten Aufmerksamkeit betrieb; der Entsatz des Herzogs blieb außen, und es ist hier der Platz nicht, die Ursachen aufzuzeichnen.

Indessen ich das teuflische Handwerk trieb, kamen einige Cardinäle mich zu besuchen, am meisten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters sagte, sie sollten nicht herauskommen, weil man ihre rothen Kappchen von weitem sähe, und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Benni, uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich sie aussperren, welches sie mir äußerst übel nahmen.

Auch kam oft Herr Dratio Baglioni zu mir, der mir sehr wohl wollte. Eines Tages sah er, indem wir sprachen, in einem Wirthshause vor dem Thor des Castells einige Bewegungen. An diesem Gebäude war

das Zeichen der Sonne zwischen zwey Fenstern mit rother Farbe angemahlt, die Fenster waren zu, und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Gesellschaft Soldaten bei Tische saße und schmausete. Deswegen sagte er: Benvenuto! wenn du Lust hättest, einen Schuß auf diese Sonne zu richten, so wärdest du gewiß ein gutes Werk thun; denn es ist dort herum ein großer Lärm, es müssen Leute von Bedeutung seyn. Ich antwortete darauf: Herr, es ist was Leichtes, den Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer steht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Besinne dich nicht lange, aufwarfte er sogleich, und der Korb wird, wie er steht, nicht fallen, und fiel er auch, und stünde der Papst drunten, so wäre das Uebel kleiner als du denkst. Schieße! schieße! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich versprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich gesagt hatte, und stürzte grade zwischen den Cardinal Farnese und Herrn Jacob Salviati hinein, und hätte sie erschlagen, wenn sie sich nicht eben glücklicherweise gezaukt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er sey Schuld an der Verheerung Roms; darüber schimpften sie einander beide, und waren im Zorn ein wenig aneinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entstand, eilte Herr Dratio schnell hinab, und ich schaute über

die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte einige sagen: man sollte die Randniere gleich todt schlagen. Deswegen rüstete ich zwei Falconette gerade auf meine Treppe, fest entschlossen, den ersten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinals Farnese und schienen Auftrag zu haben mir etwas Unangenehmes zu erzeugen. Deswegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich, und rief: beim Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und sich einer untersteht, diese Treppe herauf zu kommen; hier habe ich zwei Falconette ganz bereit, mit diesen will ich euch schlecht bewillkommen. Geht, sagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mit Befehlen haben, und was wir thun, geschieht zum Besten der Pfaffen, nicht um sie zu beleidigen.

Hierauf kam Dratio Baglioni gleichfalls heraufgelaufen; ich traute nicht, und rief ihm zu: er solle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm schließen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und sagte: Willkommen! Ich bin dein Freund — Ich versetzte: wenn ihr allein seht, so kommt nur diesmal, wenn ihr wollt.

Dieser Herr war sehr stolz, besann sich einen Augenblick und sagte mit Verdruß: Ich hätte Lust nicht mehr zu dir hinauf zu kommen, und grade das Gegentheil zu thun von dem, was ich für dich im Sinn hatte. Ich sagte: wie ich hierher gesetzt sey andere zu verthei-

digen, so würde ich auch im Nothfall mich selbst zu schützen wissen. Darauf sagte er: Ich komme allein! und als er herauf stieg, sah ich, daß er sich mehr als bllig verfarbt hatte; deswegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen; die Farbe kam in sein Gesicht zurück, und er sagte mir, auf die freundlichste Weise von der Welt: Mein Benvenuto! ich will dir so wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, sollst du es erfahren. Wollte Gott, du hättest die beiden Scharken erschlagen. Der eine ist Schuld an so großem Unheil, und von dem andern ist vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten. Alsdann ersuchte er mich, ich solle nicht sagen, daß er im Augenblick da der Korb hinabgestürzt, bei mir gewesen sey, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indessen that ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papstes. Er stand einst auf der römischen Basten und sah auf den Wiesen einen Spanischen Hauptmann; den er, an einigen Merkmalen, für einen ehemaligen Diener erkannte, und sprach darüber mit seinen Begleitern. Ich war oben beim Engel und wußte nichts davon; aber ich sah einen Mann, der mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ, und ganz rosenfarb gekleidet war. Ich überlegte was

ich ihm anhaben konnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer Spanischen Großsprecheren den Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen, und man sah den Mann, in zwey Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papst, der so etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte daß eine Kugel so weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war den Mann in zwey Stücke getheilt zu sehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umständlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwey Theile getheilt worden, konnte ich so wenig als er erklären.

Ich kniete nieder, und bat ihn, er möchte mir diesen Todtschlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienste der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhob er die Hand, und machte ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, segnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienste der Apostolischen Kirche verübt hatte, und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu schießen, und traf immer besser; aber mein Zeichnen, meine schönen Studien, meine angenehme Musik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle schönen Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in diesem grausamen Höllenwesen verrichtet

habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, seine Abhsungen durch den Vorton von St. Spirito zu fähren, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drey Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papst Clemens, der die dreyfachen Kronen und die sämmtlichen schbuen Juwelen der Apostolischen Kammer retten wollte, mich kommen lassen, und schloß sich mit mir und seinem Cavalier in sein Zimmer ein. Dieses Cavalierchen war ein Franzos und diente sonst im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Papst hatte ihn aber wegen großer Dienste sehr reich gemacht, und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigsten Herkunft war, wie sich selbst. Sie legten mir die Kronen und die sämmtlichen Edelsteine vor, und trugen mir auf, sie aus ihrer goldnen Fassung auszubrechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelstein in ein Stückchen Papier, und näheten sie dem Papst und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweyhundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es auß heimlichste zu schmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verschließen konnte, und erbaute sogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich großen Aschenherd ein; oben lag das Gold auf Kohlen, und fiel, so wie es schmolz, in den Herd herunter.

Indessen der Ofen arbeitete, paßte ich beständig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam einer sehr schnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranche sprach; ich und die Meinigen schossen so gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entstand ein großer Tumult in den Laufgräben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Dranien, den sie bald darauf in ein naheß Wirthshaus trugen, und in kurzem versammelte sich daselbst der ganze Adel des Kriegsheeres.

Raum hatte der Papst die That vernommen, als er mich rufen ließ und sich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müsse ein Mann von großer Bedeutung seyn, weil sich in dem gedachten Wirthshaus alles versammle. Der Papst, dem dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und sagte, er solle uns andern Bombardiren befehlen, unser Geschütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir sollten auf das Zeichen eines Flintenschusses sämmtlich auf einmal losschießen, wodurch das Haus zusammenstürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden sich alsdann zerstreuen, und so würde Gott sein Gebet erhören, daß er so eifrig thue, ihn von diesen Räubern zu befreien. Wir richteten unser Ge-

schüz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieses vernahm der Cardinal Orsino und fing an, sich mit dem Papste zu streiten. Man solle, sagte er, einen solchen Schlag nicht so leichtsinnig thun, sie wären eben im Begriff eine Capitulation zu schließen, und die Truppen, wenn sie keine Anführer hätten, würden erst recht unbändig werden und das Castell stürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Papst, in Verzweiflung sich von innen und außen verrathen zu sehen, widerrief seinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den sich viele Personen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn sie verließen das Haus. Der Cardinal Orsini schwur, daß er mich wollte hängen, oder auf irgend eine Weise umbringen lassen, aber der Papst vertheidigte mich sehr lebhaft.

Sobald das Gold geschmolzen war, trug ich es zum Papste, er dankte mir aufs beste, und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben solle, entschuldigte sich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Bann ab — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereben; aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano daselbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorsichtige Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater indeß und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben. — Gutes Verhältniß zwischen ihm und Michelagnolo Buonarotti, durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Gefangene Friedrichs Stuart. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande, und ich machte mich mit Herrn Dratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derselbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte sie aber damals nicht annehmen, sondern verlangte meinen Vater zu besuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Dratio, der eben in Florentinische Dienste getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten, als einen von den Seinigen, und so eilte ich mit einigen andern Gesellen in die Stadt. Die Pest wüthete gewaltsam in derselben, und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude, er glaubte, ich sey bei der Verheerung Roms ungeschm-

schm-

kommen, oder würde doch wenigstens nicht zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Tausenden von der Verheerung und Plünderung und steckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut Soldatisch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebt, gingen wir zu den Achten, um den Mann abzukassiren. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals betöhlte und meinem Vater die härtesten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache sehr ganz anders stehe, und bezog sich auf die Protection des Herrn Dratio, mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Dratio mich zum Hauptmann ernannt habe, und daß ich nun Vorrath denken müsse, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gottes Willen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hierzu, wie zu jedem andern Dingen geschickt sey; sein anderer Sohn, mein Bruder, sey aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hinfalssetzen. Er trauete mir nicht, ob ich gleich versprach ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann sah er wohl ein, daß, wenn Herr Dratio käme, ich sowohl um mein Versprechen zu erfüllen, als auch aus eigiger Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und so suchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entseßlichen

West seine Angst zu bedenken, er fürchte, immer noch
 angesteckt nach Hause kommen zu sehen, er erinnerte sich
 einiger vergangener Jugendjahre in Mantua und der gu-
 ten Aufnahme, die er daselbst gefunden; er beschwor
 mich, je eher je lieber, dorthin zu gehen, und der an-
 steckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in
 Mantua gewesen und machte überhaupt gern die Welt
 sehen, daher entschloß ich mich zu reisen, ließ den größ-
 ten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der
 Sorge einer Schwester, die Gosa hieß, und die, da sie
 sich zum ehelichen Stand nicht entschließen konnte, als
 Nonne in das Kloster St. Orsola gegangen war; sie
 sorgte dabei für den alten Vater und nahm sich einer
 jüngern Schwester an, die an einen Bildhauer verhei-
 rathet war. So empfing ich meines Vaters Segen und
 machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.
 Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beschreiben
 wollte, wie es mir unterwegs gegangen ist; denn die
 Welt war voll Pest und Krieg, so daß ich diese kleine
 Reise nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.
 Sobald ich ankam, sah ich mich nach Arbeit um
 und ward von Meister Nicoloüs von Mailand, dem
 Goldschmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige
 Tage hernach ging ich den trefflichen Julius Romanus
 besuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich als
 das freundlichste empfing und abelnahm, daß ich
 nicht bei ihm abgestiegen war. Er lebte als ein groß-

Herr, und baus. Mit dem Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius konnte nicht mit dem Herzog von mir auf eine ehrenvolle zu sprechen, der mir auftrag, ein Modell zu machen zu einem Kästchen, um das Blut Christi darin aufzunehmen, von welchem sie sagen, daß Longin es nach Marana gebracht habe. Darauf wendete er sich zu Herrn Julius und sagte: er möchte mir eine Zeichnung gedachter Arbeit machen. Herr Julius aber antwortete: Wenigstens ist ein Mann der keine fremden Zeichnungen bedarf, auch Gießer werden es, güldiger Herr, selbst gesehen, so bald sein Modell sehen werden. Ich machte also zuerst eine Zeichnung zum Malen des Kasten, in welches man die Kapsel bequem setzen konnte, dazu machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben drauf, sie stellte einen stehenden Christen vor, den in der linken, erhöhten Hand ein Kreuz hielt, wenn man sich bückte, mit der rechten schloß er die Wunde der Brust zu eröffnen. Dieses Modell gefiel dem Herzog außerordentlich, er bezeugte mir darüber die größte Zufriedenheit und gab mir zu verstehen, daß er mich in seinem Dienste zu behalten wünsche. Und zum dritten Mal. Ich hatte ich seinem Bruder, dem Cardinal, meine Aufmerksamkeit gemacht, dieses erbat sich von dem Herzog, daß ich ihm ein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfertigte. Unter der Aufschrift lag ein beständiges Siegel, auch der Wappenstein machte mich

jederzeit rasend; da verfluchte ich Mantua und seinen Herrn und jeden der daselbst zu verweilen Lust habe. Diese Worte wurden dem Herzog durch einen Goldschmied hinterbracht; der ungern sah daß der Kaiser sich meiner bediente; und über diese meine tranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagogen auf seine Residenz verdrießlich, und wir hegten also beide einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt; so wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Namen des Cardinals. Dieser bezahlte mich reichlich; bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erst gekannt hatten.

Mit eines guten Summe Gelds reiste ich von Mantua und kam nach Gubern, wo der tapfere Herr Johann von Medici angekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reise nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht wieder beschwerlich.

In Florenz eilte ich sogleich nach meines Vaters Haus und klopfte stark an; da guckte ein volles, dunkeltes Weib aus dem Fenster, hieß mich mit violenten Scheltworten fortgehen und behauerte, daß ich angesteckt sey. Ich sagte darauf: Verwüster Dummel! ist niemand anders im Spass als du, so soll's wohl Muthwil seyn. Laß mich nicht länger warten! rief ich mit lauter Stimme. Ueber diesen Röm kam eine Nachbarin heraus, die mir sagte:

mein Vater und alle vom Hause seyn gestorben, meine jüngere Schwester Liberata, die auch ihren Mann verloren habe, sey nur noch allein übrig, und sey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte schon so etwas vermuthet und erschraf deswegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirthshause fand ich zufälligerweise einen Freund, an dessen Hause ich abstieg. Wir gingen sodann auf den Markt, wo ich erfuhr daß mein Bruder noch lebte, und sich bei einem Bekannten aufhielt. Wir suchten ihn sogleich und hatten beide unendliche Freude uns wieder zu sehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und sagte: Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermuthest; ich habe Schwester Liberaten wieder verheirathet; sie hält dich auch für todt. Unterwegs erzählten wir einander die lustigsten Geschichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schwester kamen, war sie über die unerwartete Neuigkeit dergestalt außer sich, daß sie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand sprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verstummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthsel; man kam der Schwester zu Hülfe, die sich bald wieder erholte; und nachdem sie den Vater, die Schwester, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte sie das Abendessen zurecht. Wir feyerten auf das anmuthigste ihre Hochzeit und sprachen

nicht mehr von Lobren, sondern waren lustig als frei, wie es sich bei einem solchen Feste geziemer.

Brüder und Schwester hielten mich sehr in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Lust, nach Rom zu gehen, nicht reißen zu lassen. Auch nicht alter Freund, Peter Landi, der mich in meinen Verfehlungen so rechtlich bezeugen hatte, rath mir in meiner Vaterstadt zu verweilen, um zu sehen wie die Sachen abliefern; denn man hatte die Medicis wieder verlangt, und gnom Herrn Hippolyt, der nachher Cardinal, und Herrn Alexandern, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Jünglingen und gewann ein ansehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Sähefer, Magistri genannt, aus der Türkei, wo er sich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er bestellte bei mir eine goldne Medaille, um Hant zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geist und verlangte, ich sollte ihm einen Hercules machen, der dem Ubrum den Rücken aufreißt. Ich schritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarroti kam meine Arbeit zu sehen, und, theils weil ich mich alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Ubrum auf eine ganz andere Weise als seine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekant war, rathte er mich weit aufs höchste, so daß ich mir das Verlangen etwas Wichtiges zu machen,

auf das äußerste vermehrt wurde. Darüber ward mir das Bräuterküssen verleidet, so viel Geld es noch eintrug.

Nach meinem Wunsche bestellte bei mir ein junger Mann, Mathens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medallie; er war von erhabenerm Geiste, war viele Jahre in Neapel gewesen, und hatte sich daselbst, als ein Mann von schöner Gestalt und Gegenwart, in eine Prinzessin verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgestellt haben, und hat den göttlichsten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dafür sagte: Geht zu einem gewissen jungen Goldschmied, der Beusenuto heißt, der esch gut beibringen wird und einer Zeichnung nicht bedarf; damit ihr aber nicht denkt, daß ich in einer solchen Kleinigkeit ungeschicklich seyn könnte, will ich euch eine Zeichnung machen; Beusenuto mag indessen ein Modell kochen und das beste kann man alsdann in's Werk setzen.

Friedrich Ginori kam zu mir und sagte mir seinen Willen, zugleich auch, wie sehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich ihm vernahm, daß ich ein Wachsnodel machen sollte, indessen der treffliche Mann zeichnete, gab mir daselben solchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da sie geendigt war, brachte mir ein gewisser Freund des Michelagnolo, der Master Baglioni, die Zeichnung des Atlas, alsdann will ich ihm und Justine mein Modeln, das ganz ver-

schicken von der Zeichnung des großen Mannes nach und beide beschloßen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden sollte. So fing ich es an, Michelagnolo sah es und ertheilte mir und meinem Werk den größten Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Krystallkugel auf den Rücken, auf welche der Thierkreis eingeschnitten war. Beides hatte einen Grund von Lepts Lazuli und nahm sich äußerst reizend aus. Unten standen die Worte: Summam tulisse juvat. Ginori war sehr zufrieden, bezahlte mich auf's freigebigste, und machte mir die Bekanntschaft von Herrn Ludwig Mamanni, der sich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Ursache, daß ich mir dieses trefflichen Mannes Freundschaft erwarb.

Indessen hatte der Papst Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete sich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentinischen von Adel um, die sich sehr bereit und eifrig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden sich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zusammen, und man sprach von nichts, als von diesen Ausfällen. Einmal, um die Mittagstunde, stand eine Menge Menschen, worunter sich die ersten jungen Edelleute befanden, um meine Werkstatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es schrieb mir ihn ein Mann, der Mei-

Jacob vom Rahn genannt wurde, weil er zwischen
 Monte Sisto und Sanct. Angelo die Leute übersetzte.
 Dieser Meister Jacob war ein sehr geschickter Mann und
 führte die gefälligsten und geistreichsten Reden. Er war
 damals in Florenz ein Berleger bei'm Tuchmacherhand-
 werk gewesen. Papst Clemens war ihm sehr günstig
 und hörte ihn gerne reden. Als er sich eines Tages mit
 ihm unterhielt, kamen sie auch auf die Belagerung der
 Engelsburg zu sprechen, der Papst sagte viel Gutes von
 mir, und fügte hinzu: wenn er wüßte wo ich wäre,
 möchte er mich wohl wieder haben. Meister Jacob sag-
 te: ich sey in Florenz; der Papst trug ihm auf, mich
 einzuladen, und nun schrieb er mir: ich sollte wieder
 Dienste bei'm Papst nehmen, es würde mein Glück seyn.

Die jungen Leute wollten wissen, was der Brief ent-
 halte; ich aber verbarg ihn, so gut ich konnte, schrieb an
 Meister Jacob und bat ihn, er möchte mir, weder im
 Bösen, noch im Guten schreiben, und mich mit seinen
 Briefen verschonen. Darauf ward seine Begierde nur
 noch größer, und er schrieb mir einen andern Brief, der
 so ganz und gar das Maß überschritt, daß es mir übel
 bekommen wäre, wenn ihn jemand gesehen hätte. Es
 ward mir darin im Namen des Papstes gesagt: daß ich
 sogleich kommen solle! Meister Jacob meinte dabei: Ich
 thäte wohl, wenn ich alles stehen und liegen ließe und
 mich nicht mit den rasenden Narren gegen den Papst
 auflehnte,

Der Anblick dieses Briefes bewegte in mir eine solche Furcht, daß ich schnell meinen lieben Freund Landt aufzusuchen eilte. Er sah mich mit Verwunderung an, und fragte was ich habe, da ich ihm so sehr in Bewegung schien. Ich sagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könnte, ich bat ihn nur die Schlüssel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelsteine und Gold, diesem und jenem, den er auf meinem Buch würde geschrieben finden, zurückgeben sollte. Dann mußte er meine Sachen zu sich nehmen und sie nach seiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befinde.

Vielleicht stellte er sich selbst die Sache ungefaßt vor und sagte: Lieber Bruder, eile mit recht, dann schreibe mir, und wegen deiner Sachen sei völlig kundsorgt. So that ich denn auch und hatte recht mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueste, weiseste, redlichste, verschwiegenste, liebevollste Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortheilhafte Goldschmiede, und Jannetto, seit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Cienpelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand, des Papstes Günstling, dagegen setzen. — Schöne Beschreibung der Münz-Verwaltung. — Streit zwischen ihm und Bandinelli dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm sogleich Nachricht. Ich hatte dafelbst einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich auf's Beste aufgenommen ward. Ein alter Goldschmied, Raphael del Moro genannt, berühmte in seiner Kunst, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in seiner Werkstatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entsaß, und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehn Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jacob sehen lassen: er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sey? Als ich ihm sagte, ungefähr vierzehn Tage, nahm er es sehr übel und sagte mir: es schien, daß ich mir aus einem Papste wenig mache, der

mir schon dreymal habe angelegentlich schreiben lassen. Eben diese vermünschten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit gesetzt, ich war böse darüber und gab ihm keine Antwort. Dieser Mann war unerschöpflich in Worten, es strömte nur so aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und sagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papste führen! Darauf antwortete er: es sey immer Zeit, und ich versicherte ihn daß ich immer bereit sey. So gingen wir nach dem Palaste, es war am grünen Donnerstage, und wir wurden in die Zimmer des Papstes, er als bekannt und ich als erwartet, sogleich eingelassen.

Der Papst, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jacob Salviati und der Erzbischof von Capua waren bei ihm. Er freute sich außerordentlich mich wieder zu sehen, ich küßte ihm die Füße, und so bescheiden als möglich trat ich etwas näher und gab ihm zu verstehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligster Vater! seit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können: denn man will mir die Absolution nicht ertheilen. Der Fall ist der: Als ich das Gold schmolz, und die Mühe übernahm, die Edelsteine auszubrechen, befahl Eure Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas Weniges für meine Mühe reichen solle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben.

Ich ging hinauf, wo ich das Gold geschmolzen hatte, nachsuchte die Asche, und fand ausgeführt anderthalb Pfund Gold, in Körnern, so groß wie Haseln. Nun hatte ich nicht so viel Geld, um mit Ehren nach Hause zu kommen; ich dachte mich dieses Goldes zu bedienen und den Werth zurück zu geben, sobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des höchsten Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade mich frei zu sprechen, damit ich beichten und communiciren könnte; und, durch die Gnade Eurer Heiligkeit, auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf versetzte der Papst, mit einem stillen Geßetz, stiller, daß er dabei seiner vergangenen Noth gedachte: Barmhertzigkeit! ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redest: ich kann dich von allem, was du irgend begangen hast, frei sprechen, und ich will es auch; deswegen bekenne mir, frei und offenherzig, alles was du auf dem Herzen hast, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmache, so bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: Mehr betrug es nicht, als was ich gesagt habe, denn es war nicht gar der Werth von hundert und fünfzig Ducaten; so viel zahlte man mir in der Münze von Perugia dafür, und ich ging damit meinen armen Vater zu trösten.

Der Papst antwortete: Dein Vater war ein geschickter, guter, und braver Mann, und du wirst auch nicht

gekauft. Nachdem nach Rom gekommen, sehr gefasst
im Einschnitten und Goldarbeiten; er war ein alter
Mann; hatte großen Ruf und war der Mittelmann bei
der Arbeit der zwei päpstlichen Kronen geworden. Als
ich nun gedrehtes Modell vorfertigte, wunderte er sich
sehr, daß ich ihn davor nicht begrüßte, da er doch die
Sache verstand und bei dem Papst viel zu helfen sich be-
wußt war. Dagegen, da er sah daß ich nicht zu ihm kam,
besuchte er mich und fragte: was ich machte? Was
mit der Papst befohlen hab? worüber ich: Nicht ver-
setze er: Der Papst hat mir befohlen, alles anzusehen
was für Seine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen fügte
ich, ich würde dem Papst darüber fragen und soll ihm
selbst erfahren, wenn ich ihm nicht Antwort zu geben
hätte. Er sagte es werde mich reuen, ging erzürnt weg
und holte vier ganze Eimer zusammen. Erwarden eines,
daß er die Sache eintreten sollte. Darauf ließ er als ein
kluger Mann, von geschickten Zeichnern über dreißig
Zeichnungen machen, alle dinstags Gegenstände, jedes-
mal mit Verabredungen darstellend. Weil er nun von seiner Erbschaft des Papstes
hatte, verband er sich noch mit einem andern, der Pom-
peo hieß, einem Verwandten des Herrn Trifano, des
ersten mit sehr begünstigten Rängen des Papstes.
Beide gingen an mit dem Papst zu sprechen. Sie hätten
sagen sie, mein Modell gefasst, aber es schien ihnen
nicht, daß ich zu so einer wichtigen Ausrüstung der
Mann

Mann sey. Darauf antwortete der Papst; er wolle es auch sehen, und wenn ich nicht fähig sey; wolle er sich nach einem Bessern umthun. Sie sagten, daß sie schöne Zeichnungen von demselbigen Gegenstande besäßen. Der Papst sagte darauf, das wäre ihm sehr lieb, nur müßten sie warten bis mein Modell geendigt wäre, dann wolle er alles zusammen ansehen.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Papst hinauf; Trajano ließ mich warten, und schickte schnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweisung, sie sollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zusammen hineingelassen. Sogleich legten beide dem Papst die Zeichnungen sehr eifrig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldschmiede waren, hatten die Juwelen nicht geschickt angebracht, und die Goldschmiede hatten ihnen darüber keine Anweisung gegeben. Denn das ist eben die Ursache, warum ein Goldschmied selbst muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden sind, es mit Verstand zu machen. Alle diese Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Brust Gott Waters angebracht. Dem Papste, der einen sehr guten Geschmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ungefähr zehn Zeichnungen gesehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und sagte zu mir, der ich an der Seite stand: Zeig einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich sehe, ob du auch in demselbigen Irrthum bist wie diese.

Als ich herbei trat, und meine runde Schachtel öffnete, sahen es alle, als wenn eigentlich dem Papste etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme sagte: Wenn du mir im Reibe gesteckt hättest, so hättest du es nicht anders machen können, als ich's sehe; jene haben sich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele große Herren herbei und der Papst zeigte den Unterschied zwischen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt, und die andern beschämt hatte, wendete er sich zu mir und sagte: es ist dann noch dabei auch eine Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs ist leicht zu erhalten, aber das Werk von Gold zu machen, das ist die Kunst. Darauf antwortete ich herzlich: Heiliger Vater! wenn ich es nicht zehnmal besser als mein Modell mache, so sollt ihr mir nichts dafür bezahlen. Darüber entstand eine große Bewegung unter den Herren, und sie behaupteten, daß ich zu viel verspräche. Unter ihnen aber war ein großer Philosoph, der zu meinen Gunsten sprach und sagte: Wie ich an diesem jungen Mann eine gute Symmetrie seines Körpers und seiner Physiognomie wahrnehme, so verspreche ich mir viel von ihm. Ich glaube es auch, sagte der Papst. Darauf rief er den Römischen Präjano und sagte, er sollte fünf- hundert Goldmünzen bringen.

Indessen, als man das Gold erwartete, besah der Papst nochmals, mit mehr Aufmerksamkeit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zusammengesetzt war.

Den Diamanten hatte ich grade in die Mitte des Becks angebracht, und darüber saß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelstein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinstimmung sich zeigte. Der Gestalt hob die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drei Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterstützten; der mittlere war ganz, und die beiden andern nur halb erhoben, um so her vor die Menge anderer Knaben, mit schönen Edelsteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Daneben andere Herrathen, die dem Ganzen ein sehr schönes Ansehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Masse auf einem schwarzen Boden gearbeitet. Als das Gold kam, überreichte es mir der Papst, mit eigener Hand, und ersuchte mich, ich sollte nach seinem Geschmack und seinem Willen arbeiten, das werde mir Vortheil seyn.

Ich rang das Gold und das Modell rang und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als mit nach acht Tagen der Papst durch einen seines Räumers, einen Bologna'schen Edelmann, sagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, so weit sie wäre, mitbringen. In dessen wir auf dem Wege waren, sagte mir dieser Räumrer, der die gefälligste Person am ganzen Hofe war,

daß der Papst nicht sowohl meine Arbeit sehen, als mit ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle; nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden sollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten; deswegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papst, und zeigte ihm das Goldblech, worauf schon Gott Vater im Umriss eingegraben war, welche Figur; auch nur so angelegt, schon mehr bedeuten wollte; nicht das Wachsmodell, so daß der Papst erstaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du sagst, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben; der mir so lieb ist wie dieser und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wolltest. Hast du jemals dergleichen gemacht; oder hast du Lust, so etwas zu machen?

Ich sagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch gesehen habe, wie man sie arbeite, daß ich aber selbst noch keine gemacht habe. Bei diesem Gespräch war ein gewisser Giovanni da Prato gegenwärtig, der Secretär bei Ihrer Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er sagte: Heiligster Vater! bei der Gunst, die Ihre Heiligkeit diesem jungen Mann zeigen, wird er, der von Natur kühn genug ist, alles Mögliche versprechen. Ich Sorge, daß der erste wichtige Auftrag, den ihm Ihre Heiligkeit gegeben, durch den zweiten, der nicht geringer ist, leiden werde.

Der Papst kehrte sich erzürnt zu ihm und sagte: er solle sich um sein Amt bekümmern, und zu mir sprach er: ich sollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Christus, mit gebundenen Händen sehen, mit der Umschrift: *Ecce homo*. Auf der Rückseite sollte ein Papst und ein Kaiser abgebildet seyn, die ein Kreuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterschrift: *Unus spiritus et una fides erat in eis*.

Als mir der Papst diese schöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinello, der Bildhauer, hinein; er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und sagte, mit seiner gewohnten, anmaßlichen Unwissenheit: Diesen Goldschmieden muß man zu solchen schönen Arbeiten die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich schnell zu ihm und sagte: ich brauche zu meiner Kunst seine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu seyn. Der Papst, dem diese Worte sehr zu gefallen schienen, wendete sich zu mir und sagte: Geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden. So ging ich geschwind weg und schnitt zwei Formen mit der größten Sorgfalt, prägte sogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag, nach Tische, trug ich die Münze und die Stempel zum Papste. Da er sie sah war er erstaunt und zufrieden, sowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geschwindig-

leit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzigte, die von braven Leuten für die Päpste Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun sah, daß ihm die meinigen über die Massen wohlgefielen, zog ich einen Aufsatß aus dem Busen, in welchem ich bat: daß das Amt eines Stempelschneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich sechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeister bezahlt. Der Papst nahm meine Bittschrift, gab sie dem Secretär und sagte: er solle sie sogleich ausfertigen. Dieser wollte sie in die Tasche stecken und sagte: Em. Heiligkeit eile nicht so sehr! das sind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papst versetzte: Ich versteh' euch schon, gebt das Papier mir her. Er nahm es zornig, unterzeichnete es auf der Stelle und sagte: Ohne Widerrede fertigt mir sogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto sind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Ihro Heiligkeit und gieng fröhlich wieder an meine Arbeit.

Behtes Capitel.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böse Hand, der Autor ist bei der Cur geschäftig; aber seine Absicht sie zu heirathen wird vereitelt. — Er schickt eine solche Medicin auf Papst Clemens VII. — Trauriges Ende seines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der seinem Bruder ein Monument mit einer Inschrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkstatt wird bestohlen. — Außerordentliches Beispiel von der Treue eines Hundes bei dieser Gelegenheit. — Der Papst setzt großes Vertrauen auf den Autor und münzt ihn außerordentlich auf.

Noch arbeitete ich in der Werkstatt des Raphael del Moro, dessen ich oben erwähnte. Dieser brave Mann hatte ein gar artiges Tochterchen, auf die ich ein Auge warf und sie zu heirathen gedachte, ich ließ mir aber nichts merken und war vielmehr so heiter und froh, daß sie sich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwei Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächsten angegriffen waren. Der Vater war unachtsam und ließ sie von einem unwissenden Medicafter curiren, der versicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde stöß werden, wenn nichts Schlimmeres daraus ent-

finde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit sah, sagte ich ihm, er solle nur nicht glauben, was der unwissende Mensch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verschaffen. Ich ließ sogleich den Meister Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er sah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwissenden Menschen in die größte Angst versetzt war, sprach ihr Muth ein und versicherte, daß sie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten solle, wenn auch die zwey letzten Finger etwas schwächer als die übrigen blieben. Da er nun zur Hülfe schritt und etwas von denranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bei der Operation gegenwärtig seyn! Ich sah bald, daß die Eisen des Meister Jacob zu stark waren, er richtete wenig aus, und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelstunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkstatt und machte vom feinsten Stahl ein Eischen, womit er hernach mit solcher Leichtigkeit arbeitete, daß sie kaum einigen Schmerz fühlte, und er in kurzer Zeit fertig war. Deswegen, und um anderer Ursachen willen, liebte er mich mehr als seine beiden Söhne, und gab sich viele Mühe das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte große Freundschaft mit einem Herrn Gaddi, der Kammerer des Papstes und ein großer Freund von

Talenten war, wenn er auch selbst keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute, Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Bastian von Venedig, einen trefflichen Mahler, und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages einmal zu ihm. Der gute Raphael wußte von dieser Freundschaft und begab sich deswegen zum Herrn Johann Gaddi, und sagte ihm: Mein Herr! ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, so wüßte ich mich an niemand besser, als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzsichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt, sagte er zu ihm: Raphael! denket mir daran nicht mehr, ihr seyd weiter von ihm entfernt als der Fäner von den Maulbeeren. Der arme niedergeschlagene Mann suchte schnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böse Gesichter, ich wußte nicht was das heißen sollte, und verdrießlich, daß sie mir meine treue Freundschaft so schlecht belohnten, nahm ich mir vor eine Werkstatt in ihrer Nachbarschaft zu errichten. Meister Johann sagte mir nichts, als nach einigen Monaten, da das Mädchen schon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen, und die Münze zu bedienen, als der Papst aufs Neue mir einen Stempel zu einem

Stücke von zwey Epinelinen auftrag, worauf das Bildniß Eriner Heiligkeit stehen sollte, und auf der andern Seite Christus auf dem Meer, der St. Peter die Hand reicht, mit der Umschrift: quare dubitasti? Die Münze gefiel so außerordentlich, daß ein gewisser Secretär des Papstes, ein trefflicher Mann, Ganga genannt, sagte: Ew. Heiligkeit kann sich rühmen, daß sie eine Art Münze hat wie die alten Kaiser mit aller ihrer Pracht nicht gesehen haben. Darauf antwortete der Papst: Aber auch Benvenuto kann sich rühmen, daß er einem Kaiser Meisnergleichen dient, der ihn zu schätzen weiß. Nun war ich unausgesetzt mit der großen goldnen Arbeit beschäftigt, und ich zeigte sie oft dem Papste, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden schien.

Auch mein Bruder war um diese Zeit in Rom und zwar in Diensten Herzogs Alexanders, dem der Papst damals das Herzogthum Parma verschafft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt so viel auf ihn, als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Lische unter den Bänken in der Werkstatt eines gewissen Macino della Croce, wo alle die eifrigsten Brüder zusammen kamen; er saß auf einem Stuhle und schlief. Zu der Zeit gingen die Häscher mit ihrem Anführer vorbei, und führten einen gewissen Capitän Fisti, der auch aus der Schule des Giovanni war, aber nicht bei dem Herzog in Dien-

ken stand. Als dieser vorbeigeführt wurde, sah er den Capitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkstatt, und rief ihm zu: So eben wollt' ich euch das Geld bringen das' ich euch schuldig bin; wollt ihr es haben, so kommt, ehe es mit mir in's Gefängniß spaziert. Capitän Cativanza hatte keine große Lust sich selbst auf's Spiel zu setzen, desto mehr, andere vorzuschieben, und weil einige von den tapfersten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu so großer Unternehmung hatten, sagte er ihnen, sie sollten hinzu treten und sich vom Hauptmann Cisti das Geld geben lassen. Wollten die Häfcher widerstehn, so sollten sie Gewalt brauchen, wenn sie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der eine hieß Bertino Altrovandi, der andere Anquilotto von Lacco, der übrigen erwähne ich mich nicht. Bertin war der Jüngling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Waffen lehrte. Gleich waren die braven Jungen den Häfchern auf dem Halbe, die mehr als vierzig stark, mit Piken, Büchsen und großen Schwertern zu zwey Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen und hatte sich Capitän Cativanza nur ein wenig gezeigt, so hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geschlagen, aber so fanden sie Widerstand und Bertino war tödtlich getroffen, so daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anquilotto war auf den rechten Arm geschlagen, so daß er nicht mehr den Degen halten konnte,

sondern sich, so gut als möglich, zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indessen diese Händel sich ereigneten, waren wir andern zu Tische, denn man hatte dießmal eine Stunde später gegessen; der älteste Sohn stand vom Tische auf, um die Händel zu sehen. Ich sagte zu ihm: Giovanin, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen ist immer gewiß zu verlieren und nichts zu gewinnen; so vermahnte ihn auch sein Vater, aber der Knabe sah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickste Getümmel war. Als er sah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte was es gebe? Der unverständige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts sagen sollte, versetzte doch ganz ohne Kopf: die Häfcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weise, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und sagte zu Giovanni: Kannst du mir sagen, wer mir ihn erschlagen hat? Der Knabe sagte: ja! es sey einer mit dem Schwert zu zwey Händen, und auf der Müße trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte sogleich den Mörder am Zeichen, und mit seiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Mensch sich's versah stach er dem Thäter den Wanst durch und durch, und stieß ihn mit dem Griff des De-

gens zur Erde. Alsdann wendete er sich gegen die andern mit solcher Gewalt, daß er sie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er sich nicht gegen einen Büchsenträger gewendet, der zu seiner Selbstvertheidigung losdrückte, und den trälllichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten sich die Häfcher davon, denn sie fürchteten sich vor einem andern dieser Art.

Der Lärm dauerte immer fort, und ich stand endlich vom Tische auf, schnalzte meinen Degen an, wie denn damals jederman bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menschen sah; einige die mich kannten, machten mir Platz, und ich sah, was ich, unerachtet meiner Neugierde, gerne nicht gesehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm gesehen hatte, daßwegen kannte er mich zuerst und sagte: Lieber Bruder! mein großes Uebel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf versprach mir ein solches Ende; laß mich schnell hier wegnehmen, ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich seinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, sagte ich zu ihm: Das ist der schlimmste, traurigste Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnet konnte; aber sey zufrieden, denn ehe dir der Athem ausgeht, sollst du dich noch durch meine Hände an dem gerochen sehen, der dich in diesen Zustand versetzt hat.

Solche kurze Worte wechselten wir gegen einander. Die Häfcher waren fünfzig Schritte von uns, denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Vorsturz geschickt, den Corporal zu holen der meinen Bruder erschlagen hatte. Ich erreichte sie gefastet, drängte mich in meinen Mantel gewickelt, mit größtlicher Eile durch's Volk und war schon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblicke als ich den Degen schon gezogen hatte, mir ein Berührender in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling, und mein großer Freund war. Vier seiner Gefellen waren nur ihm und sagten zu Maffio: Machs das da wegstehn, denn dieser allein bringt dich um. Maffio fragte: Wer ist es? sie sagten: Es ist der kühne Bruder von dem, der dort liegt. Da wollte er nicht weiter hören und machte daß er sich eilig nach Vort zu Mona zurückzog; die andern sagten zu mir: Wenden wir wenn wir dich gegen deren Willen verhindern, so ist es aus guter Absicht geschehen; laß uns nun dem zu Hilfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder der wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich stiegen die Wärter zusammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten sich nicht entschließen ihm den Fuß abzuschneiden, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Besuche erschien Herzog Alexander selbst, der sich sehr freundlich und theilnehmend gegen ihn be-

grüßte. Mein Bruder war noch bei sich und sagte zu ihm: Ich bedauere nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog sagte, er möge für sein Leben sorgen, er sey ihm als ein wackerer und braver Mann bekannt, dann kehrte er sich zu seinen Leuten und sagte: Sie sollten es an nichts fehlen lassen. Man konnte das Blut nicht stillen, er fing an bare zu reden und phantasirte die ganze Nacht; außer da man ihm die Communion reichen wollte, sagte er: Ich hätte wohl gehen sollen zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieser schon zerbrochenen Gefäß nicht aufnehmen, es sey genug, daß ich es mit den Augen empfangen, und durch diese soll meine unsterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott mit Barmherzigkeit und Vergebung ansieht.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieselben Thorheiten wieder an, die aus den schrecklichsten Dingen, der ungeheuersten Wuth und den schrecklichsten Worten, die ein Mensch sich denken kann, zusammengesetzt waren, und so hörte er nicht auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er sich zu mir und sagte: Mein Bruder, ich will nicht länger hier bleiben, denn ich würde etwas thun, das keine bereuen sollten, die mir Verdruß gemacht haben. Alsobald warf er sich mit Bel-

den Füßen heram, ob wir ihn gleich den einen in einen schweren Kasten gesteckt hatten, und gleichsam in der Bewegung eines der zu Pferde steigen will, sagte er mir dreymal lebe wohl, und so schied diese tapfre Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen schönen Leichenstein von Marmor setzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Ueergehen kann ich nicht daß ein Freund meines Bruders fragte: ob er wohl den Mann der ihn vermundet, kenne? worauf dann der Starbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die seine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inschrift mit der Versicherung, daß der außerordentliche Jüngling sie wohl verdiene. Sie lautet folgendermaßen:

Francisco Cellino Florentino, qui, quod interis annis ad Joannem Medicum Ducem plures victorias retulit et Signifer fuit, facile documentum dedit quaque fortitudinis, et consilii vir erat futurus, ni crudelis luti archibus transfossus quinto aetatis lustris jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii M. D. XXIX.

Er war fünf und zwanzig Jahre alt, und er gleich Johann Franciscus Cellini hieß, so nannte man ihn doch, außer seinen Kameraden Erzhelden Meister. Diesen Kriegsnamen ließ ich denn auch auf den Grabstein setzen, mit schönen antiken Buchstaben, die ich alle zerbrochen vorstellen lassen, außer dem ersten und letzten. Als mich nun die gelehrten Verfasser der Inschrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch diese zerbrochenen Buchstaben das wunderbare Werkzeug seines Körpers, das man zertrümmert sey, vorstellen wollen. Der erste ganze Buchstabe hingegen solle die von Gott uns geschenkte Seele bedeuten, welche, unzerstört, in Ewigkeit bleibe, so wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verstorbenen anzeige. Dieser Gedanke fand Beifall; auch hat ihn ein und der andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini setzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer sehr alten Stadt, finden sich unsere Cellinis als die geehrtesten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geschickten goldenen Löwen, mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde, führen. Das Haupt des Schildes von Silber, trägt einen rothen Turnierschirm von vier Lagen, zwischen welchem drey rothe Lilien stehen. Unser Haus aber führt die Löwenpranke ohne Körper, mit allem Uebrigen was ich erzählt habe:

und so ließ ich mich beschleppen auf meines Vaters
 Grabstein, nur Abschlüß der Lüge ein Bild anbrachte,
 mich selbst zu rächen, das ich ihn zu rächen habe.

Ich suchte mancher mit der größten Sorgfalt zu
 erheben in Geth, die der Papst so sehr verlangte, fertig
 zu machen; er ließ mich zuweilen, das mal die Woche zu-
 sehen, und immer gefiel das Bild ihm besser. Desers
 aber darsies er mir die große Leichtigkeit an meinen
 Brüder. Einmal eines als es mich über die Massen zu-
 hangen sah, sagte er: Bewein! ich glaube
 nicht, daß du so gar leicht verweist! Hast du denn nicht
 vorher gesagt, daß gegen den Tod keine Abwehr ist?
 Du bist auf dem Wege, ihn nachzufolgen. . . .

Zu wissen ich aber so in gehagter Arbeit und an den
 Kampf für die Minge forst, hatte ich die Leiden-
 schaft gefast, den, der meinen Bruder geliefert hatte,
 wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu lassen.
 Er war ein Enkelkind gewesen und hatte sich nachher als
 Börsenspieler unter die Zahl der Falschen begeben, und
 was mich gegen ihn am grüßlichsten machte, war, daß
 er sich seiner That noch rühmt und gesagt hatte: Wäre
 ich nicht gewesen, der den braven Kerl aus dem Abge-
 richte, so hätte er uns alle, zu unserm großen Scha-
 den, in die Gluth geschlagen. Ich konnte nun wohl be-
 merken, daß meine Leidenschaft ihn so oft zu sehen, mir
 Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum
 Ende flügte; ich faßte also meinen Entschluß und

schante mich nicht vor einer so niedrigen, und laien-
wegs-lohnenswerthen That; genug, ich wollte mich
Abends noch von diesem Zustande befreien.

Er wohnte neben einem Hause in welchem eine der
schlechtesten Courtesanen sich aufhielt, die man jemals in
Rom reich und beliebt gesehen hatte. Man hieß sie
Signora Fureta. Es hatte eben vier und zwanzig ge-
schlagen, als er, nach dem Nachtrinken, den Degen in
der Hand an seiner Thür lehnte. Ich schlich mich mit
großer Gemuthstheil an ihn heran, und mit einem großen
Vorsichtselben Dolch holte ich rücklings dergestalt aus,
daß ich ihm den Hals rein abzuschneiden gedachte. Er
wendte sich schnell um, der Stoß traf auf die Höhe
der linken Schulter und beschädigte den Knochen. Er
ließ den Degen fallen und entsprang von Schmerzen be-
trübt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder,
hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er sich nieder-
bückte, traf die Klinge zwischen Hals und Nacken und
drang so tief in die Knochen hinein, daß ich mich aller
Gewalt nie nicht herausziehen konnte; denn aus dem
Haut der Wunde sprangen viele Goldaden mit bloßen De-
gen hervor, und ich mußte also auch gehen und mich
vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück, und machte
mich fort, und um nicht erkannt zu werden, ging ich zu
Geras Almascher, der zwischen Nicosa Nersiana und
der Kaserne wohnte. Ich ließ mit ihm gehen, und er
ließ mich wissen, daß wenn ich verfolgt würde, sollte

ich nur ruhig seyn und keine Sorge haben; ich sollte mich wenigstens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papst wünschte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geschichte gegangen war, und was sie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Halse des Verwundeten heraus zu bringen, den sie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und sagte, das ist mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der seinen Bruder rächen wollte; da bedauerten die Soldaten, daß sie mich nicht ganz gewähren lassen, ob ich ihm gleich so schon in reichlichem Maß seinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papst mich nicht nach seiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der Bolognesische Kämmerer mich abzuholen, der mich mit vieler Bescheidenheit merken ließ, daß der Papst alles wisse, aber mir desungeachtet sehr wohl wolle. Ich sollte nur ruhig seyn und fleißig arbeiten.

Der Papst sah mich mit einem grümmigen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich anzusehen hatte; denn als er das Werk sah, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit so viel gethan hätte, alsdann sah er mir in's Gesicht, und sagte: Da du nun geheilt bist, so Sorge für dein Leben. Ich verstand ihn und sagte, ich würde nicht fehlen.

Sobald eröffnete ich gleich eine schöne Werkstatt unter den Bänken, grad gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oft gedachten Werks. Der Papst schickte mir alle Juwelen dazu, außer dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfnisse an Venusser-Wechsler verpfändet und mir nur einen Wadmal das von gegeben hatte.

Durch fünf geschickte Gesellen, die ich hiele, ließ ich noch außerdem vieles arbeiten, so daß in meiner Werkstatt ein großer Berth an Juwelen, Gold und Silber sich befand.

Ich war eben neun und zwanzig Jahr alt, und hatte eine Magd zu mir in's Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; sie diente mir zum Modell in meiner Kunst; und ich brachte die meisten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich sonst den leisesten Schlaf von der Welt hatte, so überfiel er mich doch unter solchen Umständen dergestalt, daß ich nicht zu ermüden war. Dieses begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er sey ein Goldschmied, meine Kostbarkeiten gesehen, und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verschiedene Gold- und Silberarbeiten vor sich, doch erbrachte einige Kästchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geschenkt hatte, und der so brauchbar auf den Jagd, als wachsam im Hause war, fiel aber den Dieb her, der sich mit dem

Degen so gut vertheidigte als er konnte. Der Lärm lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafkammer stülmender Arbeiter, deren Thüren bei der Einnahme offen standen, und meckte die Leute theils durch sein Bellen; theils indem er ihre Betten wegzog; ja bald den einen bald den andern bei dem Hintern packte. Dann lief er wieder mit erschrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; sie wurden diesem Hüfig müde, und weil sie auf meinen Befehl ein Mädelchen brachten, so griffen sie bald Hohn nach den Gabeln, verjagten den guten Hund und verschlossen ihre Thüren. Der Hund von diesen Gabeln ohne Hilfe gelassen, blieb auf seinem Vorposte, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkstatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihn schon das Kleid vom Reibe gerissen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hilfe; die schon auf waren, und bat sie um Gutes Willen, sie sollten ihn von dem tollen Hund befreien; sie glaubten ihm, erbateten sich seiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Am 18. Tag ward, gingen meine Leute in die Werkstatt, und da sie die Thür erbrochen und offen und die Schubladen in Gabeln fanden, sagten sie an mit lauter Stimme mehr über den Anfall zu schreien. Ich hörte es, schrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: Wir hab beschoben, alles ist fort, die Schubladen sind alle erbrochen. Diese Worte thaten so eine schreckliche

Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war vom Floß zu gehen und nach der Schublade zu sehen, in welcher die Juwelen des Papstes waren. Mein Schrecken war so groß, daß mir fast das Gehen verging; ich sagte sie sollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papstes fehle. Mit großer Freude fanden sie die sämtlichen Edelsteine und die Arbeit in Goldes dabei; sie riefen aus: Man ist wider kein Uebel genug daß dieser Schatz unberührt ist, ob und gleich der Schelm mit die Hände geschaffen hat, die ihn auf dem Bibe tragen; denn gestern Abend, da es so heiß war, jagen wir uns in der Werkstätte aus, und ließen unsere Kleider daselbst.

Sehr bald kam ich wieder zu mir, dankte Gott und sagte: Gehet nur und laßt es euch alle an, ich will es bestreiten. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache so abgelaufen war; denn was mich so sehr gegen meine Natur, erschreckt war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geschichte mit dem Dieb nur erfunden, um den Papst um seine Juwelen zu bringen. Gleich in dem ersten Augenblicke erinnerte ich mich, daß der Papst schon vor mir gewarnt worden war. Einige Vertraute hatten zu ihm gesagt: Wie könnt ihr, heiligster Vater, die Juwelen von so großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer ist, mehr an die Waffen, als an die Kunst denkt, und noch nicht dreißig Jahre hat.

Der Papst fragte, ob jemand von mir etwas wisse, das Verdacht erregen könne? Franciscus del Nero antwortete: Nein! er hat aber auch noch niemals solche Gelegenheit gehabt. Darauf versetzte der Papst: Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann, und wenn ich selbst ein Uebel an ihm sähe, so würde ich es nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieses Gesprächs, brachte, so gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geschwind zum Papste, dem Franciscus del Nero schon etwas vom dem Gerüchte, daß meine Werkstätt bestohlen sey, gesagt hatte. Der Papst war mir einen fürchterlichen Blick zu, und sagte mit heftiger Stimme: Was willst du hier? was gib's? Gehet hier Eure Juwelen, sagte ich, es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papst sein Gesicht, und sagte: Es sey willkommen! und indeß er die Arbeit ansah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in so große Angst gesetzt habe. Der Papst lehnte sich einigemal um, mir in's Gesicht zu sehen, undachte zuletzt über alle die Umstände, die ich ihm erzählte. Endlich sprach er: Geh und sey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Fünftes Capitel.

Der Autors Feinde bedienten sich der Gelegenheit, daß falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verläumdern; allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Edelstein, der seine Werkstatt bestohlen, durch die Spürkräfte seines Hundes. — Ueberschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papst. — Mißverständnis zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Kelch zu empfangen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außersordentliche Scene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indessen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen sich in Rom einige falsche Münzen sehen die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man sie dem Papst und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er sagte darauf zu dem Münzmeister: suchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wissen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann ist. Jener, der mein großer Feind war, antwortete: Wollte Gott daß es so wäre, wir haben aber schon einige Spur. Darauf gab der Papst dem Gouverneur von Rom den Auf-

trag, wo möglich den Thäter zu entdecken; ließ mich kommen, sprach über mancherlei, endlich auch über die Münze, und sagte wie zufällig: Benvenuto! Könntest du wohl auch falsche Münzen machen? Ich versetzte, daß ich sie besser machen wollte als alle die Leute, die so ein schändliches Handwerk trieben; denn es wären nur unwissende und ungeschickte Menschen, die sich auf solche schlechte Streiche einließen. Ich verdiente so viel mit meiner wenigen Kunst als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt bestehen, und wenn ich falsche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal so viel als bei meinem ordentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drei Scudi gewann; denn so hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeister feindete mich an, weil er sie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papst merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich nicht geben und mich nicht aus Rom lassen sollte, befahl er nunmehr die Untersuchung weiter fortzusetzen und sich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Dagegen, welche die Sache näher anging, und denen der Papst sie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bei der Münze selbst, und zugleich mit ihm wurde ein Diebstahlsgeiz eingegeben.

Au demselben Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des obersten Spießherren kam, stürzte mein Hund mit großem Getöse in's Haus und fiel einen jungen Menschen an, den ein geblissener Goldschmied von Parma, Namens Domino, als des Diebstahls verdächtig, hatte eingekerkert lassen. Sie waren eben im Wortwechsel begriffen, der junge Mensch läugnerte höflich alles ab, und Domino schien nicht Beweise genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit solcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häscher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen lassen, um so mehr, als unter diesen ein Genueser war, der seinen Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf sich aufs neue dem Menschen an den Hals; so daß sie mich zurückschreckten, wenn ich den Hund nicht wegnähme, so würden sie ihn todtschlagen.

Ich riß den Hund ab; so gut ich konnte, und als der Mensch weggehen wollte, fielen ihm einige Papiere aus der Tasche, die Domino für sein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, den ich suchte: Das ist der Dieb, der meine Werthheit erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Scherke bat mich ihn zu scheren und versprach mir alles das Beste zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und

Ringe wieder, und in der Verwirrung fünf und zwanzig Scudi drüber; dabei bat er um Gnade; ich aber sagte: er sollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falsche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehängt, sein Mitschuldiger auf die Galere verbannt würde; und der Genußsüchtige Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienst den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Wasserfluth eintrat, durch welche ganz Rom überschwemmt wurde. Es war schon gegen Abend, als das Wasser noch immer wuchs; meine Werkstatt lag niedrig, wie die Bänke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Gesellen, kleg barfuß zu meinen hintersten Fenstern heraus, wartete, so gut ich konnte, durch das Wasser und suchte auf Monte Cavallo zu kommen; daselbst bat ich Herrn Johann Goddi, der mein großer Freund war, mir diesen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser, ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte, durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es sey die schönste Arbeit, die noch jemals dieser Art in Rom gesehen worden.

Denn brachte ich sie dem Papst, der mich nicht genug rühmen und preisen konnte und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiser wär, wollte ich meinem Bravenato so viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte, so aber sind wir heut zu Tage nur arme bankrute Kaiser; doch soll er haben, so viel er bedarf.

Ich ließ den Papst seine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter seinen Leibtrabanten, die eben vacant war. Er versetzte: daß er mir was Besseres zugebracht habe; ich aber antwortete, er möchte mir diese Stelle nur einstweilen zum Miethpfennig geben. Lachend versetzte der Papst: er sey es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienst thun solle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freiheiten zugestehn, um die sie ihn gebeten hätten. Dieser Trabantendienst brachte mir jährlich über zweyhundert Scudi ein.

(1 5 3 2. 1 5 3 3.)

Nachdem ich dem Papst eine Weile mit verschiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich sogleich, nebst einem Modell, zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs; statt des Fußes hatte ich drei runde Figuren, Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht, sie standen auf einem Untersatze, auf welchem halb erhoben die Geburt und Auf-

erfahrung Christi, sodann die Kreuzigung Christi, mit man
 mir befohlen hatte, zu sehen, war. Sodann ich, an dieser
 Arbeit festsitzend, wollte der Kunst sie übersehen; allein
 ich konnte nicht bemerken, daß er nicht mehr daran dachte
 mich irgend besser zu versorgen. Daher, als einst die
 Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn
 eines Abends darum. Der gute Papst, der sich nicht mehr
 der Entzückung erinnerte in die er über mein voriges
 vollendetes Werk gerathen war, sagte zu mir: Eine
 Pfunde del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn
 ich dir sie gäbe, würdest du nur deinem Leibe wohlthun,
 deine schöne Kunst vernachlässigen, und man würde mich
 tadeln. Darauf antwortete ich sogleich: Die Katzen
 guter Art mausen besser wenn sie fett, als wenn sie
 hungrig sind; so auch rechtschaffene Männer, die Talent
 haben, bringen es viel weiter, wenn sie eines reichlichen
 Lebens genießen, und ein Fürst, der solche Männer in
 Wohlstand versetzt, pflegt und nährt die Künste selbst,
 die bei einer entgegengesetzten Behandlung nur langsam
 und kümmerlich fortrücken. Aber ich will dieser Heilig-
 keit nur gedenken, daß ich mir auf diese Pfunde keine
 Hoffnung mache, glücklich genug, daß ich den ganzen
 Trabantenrost erbielte. Sehen Eure Heiligkeit ganz zur
 Stelle eines verdienstlichen kunstreichen Mannes, nicht einem
 unvorsichtigen, der seinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Bei-
 spiel an Papst Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vor-
 fahren, er gab dem trefflichen Marcantonio Bramante

eine solche Pfunde. Und als bald machte ich meine Ver-
sorgung und ging weg.

Darauf trat Sebastian, der Venezianische Maler
hervor und sagte: Wenn Ew. Heiligkeit diese Pfunde
jemandem zu geben gedunken, der sich in den höchsten
Mühe gibt, so darf ich bitten, mich dadurch zu beglei-
den. Darauf antwortete der Papst läßt sich doch der
wackerste Venezianer auch gar nichts sagen; ich war
gedenke sie ihm zu geben, wer sollte aber mit einem Papste
nicht so stolz seyn; doch weiß ich nicht, was ich thun soll.
Hierauf bat der Bischof von Vassona für den gedachten
Sebastian und sagte: Heiliger Vater! Petrusmuto ist
jung und der Degen an der Seite kleidet ihn besser als
der geistliche Rock; geben Ew. Heiligkeit diese Stelle dem
geschickten Sebastian und Venezianer kann immer noch
etwas Gutes, das vielleicht schädlicher ist, erhalten.
Da nickte sich der Papst zu Herrn Bartholomäus Ba-
fari und sagte zu ihm: Wenn ihr Venezianer begegnet,
so sagt ihm, daß er dem Maler Sebastian die Pfunde
verschafft hat; aber er soll wissen, daß die erste bessere
Stelle, die aufsteht, ihm zugedacht ist. Inzwischen soll
er sich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begognete ich Herrn Batori auf
der Straße, zwei Knechtsträger gingen vor ihm her, er
eilte zum Papst, der ihn hatte rufen lassen. Er blieb
stehen und sagte mit großer Freundlichkeit alles, was
ihm der Papst aufgetragen hatte. Darauf antwortete

ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals, werde ich diese Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeste Hoffnung habe vom Papste etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papstes nicht besser zu schätzen wisse. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich nichts haben werde, so war ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte; und so schieden wir auseinander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papst meine kühnen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht, denn ich ward in zwey Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weise nach dem Palaste.

Der Papst, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag nachzusehen, was ich mache? Das gute Männchen kam alle Tage und sagte mir etwas Freundliches, und so that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papst nach Bologna verreisen wollte und sah, daß ich von freien Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verstehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen solle; denn er wollte sehen, wie weit ich gekommen sey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gesehert hatte, und bat den Papst daß er mir fünf- hundert Scudi da lassen sollte, theils auf Rechnung meines Verdienstes, theils, weil mir noch Geld fehlte, um das Werk zu vollenden; der Papst sagte darauf: mach's nur erst fertig; und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld ließe, so sollte es nicht fehlen.

Bei seiner Abreise nach Bologna ließ der Papst den

Car-

Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er sagte: Benvenuto ist ein Mann der sich aus seinem Talent wenig macht und eben so wenig aus uns, deshalb müßt ihr ihn anfeuern, so daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme. Da schickte nach Verlauf von acht Tagen diese Bestie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich sollte meine Arbeit mitbringen, ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf sagte er zu mir: wo hast du dein Zwiebelmuß? ist's fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigster Herr, mein Zwiebelmuß ist nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Esel als einem Menschen ähnlich sah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: Ich werde dich auf die Galeere setzen, daß du Zeit hast deine Arbeit zu vollenden. Da ward ich denn mit dieser Bestie auch bestiallisch und sagte: Gnädiger Herr! wenn ich durch Uebelthaten die Galeere verdiene, dann werdet ihr mich darauf setzen; aber gegenwärtig fürchte ich sie nicht! und was mehr ist, so betheuere ich, daß ich, eben um Eurer Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir, denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häfcher holen lassen.

Darauf schickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im guten zur Arbeit bereden zu lassen; dagegen

ich ihm aber, jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln schicken, damit mein Zwiebelnpuß fertig werden könnte, und so mußte er zuletzt an dieser Cur verzweifeln.

Der Papst kam von Bologna zurück und fragte sogleich nach mir; denn der Cardinal hatte schon das Schlimmste, was er konnte, von mir geschrieben. Der Papst war in unglaublicher Wuth und befahl, ich sollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwischenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmste Ursache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf schon meine Rechnung gemacht. Da ich nun so zum Papste ging, dachte ich auf meine Entschuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich sie vorbringen wollte, indeß der Papst die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn sobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und sagte: gib die Arbeit her! ist sie fertig? Schnell deckte ich sie auf, und er fuhr mit größerer Wuth fort: Bei dem wahrhaftigen Gote schwebte ich dir; denn du glaubst dich nicht um mich bekümmern zu dürfen, hielt mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ dich und das Werk zu diesem Teufel hinauswerfen. Da ich nun sah, daß der Papst eine so schlimme Bestie geworden war, dachte ich darauf mich soachte magzuheben und nahm; indeß er immer zu schelten fortfuhr, die Arbeit

unter das Kleid und sagte nurrend: könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer solchen Arbeit nicht das Vermögen geben. Daher erhob der Papst seine Stimme noch mehr und rief: komm her, was sagst du? Ich war im Begriff fort und die Treppe hinunter zu springen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Kniee und, weil er zu schreien nicht aufhörte, schrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? darauf antwortete er: du hast dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgehen wahr sey. Da ich nun hörte, daß er seine Stimme mäßigte, versetzte ich: lassen Sie es durch Ihren Arzt untersuchen, und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf sagte er: ich will schon erfahren, wie es mit dir steht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an diesem großen Uebel ist nur der Cardinal Solpiani schuld; denn sobald Erw. Heiligkeit verweist waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt dieser niederträchtigen Worte war so groß, daß mir auf einmal, vor heftiger Leidenschaft, das ganze Gesicht braunte, und mir eine so unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hause nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's wie ein Staar vor beide Augen, ich sah fast nichts und mußte die Arbeit stehen lassen.

Nachdem ich also gesprochen stand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papst habe gesagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verstand und Betragen! Ich habe dem Cardinal nicht befohlen daß er so hart verfahren sollte. Mein Leibarzt soll seine Augenkrankheit untersuchen und wird sie wahr befunden, so muß man Nachsicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papstes und voller Verdienste, war eben gegenwärtig; er fragte wer ich sey? Heiliger Vater! sagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in so großem Zorn und alsbald wieder in so großem Mitleiden und wahrer Theilnahme gesehen habe. Wer ist der Mann? und da Erw. Heiligkeit sehr viel an ihm gelegen scheint, so kann ich ihm ein Geheimniß lehren, wodurch seine Augen geheilt werden sollen. Der Papst antwortete: das ist der größte Meister, der jemals in seiner Kunst geboren worden ist; ich will euch gelegentlich seine Arbeit zeigen, und es soll mir lieb seyn, wenn etwas zu seinem Besten geschehen kann.

Nach drey Tagen ließ mich der Papst rufen, als er eben gespeist hatte; jener Edelmann war gegenwärtig, und ich zeigte meinen Reldy vor, worüber dieser mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs seine Verwunderung, er sah mir in's Gesicht und sagte: er ist jung genug, und kann es noch weiter bringen. Darauf erkundigte er sich nach meinem Namen.

Bennento heiß ich, versetzte ich darauf. Er aber sagte: dießmal bin ich für dich willkommen! Nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und destillire sie bei gelindem Feuer; mit dem Wasser das du gewinnst, salbe dir die Augen mehrmals des Tages und du wirst gewiß von deinem Uebel genesen; aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Wasser fortfahren. Der Papst sagte mir einige freundliche Worte, und ich ging halb getröstet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das schöne Mädchen schuld seyn das ich bei mir hatte, als ich bestohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte sie sich mit Gewalt auf einmal; sie äußerte sich aber nicht, wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen, so groß wie Pfennige überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen was es war, ob ich ihnen gleich die Ursache und meine Vermuthung angab. Eine Zeitlang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln; aber es half mir nichts, doch zuletzt entschloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieser, welche man für die ersten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich diese Medicin eine Zeitlang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, so daß ich nach Verlauf von funfzig Tagen mich geheilt und gesund wie ein Fisch fühlte.

Darauf da es gegen den Winter ging, und ich mich von dem was ich ausgestanden hatte wieder einigermaßen

erholen wollte, nahm ich meine Büchse hervor, und ging auf die Jagd, setzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, so daß in wenig Tagen mich ein zehnmal größeres Uebel befiel als das erste gewesen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzneien abermals viel schlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mit abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widersehten sich und versicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfangte, so würde ich in acht Tagen todt seyn; ich that es aber doch mit derselben Ordnung und Vorsicht wie das erstemal. Nachdem ich vier Tage dieses heißge Wasser des Holzes getrunken hatte; verlor sich das Fieber ganz und gar, und ich spürte die größte Besserung.

Unter dieser Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Reichs, und es gelangen mir schönere Dinge und bessere Erfindungen, in den Wochen dieser Fasten und Enthaltbarkeit als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und suchte nun meine Gesundheit recht zu befestigen; dabel versäumte ich nicht, sowohl an dem bewußten Werke, als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Capitel.

Geschichte eines Goldschmieds von Mailand, der zu Parma als falscher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salsati, Legaten dieser Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal sendet ihn nach Rom, als einen geschickten Künstler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papst in Arbeit gesetzt, welches dem Autor sehr unangenehm ist. — Pompeo von Mailand verläumdet ihn, er verliert seine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Reich nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwischen ihm und dieser Magistratsperson. — Der Gouverneur, durch einen Kunstgriff, überredet ihn den Reich dem Papste auszuliefern, der ihn dem Autor zurückschickt, mit Befehl das Werk fortzusetzen.

Am diese Zeit ward Cardinal Salsati, der mich so sehr ansehnete, zum Legaten von Parma ernannt, und daselbst wurde eben ein Mailändischer Goldschmied, Tobias genannt, als ein falscher Münzer eingefangen. Man hatte ihn zum Strick und Feker verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, sich diesen trefflichen Mann vorstellen ließ. Der Legat beschob darauf die Vollziehung, schrieb den Vorfall an den Papst, rühmte gedachten Tobias als den ersten Goldschmied von der Welt, und gab ihm das Zeugniß: er sey ein einfältiger guter Mann, der durch seinen Beschwoater den er um Rath gefragt,

und der ihm diese Handlung erlaubt, eigentlich falsch geführt worden sey. Sodann könne der Papst, wenn er einen so geschickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am besten demüthigen.

Der Papst ließ gedachten Tobias sogleich kommen, und nachdem er uns beide vor sich berufen hatte, trug er uns an, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am besten gefaßt werden könnte? Er besaß ein solches von der größten Schönheit, es war um siebzehntausend Kammerducaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich schenken, aber vorher reich mit Golde verzieren lassen.

Wir trugen beide unsere Zeichnungen, sobald sie fertig waren, zum Papste. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgestellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingesteckt werden sollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten über diese schwache Erfindung auf eine bescheidene Weise zu lachen. Der Papst bemerkte es und sagte: laß nur deine Zeichnung sehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgestellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirsches genommen hatte, er war mit einer schönen Art von Schleier und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf sollte das Horn eingepaßt werden. Jederman, der diese Erfindung sah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem An-

sehn gegenwärtig, die dem Papst einredeten und vorstellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich senden, die Franzosen seyen rohe Leute und würden die Vortreflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einsehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung besser einleuchten, die auch geschwinder in's Werk gesetzt seyn würde, mittlerweile könne Benvenuto sich an den Kelch halten, zwey Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umsonst berufen worden. Der Papst, der Verlangen hatte seinen Kelch vollendet zu sehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir sagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünsche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wär, so wollte ich ihn wohl ohne weitere Beihülfe zu Stande bringen. Darauf versetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papst; denn er geräth sonst in den größten Zorn und wehe dir danach! Ich antwortete darauf: lehret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieses Werk nicht fertig werden. Diese Worte verdrossen ihn, er drohte mir, dem Papst alles zu hinterbringen und that es auch; der Papst brach in eine bestialische Wuth aus und sagte: er wolle doch sehen, ob ich so toll sey, mich dieser Arbeit zu weigern. So gingen zwey Monate vorbei, in denen ich, ungeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe ge-

arbeitet hatte. Da der Papst sah, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mit äußerst ungünstig und drohte, mich auf jede Weise zu jähzeln.

Eben war ein gewisser Mailänderer Goldschmied gegenwärtig, mit Namen POMPED und ein wahrer Verwandter eines gewissen Herrn Trifano, eines sehr begünstigten Dieners des Papstes; beide sagten einstimmig: Wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, so wird ihm die Lust schon kommen, den Kelch zu endigen. Darauf versetzte der Papst: Es würden vielmehr daraus zwei Uebel entstehen, ich würde bei der Münze Abel bedient seyn, und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und drückten es endlich dahin, daß er mit der Münze nahm und sie einem jungen Menschen von Perugia gab.

Pomped kam selbst nur im Namen Jhro Heiligkeit zu sagen, daß ich die Münze verloren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, sollte ich noch andere Dinge bekräften. Ich antwortete: Eagt Jhro Heiligkeit: Die Münze hat er sich, nicht mir genommen, und so wird es auch mit den andern Dingen gehen, und sagt nur, wenn er mit die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich sie nicht annehmen. Dieser abscheuliche mißgünstige Mensch eilte was er konnte, alles dem Papste wieder zu sagen, wobei er gewiß von dem heiligen hinf. zuthat.

Nach acht Tagen schickte der Papst denselbigen Men-

den zu mir und ließ mir sagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir getrübt haben, er verlange die Arbeit, so weit wie sie gegenwärtig gekommen sey. Darauf antwortete ich: Das ist nicht wie mit der Münze, die er mit nehmen kann wenn er will. Fünfhundert Scud habe ich von ihm empfangen, und die will ich sogleich zurückzahlen, das Werk ist aber mein, und ich will damit noch Vergnügen schalten; darauf sagte ich ihm noch einige beißende Worte, die sich auf ihn bezogen, und er eilte, dem Papst alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreier Tage kamen zwei Kämmerlinge des Papstes zu mir, boten mir und von Ihro Heiligkeit sehr begünstigte Personen. Sie sagten zu mir: Benvenuto! du hast bisher gewagt den Papst anzuzusehen, und willst keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, höre nun: gibst du ihm sein Werk nicht heraus, so haben wir Befehl, dich ins Gefängniß zu führen. Darauf sah ich ihnen freundlich in's Gesicht und sagte: Meine Herren! wenn ich dem Papste dieß Werk gebe, so gebe ich ihm mein Werk, und nicht das seinige, und ich habe nicht Lust es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt so weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unverständigen Person gerathe, die es mit wenig Mühe verderbe.

Es war bei dieser Unterredung auch jener Goldschmied Tobias gegenwärtig; der sich unterstand von mir sogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber sagte ihm,

was solch ein elender Mensch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, ich solle mich eilig entschließen, sagte ich ihnen, daß ich schon entschlossen sey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Crucifix und sagte, mit der Rechten in der Hand: Gnädiger, unsterblicher, gerechter und heiliger Erbsen! Alles, was du thust und zulässest, geschieht nach deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt daß ich ungefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht hast, und ich habe bis hierher um keiner Ursache willen mich in's Gefängniß begeben müssen; ist es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich diese Schmach erdulde, so danke ich dir auch dafür, und übernehme sie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und sagte mit einem spottenden Lächeln: Meinesgleichen verdiente wohl keine geringern Häsher als ihr seyd, meine Herren! so nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt.

Diese äußerst artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Gesprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß. Wir fanden bei ihm den Fiscal, sie hatten uns beide erwartet. Die beiden Herren Kämmerlinge sagten lachend: Hier bringen wir euch die-

sen Gefangenen, nehmt ihn wohl in Acht! Wir haben uns genug erlustigt, indem wir euren Leuten in's Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dieß seine erste Gefangenschaft sey, durch Häfcher unserer Art abgeführt werden müsse. Sie eilten darauf zum Papst und erzählten ihm alle Umstände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er sich aber Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herren und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünstigten.

Indessen beschäftigten sich der Gouverneur und der Fiscal mit mir; bald drohten sie, bald ermahnten sie, bald wollten sie mir rathen. Sie sagten, es sey natürlich, daß wenn einer von einem andern eine Arbeit machen lasse, so könne er sie auch, nach seinem Belieben, auf jede Weise wieder zurück nehmen. Dagegen versetzte ich: daß das keineswegs gerecht sey, und daß ein Papst das nicht thun könne; denn er sey nicht von der Art gewisser tyrannischer Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmste, was sie nur können, anzuthun fähig sind, und weder Gesetz noch Gerechtigkeit beobachten, dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Christi, nicht üben. Darauf sagte der Gouverneur mit gewissen häfchermäßigen Gebärden und Worten, die ihm eigen waren: Benvenuto! Benvenuto! du gehst darauf aus, daß ich dich nach Verdienst behandeln soll. — So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit wiederfahren lassen! — Schicke sogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das

zweite Wort! Darauf sagte ich: Meine Herren! erlaubit mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiscal, der ein bescheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete sich zu ihm und sagte: Gnädiger Herr! vergönnt ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk heraus gibt, so haben wir genug. Darauf sagte ich: Wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern ließe, so könnte er zum Meister, der ihn schlecht bediente, mit Gerechtigkeit sagen: Gib mir mein Haus, ich will nicht daß du mir daran arbeiten sollst! er könnte ihm seine Arbeit bezahlen und ihn wegschicken. Auch wenn einer einen kostbaren Edelstein wollte fassen lassen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach seinem Willen, der könnte sagen: Gib mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier ist nicht von dieser Art die Rede, denn es ist weder ein Haus, noch ein Edelstein, und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und so, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt ihr dem Papst sagen, eure Drohungen machen mir nicht die mindeste Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann und bei meinen Handlungen wird mir nicht hange.

Der Gouverneur und Fiscal standen auf und sagten mir, daß sie zum Papste gingen, und der Auftrag, mit dem sie wahrscheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in

einem Saal auf und ab, und sie verzogen fast drei Stunden. Indessen besuchten mich alle die vornehmsten Florentinischen Kaufleute und baten mich inständig, ich solle nicht mit einem Papste rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich fest entschlossen sey und wisse, was ich zu thun habe,

Sobald der Gouverneur mit dem Fiscal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und sagte: der Auftrag, den ich vom Papste habe, thut mir selbst leid, schaffe das Werk sogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann! Darauf antwortete ich: bis auf diese Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Christi eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es sehe; thut daher was ihr nicht lassen könnt. Der Gouverneur versetzte nochmals: ich habe dir vorerst noch zwei Worte vom Papste zu sagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papst befiehlt, du sollst mir die Arbeit hieher bringen, sie soll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und versiegelt werden, ich soll sie hinbringen, und er verspricht, bei Treue und Glauben, daß er sie nicht eröffnen, sondern sie dir sogleich zurückgeben will; aber so soll es seyn um seiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: herzlich gern will ich mein Werk auf diese Weise hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treue und Glauben eines Papstes beschaffen ist.

So schickte ich nach meiner Arbeit, siegelte sie, wie er's verlangte, und gab sie hin.

Als der Gouverneur zum Papste zurückkam, nahm dieser die Schachtel, wie jener mir nachher selbst erzählte, wendete sie einigemal um und fragte sodann den Gouverneur: ob er die Arbeit gesehen habe? Darauf sagte dieser: ja! sie sey in seiner Gegenwart versiegelt worden und versicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchst bewundernswerth geschienen. Darauf versetzte der Papst: Sage Benvenuto, die Päpste haben Gewalt viel größere Dinge denn dieses zu lösen und zu binden; und indem er dieses mit einigem Verdruss zu sagen schien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugsam betrachtet hatte, zeigte er sie Tobias dem Goldschmied, der sie sehr lobte, und als der Papst ihn fragte: ob er nunmehr, da er das Werk gesehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle? mit ja antwortete und vom Papste Befehl erhielt, sich ganz danach zu richten. Darauf wendete sich der Papst zum Gouverneur und sagte: seht ob Benvenuto euch das Werk überlassen will, bezahlt es ihm so hoch als es ein Kenner schätzen mag; will er es selbst endigen und einen Termin setzen, so sucht mit ihm überein zu kommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf sagte der Gouverneur: Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieses jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weise zu Leibe gehe.

Dar-

Darauf erwiderte der Papst: mit Worten sollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch schlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, so sollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an seinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in sein Zimmer rufen und sagte zu mir mit einem Häscherblick: Die Päpste haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu lösen, und das wird sogleich im Himmel gut heißen. Hier ist dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es gesehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: Nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpste beschaffen ist! Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und sagte mit einer etwas sanftern Art: Benvenuto! es thut mir leid, daß du dein Bestes nicht einsetzen willst, so gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort und brachte sogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papst, begierig den Faden meiner Knechtschaft wieder anzuknüpfen, gehofft, ich sollte nicht im Stande seyn sogleich das Geld zu überliefern, als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, schimpfte er und ärgerte sich, daß die Sache so abgelaufen war, dann sagte er, geh' und suche

Benedetto in seiner Werkstatt auf, sage ihm, er soll mir das Werk zu einer Monstranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darin in Procession tragen kann, er soll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur soll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir, nach seiner Art, die ungeschicktesten Eselscareffen und sagte mir die Worte des Papstes wieder. Darauf antwortete ich schnell: Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünschen, als wenn ich die Gnade eines so großen Papstes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, sondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bosartigkeit gewisser neidischer Menschen, denen es eine Freude macht, Böses zu stiften. Hat doch der Papst eine Menge Diener! er soll mir euch nicht mehr schicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in Acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienst des Papstes denken, und alles thun, was ich vermag. Vergesst nur nicht, was ihr dem Papst über mich gesagt habt und mischt euch nicht in meine Angelegenheiten, denn eure Fehler sollen euch noch verdienstermaßen gereuen. Alles dieses hinterbrachte der Mensch dem Papste, auf eine bestialische Weise, und so blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkstatt und trieb mein Geschäft.

Tobias, der Goldschmied, hatte indeffen jenes Eihorn garnirt und die Verzierung nach seiner Art voll-

det; dann befahl ihm der Papst, er solle einen Kelch, nach der Weise des meinen, den er gesehen hatte, sogleich anfangen, und ließ nach einiger Zeit sich die Arbeit zeigen, und als sie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er schalt auf die Werke des Tobias und auf alle die ihn empfohlen hatten. Mehrmals schickte er mir darauf den Baccino della Croce, und ließ mich wegen der Monstranz mahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur so lange ausruhen lassen bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt sey, wieder erholt hätte; ich würde aber indessen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande sey, bloß Seinem Dienste widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich porträtirt und arbeitete in meinem Hause heimlich an einer Medaille für ihn. In meiner Werkstatt aber hielt ich zu der Zeit einen Gesellen, der ehemals mein Lehrbursch gewesen war und sich Felix nannte.



Z w e n t e s B u c h.



Erstes Capitel.

Der Autor verliebt sich in eine Sicilianische Eurtisane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geschwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verlust seiner Geliebten. — Er wird mit einem Sicilianischen Priester bekannt, der sich mit Zauberey abgibt. — Ceremonien, deren er sich bedient. — Der Autor ist bei den Beschwörungen gegenwärtig, in Hoffnung seine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beschwörung. — Ihm wird versprochen: er soll Angelica innerhalb eines Monats wieder sehen. — Streit zwischen ihm und Hrn. Beneditto, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papst, der Autor habe den Goldschmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hängen zu lassen. Er entflucht und begibt sich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Colosmeo den Bildhauer.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin von der größten Schönheit verliebt; auch sie zeigte daß sie mir sehr wohl wolle; die Mutter aber, welche unsere Leidenschaft bemerkt hatte, und sich vor unsern Absichten fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen, kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorspiegeln, als

wenn sie nach Civita Vecchia den Weg genommen hätte; sie begab sich aber auf Ostia und von da nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia, und beging unglaubliche Thorheiten, um sie wieder zu finden. Es war' zu umständlich diese Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff toll zu werden oder zu sterben. Sie schrieb mir nach zwey Monaten, daß sie sich in Sicilien, sehr mißvergnügt, befinde. Indessen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene los zu werden.

Unter solchen Ausschweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewissen Sicilianischen Geistlichen Freundschaft gemacht, er war von dem erhabensten Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren. Einmal, durch eine besondere Wendung des Gesprächs, kamen wir auch auf die Zauberey zu reden, und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte irgend etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren; darauf versetzte der Priester: zu einem solchen Unternehmen gehört ein starkes und sichres Gemüth. Ich versetzte, daß ich die Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fänd', ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: wenn dir am Anschauen solcher Dinge genug ist, so will ich deine Neugierde sättigen. Wir wurden eins das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich der Priester bereit, indem er mir sagte ich solle

einen, auch zwei Gefährten suchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen besten Freund, welcher einen Pistojeser mit sich nahm, der sich auch auf die Schwarzkünsteley gelegt hatte. Wir gingen zusammen in's Colisee; dort kleidete sich der Priester nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde mit den schönsten Ceremonien die man sich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Jassetika (*Assa foetida*) mitbringen lassen, kostbares Räucherwerk und Feuer, auch bbses Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war, machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünstler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß in's Feuer zu werfen; uns überließ er die Sorge das Feuer zu unterhalten und die Specereyen dazureichen, dann fing er seine Beschwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erschienen manche Legionen Teufel, so daß das Colisee ganz voll ward. Ich war mit den köstlichsten Specereyen beschäftigt, und als der Priester eine so große Menge Geister bemerkte, wendete er sich zu mir und sagte: verlange was von ihnen! ich versetzte sie sollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zusammen komme.

Diese Nacht erhielten wir keine Antwort; ob ich gleich sehr zufrieden über diese Begebenheit war. Der Nekromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen und ich würde in allem, was ich verlangte,

völlig befriedigt werden; aber ich mußte einen unschuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrling, ungefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewisser Agnolino Gaddi unser Hausfreund war, nahm ich auch diesen mit zu unserer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Nekromant machte wieder seine Vorbereitung, und mit derselben, ja mit einer noch wunderfamern Ordnung, brachte er uns in den Cirkel, den er von neuem mit mehr Kunst und Ceremonien bereitet hatte. Vincenzio und Agnolino besorgten das Räucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pentakel in die Hand und sagte: er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hätte. Nun fing der Nekromant die schrecklichsten Beschwörungen an, er rief bei ihren Namen eine Menge solcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beschwor sie, im Namen und Gewalt Gottes, des unerschaffnen, lebendigen und ewigen, und das in Hebräischen Worten, auch mitunter in genugsamen Griechischen und Lateinischen, so daß in kurzer Zeit einhundertmal mehr als bei der ersten Beschwörung erschienen und das ganze Colisee sich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und sparten das kostbare Räucherwerk nicht, mir aber gab der Nekromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelica seyn möchte. Ich that es, und er wendete sich zu mir und sagte: Hörst du, was sie sprechen? in Zeit eines Mo-

nach sollst du bei ihr seyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur fest halten, denn es wären wohl ein Tausend Legionen mehr, als er verlangt habe, und sie seyen von der gefährlichsten Art; da sie aber doch mein Begehren erfüllen hätten, so mußte man ihnen freundlich thun und sie geduldig entlassen.

Ann fing das Kind, das unter dem Pintakel war, zu jammern an, und sagte, es seyen ein tausend der tapfersten Männer beisammen, die uns alle drohten, dann sah es noch vier ungeheure Riesen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indessen suchte der Nekromant, der vor Furcht zitterte, sie auf die sanfteste und gefälligste Art so gut er konnte, zu entlassen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern, ich fürchtete mich so sehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken und sprach ihnen allen Muth zu. Gewiß ich war halb todt, als ich den Nekromanten in so großer Angst sah. Das Kind hatte den Kopf zwischen die Knie gesteckt und sagte: so will ich sterben! denn wir kommen um, alle zusammen. Da sagte ich zum Knaben: diese Creaturen sind alle unter uns, und was du siehst ist Rauch und Schatten, hebe nur die Augen ohne Furcht auf! Das Kind blickte hin, und sagte von neuem: das ganze Colisee brennt, und das Feuer kommt auf uns los. Es hielt die Hände vor's Gesicht, rief, es sey todt und wollte nichts mehr sehen! Der Nekromant

empfahl sich mir, bat, ich möchte nur fest halten, und stark mit Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und sagte: er möge schnell Zaffetika austreuen! Indem so betrachtete ich den Agnolino, der so erschrocken war, daß ihm die Augen in die Quere stunden und er halb todt schien. Agnolo! rief ich, hier ist nicht Zeit sich zu fürchten; mache dir was zu thun, rühre dich und streue schnell die Zaffetika. Agnolo, indem er sich bewegen wollte, verunreinigte sich mit so heftigem Getöse, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war; das Kind erhob bei diesem Schall und Gestank ein wenig das Gesicht, und da es mich lächeln sah, erholte es sich ein wenig von seiner Furcht und sagte: sie zogen sich mit Macht zurück.

So blieben wir bis die Morgenglocke zu läuten anfang, und das Kind sagte: nur wenige seyen noch übrig geblieben und sie stünden von ferne. Der Nekromant vollbrachte nun seine Ceremonien, zog sich aus, nahm seinen großen Pack Bücher zusammen, und wir verließen mit ihm auf einmal den Kreis, einer drückte sich an den andern, besonders hatte sich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Nekromanten bei der Weste und mich bei'm Ueberkleid hielt. Beständig, bis wir zu unsern Häusern unter den Bänken gelangt waren, versicherte es uns, zwey von denen die es im Colisee gesehen habe, spazierten mit großen Sprüngen vor uns her, und liefen bald über die Dächer, bald über die

Straßen. Der Nekromant sagte, so oft er auch schon in dem Kreis gewesen, sey ihm doch niemals so etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beistehen sollte: denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sey, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden. Die Liebeshändel seyen Eitelkeit und Narrheit, wobei nichts herauskomme. Ich versetzte darauf: daß ich ihm gerne beistehen wollte, wenn ich nur Latein verstünde; er aber versicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von so gesehntem Gemüth wie mich, und ich solle mich nur nach seinem Rathe halten. So kamen wir nach Hause und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Nekromant des Tages darauf mich wieder sah, sprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten? Er sagte mir, in weniger als einem Monat würden wir fertig seyn, und der geschickteste Ort wäre in den Bergen von Norcia. Zwar habe sein Meister auch hier in der Nähe, in den Gebirgen der Abtey Fausta, eine solche Weihe vorgenommen, es hätten sich aber doch solche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch seyen die Bauern daselbst in der Nachbarschaft zuverlässige Leute, nicht

ganz unerfahren in diesen Dingen, und könnten uns, im Nothfall, wichtige Dienste leisten.

So überredete mich der Priester Nekromant um so leichter, als ich zu solchen Dingen schon geneigt war; aber ich sagte ihm, ich wollte zuerst die Medaille für den Papst fertig machen, denn er und niemand anders mußte um diese geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der bestimmten Zeit meine Sicilianerin sehen würde? Denn der Termin kam näher heran, und es schien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Nekromant versicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zusammentreffen würde; denn jene hielten Wort, wenn sie auf solche Weise versprächen; ich sollte aber aufmerken und mich vor Handeln in Acht nehmen, die sich dabei ereignen könnten; ich sollte lieber etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit, es wäre besser für mich, wenn ich mit ihm ginge das Buch zu weihen, auf diese Weise würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden beide die glücklichsten Menschen werden.

Ich fing an mehr Lust zu empfinden als er selbst, und sagte zu ihm: es sey nur eben jetzt ein gewisser Meister nach Rom gekommen, Namens Johann da Castello, ein Bologneser, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu schneiden, wie ich sie auch machte, und ich wünschte nichts mehr, als mit ihm in die Bette zu ar-

beiten, mich auch so der Welt zu zeigen, und mit einem solchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber sagen was ich wollte, so hörte doch der Priester nicht auf, mir anzuliegen und sagte: mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die große Gefahr, die dir bevorsteht. Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit so verliebt, daß ich weder an Angelica, noch an irgend etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich, zur ungewöhnlichen Zeit, von meinem Hause nach meiner Werkstatt begeben, woselbst Felix, mein Geselle, alle Arbeiten besorgte; ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf; und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein sehr guter Freund, Herr Benedetto; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Sanesers. Dieser Benedetto war lange in Neapel gewesen; hatte sich darauf in Rom niedergelassen und besorgte die Geschäfte gewisser Handelsleute von Siena. Mein Geselle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe schuldig, an eben dem Tage waren sie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach seiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren

des Benedetto, die zufällig dabei standen. Da sie vernahmen wie sich die Sache verhalte, schalten sie ihren Factor tüchtig aus und sagten: sie würden sich eines andern bedienen, denn dergleichen Handel wollten sie nicht haben. Benedetto entschuldigte sich so gut er konnte und behauptete, er habe den Goldschmied bezahlt, sagte aber dabei: er sey nicht im Stande, die Tollheit eines Wahnsinnigen zu bändigen. Diese Herren nahmen sein Betragen übel und jagten ihn sogleich weg. Darauf eilte er wüthend nach meiner Werkstatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab sich's, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichste, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich sogleich an alles, was mir der Nekromant gesagt hatte, und hielt an mich was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu seine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! sagte ich, Bruder! entrüstet euch nicht gegen mich; habe ich euch doch nichts zu Leide gethan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall. Habt ihr was mit Felix zu thun, so geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus; er weiß am besten was zu antworten ist; ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergestalt anzugreifen, um so mehr, da ihr wißt daß ich der Mann nicht bin Beleidigungen zu erdulden.

Darauf antwortete Benedetto: ich wisse um alles,

er

er sey der Mann, mit mir schon fertig zu werden, Felix und ich seyen zwey große Lumpe.

Schon hatten sich viele Leute gesammelt, diesen Streit anzuhören, und, gezwungen durch seine groben Worte, buckte ich mich schnell zur Erde, nahm eine Hand voll Roth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn in's Gesicht zu treffen; aber er blühte sich, und ich traf ihn mitten auf den Schädel. In dem Rothe, stak ein frischer Stein, mit vielen scharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt, auf die Erde, und jederman, der das Blut so stark herabrieseln sah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwischen daß einige Anstalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, dessen ich schon öfters erwähnt habe, und als er diesen Mann so übel zugerichtet sah, fragte er, wer ihn geliefert habe? man sagte: Benvenuto! aber diese Bestie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papst kam, denn er ging wegen einiger Geschäfte dahin, sagte er: Heiligster Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erschlagen, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Da wurde der Papst wüthend und sagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er solle mich fahen, und am Orte, da der Todschlag geschehen sey, sogleich aufhängen lassen.

Ich aber, da ich diesen Unglücklichen auf der Erde sah, dachte sogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bei dieser Gelegen-

heit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Goddi, um mich, so geschwind als möglich, mit Gott davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich sollte nicht so eilig seyn, manchmal sey das Uebel so groß nicht als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und ersuchte ihn hinzugehen, um sich nach der Sache zu erkundigen. Indessen erschien ein Römischer Edelmann, aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bei Seite, und sagte: sein Herr schicke ihn her, der selbst die Worte des Papstes gehört habe, es sey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieser ersten Wuth nicht entränne, ich solle mich ja auf kein Haus in Rom verlassen! Der Edelmann entfernte sich sogleich, und Herr Johannes sah mich mit thränenden Augen an und rief: wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf sagte ich: mit der Hülfe Gottes will ich mir schon selbst helfen, nur bitt' ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde.

Sogleich ließ er mir ein Türkisches Pferd satteln, das schönste und beste das in Rom war. Ich bestieg es und nahm eine Büchse vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die sämtlichen Häfcher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Noth eine Tugend machen, herzhast frischte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblindet hatte, kam ich frei

durch, und so schnell ich konnte eilte ich nach Palombara, zu Herrn Savelli und schickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wissen zu lassen wo ich mich befände. Herr Savelli bewirthete mich zwey Tage aufs freundlichste; dann rieth er mir, ich solle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erste Hitze vorüber sey. Er ließ mich begleiten und auf die Neapolitanische Straße bringen. Auf derselben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Solosmeo hieß und nach St. Germand ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Cassino fertig zu machen. Er sagte mir, daß noch selbigen Abend Papst Clemens einen seiner Kämmerer geschickt habe, um nachfragen zu lassen, wie sich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe diesen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieses dem Papst hinterbracht wurde, wendete er sich zu Pompeo und sagte: du bist ein schlechter Mensch; aber ich versichre dir, du hast eine Schlange gekneipt, die dich beißen und dir dein Recht anthun wird! Dann sprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir sehen solle; denn um alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten singend auf Monte Cassino.

Z w e n t e s C a p i t e l.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er seine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zusammenkunft dieser Personen. — Er wird von dem Viceröug von Neapel günstig aufgenommen, welcher versucht, ihn in seinen Diensten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals von Medicis nach Rom an, da der Papst den Irrthum wegen Tobias schon entdeckt hat. — Besonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von seiner Wunde genesen ist. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens und wartet Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieser Audienz begegnet. — Der Papst vergibt ihm und nimmt ihn in seine Dienste.

Als nun Solosmeo daselbst die Arbeit durchgesehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in sein Gasthaus einlud, und versicherte: er sey lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz gewesen, wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns auf's beste bewirthen. Wir wiederholten öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu schaffen haben; dessen ungeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte seine Einladung, immer mit denselbigen Worten.

Endlich war ich seiner Zudringlichkeit überdrüssig, und um ihn los zu werden fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerin, Namens Beatrice, nachweisen könne, die eine Tochter habe, welche Angelica heiße, beide seyen Courtisanen. Der Wirth, welcher glaubte ich hätte ihn zum besten, rief aus: Gott verdamme alle Courtisanen und jeden, der ihnen wohl will! Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich auf so gute Weise die Bestie los geworden zu seyn; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten, nicht ohne manchen verliebten Seufzer, von meinem Abenteuer sprach, sahen wir den Wirth im Galopp zurückkehren. Es sind zwey oder drey Tage, rief er aus, daß neben meinem Hause ein Weib und ein Mädchen eingezogen sind, die so heißen, ob sie Sicilianerinnen sind, kann ich nicht sagen. Darauf versetzte ich, der Name Angelica hat so große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei dir eintreten will. Wir folgten dem Wirth, und stiegen bei ihm ab. Eiligst brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelica wirklich daselbst, die mich mit unmaßigen Liebkosungen empfing: ich blieb bei ihr bis den andern Morgen, und war glücklicher als jemals. Mitten in diesem Genuße fiel mir ein, daß an diesem Tage gerade der Monat um sey, und daß ich nach

dem Versprechen der bösen Geister, meine Angelica nun besitze. Da denke nun jeder, der sich mit ihnen einläßt, sich die großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müssen.

Ob ich gleich noch jung war, so kannte man mich in Neapel doch auch schon als einen Menschen von Bedeutung, und empfing mich auf's beste, besonders Herr Dominico Fontana, ein trefflicher Goldschmied; er ließ mich die drey Tage, die ich in Neapel war, in seiner Werkstatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig aufwartete, der mich zu sehen verlangt hatte. Ihro Excellenz empfingen mich sehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte, zufälligerweise brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vicekönig verlangte ihn zu sehen und wünschte ihn zu besitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich versetzte darauf, indem ich den Ring an seinen Finger steckte: der Diamant und ich seyen zu seinem Befehl. Er versetzte: der Diamant sey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber seyn, wenn ich bei ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden seyn würde. So ward viel Höfliches hin und wieder gesprochen; zuletzt verlangte er den Preis des Edelsteins mit einem Worte zu wissen; ich verlangte zweyhundert Scudi, und Ihro Excellenz fanden die Forderung billig und sagten, daß

ihnen der Stein um so lieber sey, da ich ihn gefaßt habe, denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung thun. Ich versetzte darauf: der Stein sey nicht von mir gefaßt, ich getraute mir ihm durch eine andere Fassung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich druckte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kästchen, polirte ihn, und übergab ihn dem Vicekönig; er war zufrieden und erstaunt, und gab mir eine Anweisung, worauf mir zweyhundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hause kam fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir gesagt wurde, ich solle wieder nach Rom kommen, und gleich bei Ihro Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelica den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die zweyhundert Scudi, die ich vom Vicekönig erhalten hatte aufzuheben geben. Da die Mutter sah daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: so laß mir hundert Scudi, daß ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der alten Kupplerin: dreyßig wollte ich ihr geben, wenn sie meine Angelica mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein, und Angelica bat mich, ich solle ihr ein Kleid von schwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war, auch das war ich zufrieden; ich schickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sey

nun völliĝ gekocht und gar, und verlangte für ſich ein Kleid von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Edhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und ſagte: meine liebe Beatrice, iſt dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie ſagte nein! darauf verſetzte ich: ſo iſt es mir genug! nahm Abſchied von meiner Angelica, ſie weinte und ich lachte; wir trennten uns, und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieſelbe Nacht reiſte ich von Neapel weg, damit man mir nicht auſlauern und mich berauben ſollte, wie es die Gewohnheit von Neapel iſt, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geiſteskräften, gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachſtellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bei ſeiner Arbeit auf Monte Caſſino, und ſtieg bei dem Gaſthauſe von Abananni ab um zu Mittag zu eſſen; nicht weit von dem Hauſe ſchoß ich nach einigen Vögeln und erlegte ſie; aber ein Stückchen Eiſen, am Schloß meiner Büchſe, verlegte mir bei dieſer Gelegenheit die rechte Hand, und ſo wenig es bedeutete, ſo gefährlich ſah es aus, weil das Blut ſehr ſtark aus der Wunde ſtrömte. Ich ſtellte mein Pferd in den Stall und ſtieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitanische Edelleute fand, die ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, ſo ſtieg hinter mir mein

Diener, ein braver Pursche, mit einer großen Partisane in der Hand, herauf, so daß vor uns beiden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute so erschrafen, da ohnedem dieser Ort für ein Spitzbubennest bekannt war, daß sie vom Tische aufsprangen, und mit großem Entsetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend sagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen schon geholfen, denn ich sey der Mann, sie gegen jeden zu vertheidigen, der sie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beistand, meine Hand zu verbinden. Das schöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold gestickt war, und als ich damit nicht verbunden seyn wollte, riß sie es sogleich in der Mitte durch und verband mich, mit der größten Anmuth; sie beruhigten sich einigermaßen, und wir speisten fröhlich. Nach Tische stiegen wir zu Pferde, und reisten in Gesellschaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht, und ließen mich kluger Weise durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er sollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem schönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir sprachen von Dingen mit denen kein Apotheker handelt, und so gelangte ich auf die angenehmste Weise nach Rom.

Sogleich stieg ich bei dem Palast Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für seine Vorsorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß, und wo möglich, vor der Geldstrafe schützen.

Dieser Herr empfing mich auf's beste und sagte mir, ich solle nur ruhig seyn; dann wendete er sich zu einem seiner Edelleute, der Tecci hieß, und sagte ihm: er habe dem Bargell von seinetwegen zu bedeuten, daß er sich nicht unterstehen solle mich anzurühren; dann fragte er: wie sich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Tecci sagte: er befinde sich schlimm und werde sich noch schlimmer befinden, denn er habe versichert, daß er mir zum Verdruß sterben wolle, sobald ich nach Rom käme. Darauf sagte der Cardinal mit großem Lachen, konnte er uns denn auf keine andere Weise zeigen, daß er von Siena stamme? Alsdann wendete er sich zu mir und sagte: Beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äußern Wohlstand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht sehen, dann gehe hin, wohin du willst, und die Narren mögen nach Gefallen sterben. Ich ging nach Hause, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papstes Clemens fertig zu machen, dazu hatte ich eine Rückseite erfunden, worauf ein Friedensbild zu sehen war. Es war ein Weibchen mit den feinsten Kleidern angethan, welche mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüstungen stand, die wie eine Trophäe verbunden waren, auch sah man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefesselt war, umher stand die Inschrift: Clauduntur belli portae. Inzwischen als ich diese Medaille fertig machte, war der Verwundete genesen. Der

Papst hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in Acht, den Cardinal Medici's zu besuchen, denn so oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas Bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm sich Herr Piero Carnesecchi, ein großer Günstling des Papstes, der Sache an und sagte mir auf eine geschickte Weise, wie sehr der Papst wünsche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihre Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergessen noch unterlassen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig, und ich prägte sie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte sie dem Herrn Piero, der mich sogleich bei dem Papst einführte. Es geschah nach Lische an einem schönen Tage im April, der Papst war im Belvedere, und ich überreichte ihm die Münzen, so wie die Stempel; er nahm sie, und sah sogleich die große Gewalt der Kunst ein, zeigte sie Herrn Piero und sagte: Sind die Alten jemals so gut in Münzen bedient gewesen? und indessen die Gegenwärtigen bald die Medaillen bald die Stempel beschauten, fing ich mit der größten Bescheidenheit zu reden an und sagte: Wenn das Geschick, das mir unglücklicherweise Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieses Unwillens verhindert hätte, so verloren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böse lügenhafte Zunge meines größten

legen, ich aber sagte ihnen erzürnt: Um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen Braven als mich selbst, ein jeder möchte sich um sich bekümmern, ich wüßte schon was ich zu thun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, der mich wie sich selbst liebte; dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut, deswegen bat er mich im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich vorhätte, Theil nehmen lassen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf, aber in diesem Falle, wenn du mich liebst, bekümmere dich nicht um mich und mache daß du fortkommst. Diese Worte sagte ich schnell. Indessen waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gasse die grade nach Campo di Fiore geht; er war wegen einiger Geschäfte bei einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines böses Schicksal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraustrat; seine Braven hatten sich auf-

gethan

gethan und ihn schon in die Mitte genommen. Da dräng ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen spitzen Dolch und faßte ihn bei der Brust mit solcher Schnelle und Sicherheit des Geistes, daß ihm keiner zu Hülfe konnte; ich stieß ihm nach dem Gesicht, das er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwey einzige Stiche versetzte, so daß er beim zweyten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freilich meine Absicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man sagt: Wunden lassen sich nicht messen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen, da waren alle seine Begleiter mit dem todtten Körper beschäftigt, keiner wendete sich gegen mich, keiner zeigte das mindeste Verlangen mit mir zu rechten; so zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreyhundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldschmied, mein großer Freund, einholte und sagte: Lieber Bruder! da das Uebel geschehen ist, so laß uns sehen, wie wir dich retten können! Darauf sagte ich: gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem gesagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich seiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unschätzbaren Liebkosungen, und bald erschienen die vornehmsten Jünglinge aller Nationen die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen

an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Ursachen die mich zu dieser That bewogen hatten, sehr günstig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, versetzte der Papst, aber die Ursachen des Benvenuto wußte ich wohl, deswegen fertigt mir sogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig sicher stelle. Dabei war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papste sagte: es ist nicht rathsam, in den ersten Tagen Eurer Regierung solche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete sich der Papst heftig zu ihm und sagte: das versteht ihr nicht! ihr müßt wissen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß. So ward mir der Schutzbrief ausgestellt, und ich fing gleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich solle die Münzen für den Papst machen; da setzten sich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht stören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterschrift: *vas electionis*. Die Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, so daß der Papst sagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein solle seine Münzen arbeiten; so war ich frisch daran und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bei dem Papste. Ich hätte gern das Decret

wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er sich einreden und sagte: ich müßte erst wegen des Todschlags begnadigt seyn und das könnte am Fest der heiligen Marien, im August, durch den Orden der Caporioni von Rom geschehen, denn man pflege diesem alle Jahre zu gedachtem Fest zwölf Verbannte zu schenken, indessen sollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig seyn könne.

Da meine Feinde sahen, daß sie mich auf keine Weise von der Münze abhalten konnten, so nahmen sie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreystausend Ducaten Aussteuer einer natürlichen Tochter hinterlassen, und man wußte es dergestalt einzuleiten, daß ein gewisser Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unsers neuen Papstes, sie zum Weibe nahm. Dieser Günstling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig erhielt er daher von diesen Geldern, denn der Herr hatte Lust sich ihrer selbst zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er sollte seinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr versprach es zu thun, sobald nur die Gunst des Papstes sich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwey Monate, der Diener verlangte seine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, sagte aber desto öfter zu ihm, und besonders zu der Frau: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er erzeugte

mir die größte Gunst. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu lassen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen, übertrug der Bargell einem seiner Soldaten, einem gewissen Corfischen Teufelchen, die Sache sobald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, besonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Corfen ein Geschenk von hundert Scudi versprochen, der versicherte, daß er nicht leichter ein frisches Ey austrinken wolle. Als ich diesen Anschlag vernahm, war ich auf meiner Hut, und ging meist in guter Gesellschaft und im Harnisch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Corse, geizig genug, dachte das Geld nur so einzustreichen, und die Sache für sich abzuthun, so daß sie mich eines Tages, im Namen des Herrn Ludwigs, rufen ließen. Ich eilte, weil er von einigen silbernen Gefäßen gesprochen hatte, die er wollte machen lassen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging schnell durch die Strada Julia, wo ich um diese Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palast Farnese umwenden wollte, indem ich, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straße hielt, sah ich den Corfen, der aufstund sich mir in den Weg zu stellen. Ich war gefaßt, nahm mich zusammen, ging langsam und hielt mich nach der Mauer, um dem Corfen Platz zu machen und mich besser zu vertheidigen. Auch er zog sich wieder

gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah, und ich sah in seinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein sah, könne es ihm gelingen; deswegen fing ich an zu reden und sagte: tapfrer Soldat, wenn es Nacht wäre, so könntet ihr sagen, ihr hättet mich für einen andern genommen, da es aber Tag ist, so wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt hat, einer der euch nie etwas zu Leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blies er mit kühner Gebärde vor mir stehen und sagte: er verstehe nicht was ich sage. Darauf versetzte ich: ich weiß recht gut was ihr wollt und was ihr sagt, aber euer Vorhaben ist schwerer und gefährlicher als ihr glaubt, und könnte euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der sich gegen hundert wehren würde, und daß euer Vorhaben sich für keinen braven Soldaten schickt. Indessen war ich auf meiner Hut, und wir hatten uns beide versärbt. Schon waren viele Leute herzutreten, welche wohl merkten, daß unsere Worte von Eisen waren, und da mein Gegner seine Gelegenheit nicht fand, sagte er: wir sehen uns ein andermal wieder; darauf versetzte ich: brave Leute sehe ich immer gerne wieder, und den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzusuchen, der aber nicht nach mir geschickt hatte.

Als ich in meine Werkstatt kam, ließ mir der Corse,

durch einen beiderseitigen Freund sagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in Acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde bleiben! Aber ich konnte mich nicht genug vorsehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geschworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in Acht, so gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch diesen Abend gefangen nehmen solle. Darauf besprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen sollte, brach ich um drey und zwanzig auf, und eilte mit Postpferden nach Florenz.

Also hatte Herr Peter Ludwig, da dem Corsen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigener Macht und Gewalt den Befehl gegeben mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die sich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieser letzte Anschlag nicht gelang, so ersann er einen andern, von dem wir zu seiner Zeit reden wollen.

V i e r t e s C a p i t e l.

Herzog Alexander, nimmt den Autor sehr freundlich auf. — Dieser macht eine Reise nach Venedig mit Tribolo einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Handel mit Florentinischen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren sie nach Florenz zurück. — Wunderliche Gesichte wie der Autor sich an einem Gastwirthē rächt. — Nach seiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeister, und schenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medici macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papst Paul III verspricht ihm Begnadigung und läßt ihn wieder nach Rom in seine Dienste. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir sehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben sollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Namens Tribolo, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben, der sagte mir daß ein gewisser Jacob Sansuino, bei dem er in der Lehre gestanden, ihn verschrieben habe, und, weil er Venedig niemals gesehen, denke er hinzureisen, besonders, weil er daselbst etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig gewesen sey, so bitte er mich, die Spazierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieses schon versprochen

hatte, -antwortete ich dem Herzog Alexander: Ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten seyn. Er war es zufrieden und des andern Tages gung ich reisefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palast der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Tochter des Herrn Lorenzo Cibo daselbst wohnten; ich ließ meine Absicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog ist, kam mit der Antwort zurück und sagte mir: ich solle Nicolo di Monte Uguto auffuchen, der würde mir funfzig Goldgulden geben, diese schenke mir seine Excellenz der Herzog, ich solle sie auf seine Gesundheit verzehren und alsdann zu seinem Dienste zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich sagte ihm: Wer zu Pferde sey, um zu verreisen, brauche den Degen nicht fest zu binden. Er versetzte darauf: in Florenz sey das nun der Gebrauch; denn ein gewisser Fra Mauritio sey ein sehr strenger Aufseher, und würde, um einer Kleinigkeit willen Sanct Johann den Täufer selbst wippen lassen; wenigstens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lächelte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducateur der ordinären Post von Venedig angeschlossen, der Lamentone hieß, und so zusammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in

dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging einige Ausgewanderte aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst niemand, bei Strafe gleicher Verbannung, als die in welche sie verfallen waren. Um die Zeit, es war ungefähr zwei und zwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nöthigen wollten mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, flüsterte mir immer zu: Sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willst. So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi mit Petern seinem Bruder, und ein Alter, ich glaube es war Jacob Rardi, und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur sprach mit einem jeden von seinen Geschäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: Ich kenne die beiden recht gut. Haben sie Quart im Mantle, daß sie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich sollte stille seyn, und Lamentone

sagte zu ihnen: er habe die Erlaubniß mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete: das sey eine Eselen! der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen schöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und sagte, so bescheiden als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket daß ihr uns viel schaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unschickliche Wort gesagt, aber wir wollen deshalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi sagte: ich sey ein braver junger Mann und habe auch so gesprochen. Darauf versetzte Benintendi: ich gebe nichts auf sie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe sehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wissen. Der alte Nardi hielt es mit uns und stellte ihm seine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort, und ich sagte ihm: wenn er nicht aufhörte, so sollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünsche den Herzog und uns, er und wir wären eine Hand voll Esel.

Darauf schalt ich ihn einen Esel und zog den Degen. Der Alte, der zuerst die Treppe hinunter wollte, stolperte auf den ersten Stufen, stürzte hinab, und die andern über ihn her; ich sprang vor und wegte mit dem Degen an den Wänden, und schrie wüthend: ich bringe euch alle zusammen um! doch nahm ich mich wohl in Acht jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth schrie; Lamentone wollte mich abhalten; einige riefen: Wehe mein Kopf! andere: Laßt

mich hinaus! Es war ein unschätzbbarer Handel, es schien eine Heerde Schweine durch einander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und steckte den Degen ein, Lamentone verwies dem Benintendi sein Unrecht, und auch der Wirth schalt ihn aus. Es steht das Leben darauf, sagte dieser wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unserm Herzog eure Insolenzen bekannt wären, so ließ er euch alle aufhängen. Ihr verdientet wohl daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr in's Haus, sonst soll es euch übel gehen. Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entschuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und sagte: er wisse wohl daß ich tausend Ursachen habe, ich solle mich nur auf der Reise vor ihnen in Acht nehmen.

Da wir abgegessen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei für uns haben könnten? Er sagte ja, und darauf wurden wir einig.

Des Morgens, gut um Achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen der einige Miglien von Ferrara entfernt ist. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolo Benintendi mit drey Gesellen, die mir aufpaßten, zwey von ihnen waren mit Spießen bewaffnet; ich hatte mich aber auch wohl versehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und so erschraf ich nicht im mindesten; Tribolo desto mehr, der ausrief:

Gott helfe uns! diese werden uns todt schlagen. Lamentone kehrte sich zu mir und sagte: du wirst am besten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich sehe die Sache ist gefährlich, mein Benvenuto, gehe der Wuth dieser rasenden Bestien aus dem Wege. Da sagte ich: nur getrost vorwärts! dem der Recht hat, hilft Gott, und du sollst sehen, wie ich mir selbst helfen will. Ist dieses Schiff nicht uns allein versprochen? Lamentone sagte ja, und ich antwortete: so wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich ist. Ich trieb mein Pferd vorwärts, und da wir ungefähr zehn Schritte entfernt waren, stieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf sie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte sich auf seinem Pferde zusammengekauzt, daß er wie der Frost selbst aussah, und Lamentone schnaubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war seine Ungewohnheit, und diesmal that er es stärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was diese Teufelen für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und sagte, daß diese Florentinischen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff steigen wollten. Darauf versetzte ich: Das Schiff ist für uns, nicht für andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich sie nicht einnehmen kann. Darauf sagte ein tapftrer Jüngling, von den Magalottri: Benvenuto! du wirst

wohl können, was wir wollen? Darauf antwortete ich: Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, wie ihr wollt und meint. Mit diesen Worten sprang ich sogleich in das Schiff, lehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und sagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Lust, zog den Degen und kam heran, da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestoßen hätte. Die andern Gesellen anstatt ihm zu helfen, zogen sich zurück, ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anstatt ihm eins zu versetzen, sagte ich: Stehe auf, Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort; wohl hast du gesehen, daß ich nicht kann was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein, und so fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns diese jungen Leute in einem Rahne nach, und als sie gegen uns über waren, sagte mir der dumme Peter Benintendi: Komme nur weiter, Benvenuto, es ist jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder sehen. Darauf versetzte ich: Laßt es nur gut sehn, ich komme schon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig, und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verschaffen möge, den Degen

tragen zu dürfen. Er versetzte darauf: daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubniß anstecken sollte, das Schlimmste was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizen den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und besuchten Jacob del Sansuino den Bildhauer, der den Tribolo verschrieben hatte. Er begegnete mir äußerst freundlich und behielt uns zum Essen. Da sagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen; da fing ich an zu lachen und sagte scherzend zu Sansuino: Sein Haus ist zu weit von dem eurigen, als daß er euch so ganz bequem besuchen könnte. Der arme Tribolo erschrak und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sansuino: Wackre und kunstreiche Männer Meinesgleichen dürfen das und noch mehr thun. Tribolo zuckte die Achseln und sagte: Geduld, Geduld! Ich nahm darauf, ohne Rücksicht auf das herrliche Mittagessen, die Partie meines Gesellen, auf dessen Seite das Recht war, und überdies hatte Sansuino bei Tische nicht aufgehört von seinen großen Werken zu sprechen, von Michelagnolo und allen Kunstverwandten übel zu reden und sich ganz allein übermäßig zu loben, so daß mir für Verdruß kein Bissen schmecken wollte. Da sagte ich nur die paar Worte: Wackre Männer zeigen sich durch wackre Handlungen, und die kunstreichen, welche schöne und gute Werke machen, lernt man besser durch das Lob aus fremd-

fremdem Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf stiegen wir verdrießlich vom Tische auf.

Noch selbigen Tag begegnete ich beim Rialto dem Peter Benintendi, der von verschiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß sie Handel suchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich, daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, sie tüchtig ausgescholten hatte, und so ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz, wir kehrten in einem gewissen Ort ein, der dießseits Chioggia, auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt seyn, ehe wir uns schlafen legten, und da wir ihm sagten, daß es an andern Orten gebräuchlich sey, des Morgens zu bezahlen, so sagte er: Ich will des Abends das Geld, es ist nun meine Art so. Darauf antwortete ich: die Leute die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten sich auch eine besondere Welt dazu schaffen, denn in dieser gehe das nicht an. Er versetzte: ich sollte ihm den Kopf nicht warm machen, denn er wollte es nun einmal so haben. Tribolo zitterte vor Furcht, stieß mich und sagte: ich sollte still seyn, damit es nicht noch schlimmer würde! Wir bezahlten also den Kerl und legten uns schlafen. Wir hatten färrtreffliche Betten, alles neu und recht wie sich's gehbrt; mit allem dem aber schlief ich nicht, und dachte nur die ganze

Racht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's in Sinn ihm das Haus anzustechen, ein andermal ihn vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, so schwer hätte ich mich darnach mit meinem Gesellen retten können. Zuletzt ließ ich unsere Sachen und die übrigen Gefährten einschiffen, und als die Pferde schon an's Seil gespannt waren, sagte ich, sie sollten still halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelassen. So ging ich in's Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirth, der rührte sich nicht und sagte: er bekümmere sich nicht um uns, wir müßten zum Henker gehen. Es war noch ein Knabchen im Hause, ein Stallpursche, der sagte ganz schlaftrunken zu mir: selbst um des Papstes willen würde sich sein Herr nicht in Bewegung setzen, darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venezianische Münzen und sagte ihm: er solle die Schiffeleute noch so lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch den los, und ging hinauf und nahm ein scharfes Messerchen und zerschchnitt die vier Betten, so über und über, daß ich wohl einen Schaden von fünfzig Scudi mochte gethan haben, steckte darauf einige Fäden des Zeugens ein, stieg in das Schiff, und sagte eilig zu dem der die Pferde führte: er möchte machen daß er fortkäme. Kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshause entfernt, als Gewatter Tribolo sagte: er

habe ein paar Riemen zurückgelassen, womit er seinen Mantelsack auf's Pferd zu binden pflegte, er wolle zurück, denn er könne sie nicht entbehren. Ich sagte ihm: er solle uns deswegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen lassen, so groß und so viel er wollte. Er sagte, ich solle nicht spaßen, er wolle nun ein für allemal seine Riemen wieder haben. Nun rief er man solle halten, und ich rief man solle fortfahren! Inbessen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirth versezt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein solcher Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fuhrmann zu rufen nur zu! nur zu! und die Angst verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da sagte Tribolo: Laßt uns um Gottes Willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter so fort, mir war's die ganze Zeit als wenn meine Ellengeweibe im Kessel kochten. Darauf sagte ich: Gebatter Tribolo! wie solltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das sagte ich, weil er auf der ganzen Reise kein Zeichen eines Mannes von sich gegeben hatte. Darauf sah er seinen Degen an und sagte: Bei Gott! ihr habt recht! Das Gehäng ist noch geflochten wie ich es zu Hause zurecht mache. Und so mochte der Gebatter wohl glauben daß ich ihm schlechte Gesellschaft geleistet habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes er-

zeigen wollte. Mir schien aber, er habe sich eigentlich schlecht gehalten, daß er mir in solchen Fällen nicht beistand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenschaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geschenk der funfzig Scudi und sagte: ich sey auf alle Weise bereit Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich solle die Münzen zu seinen Stempeln schneiden. Die erste die ich darauf fertig machte, war von vierzig Solbi, mit dem Bilde des Herzogs auf der einen, und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach schnitt ich den Stempel für die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgesichte, die erste Münze der Art die in so dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einsehen können, die es in dieser Kunst auf den höchsten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun mit so vielerlei Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz sie möchten mir nun eine Befoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweisen lassen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf sagte er, er sey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz sprach mich damals in der Gewehrthammer; ich bemerkte eine für

treffliche Büchse, die aus Deutschland gekommen war, und als der Herzog sah mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte: er wisse wohl wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fände, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse nach meinem Belieben wählen, nur diese nicht, und er versichre mich, es seyen viele schönere und eben so gute in seiner Gewehr-kammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte daß ich mit den Augen herumsuchte, befahl er dem Aufseher, der Pietro von Lucca hieß, er solle mich was ich wolle, nehmen lassen. So ging er, mit den gefälligsten Worten, weg, und ich wählte die schäbste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte; er wollte sie seiner Gemahlin schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das vom Papst Clemens. Ich fing sogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß so oft ich käme ihn zu porträtiren, ich ohne weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit sich in's Weite zog, wählte ich einen gewissen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner

Anabe in Rom bei mir gewesen war; er hielt sich gegenwärtig bei einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deswegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen auf's beste verfertigen. Indessen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische, mit seinem Lorenz Medicis, schlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

Nun geschah es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs, den alten Münzmeister begünstigen wollte; er hieß Bastian Gemini, ein Altfränkischer Mann, der wenig verstand und bei'm Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander schlagen ließ. Ich beklagte mich darüber bei'm Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war, und sagte: Gehe zu Octavian und zeig' es ihm. Da ging ich schnell weg, und wies diesem wie man meine schönen Münzen verschändet hatte. Darauf antwortete er mir, recht eselmäßig: Das beliebt uns so! Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er: und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: auch da würde es mir nicht gefallen, denn es ist weder gerecht noch vernünftig. Darauf sagte er: ich sollte mich wegpacken, und sollte es hinterzuschlucken, und wenn ich dran erwürgen sollte.

Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Gespräch und bat ihn, daß er meine schönen Münzen nicht so möchte schänden lassen. Darauf sagte er: Octavian will zu hoch hinaus; dein Wille soll geschehen, denn dadurch beleidigt man mich.

Denselben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umständlichen Freibrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen, und den Ablass durch die heiligen Marien im August erlangen, und mich von dem Flecken des Todschlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwei volle Stunden zu dem Wachs-
bilde, zeigte es ihm vollendet; und es gefiel ihm gar sehr, dann brachte ich den Freibrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papst mich zu gewissen Arbeiten bestellt habe, ich wolle deswegen wieder die schöne Stadt Rom gewinnen, und indessen an seiner Medaille arbeiten. Halb zornig sagte darauf der Herzog: Benvenuto, folge mir! verreise nicht, du sollst deine Besoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr als du verlangen kannst. Denn das, was du verlangst, ist gerecht und billig, und wer sollte mir die schönen Münzen prägen, die du gemacht hast. Darauf sagte ich: Gnädiger Herr! auch daran habe ich gedacht, denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler ist, den habe ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme,

um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkstatt, Arbeiter und verschiedene Geschäfte. Habe ich nur einmal erst den Ablass, so will ich das ganze Römische Wesen einem meiner Jüglinge überlassen und, mit Ew. Excellenz, Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückkehren. Bei dieser Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig; der Herzog winkte ihm einigemal, er solle mir doch auch zuhören, er sagte aber nichts als: Benvenuto, du thätest besser da zu bleiben! Ich sagte aber, daß ich auf alle Weise nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieselbigen Worte, und sah beständig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indeffen mein Modell geendigt und in die Schachtel geschlossen. Darauf sagte ich: Gnädiger Herr, ich versichre euch, Eure Medaille soll besser werden, als die des Papstes Clemens; denn jene war die erste, die ich machte und ich versteh' es nun besser. Ich hoffe, Herr Lorenzo gibt mir eine treffliche Rückseite, er ist gelehrt, und von schönem Geiste. Darauf antwortete Lorenz geschwind: Ich denke an nichts anders, als dir eine schöne Gegenseite zu geben, die Er. Excellenz werth sey. Der Herzog lächelte spöttisch, und sagte: Bring' ihn auf die Gegenseite, und so verreißt er nicht. Da sagte Lorenz: ich will so geschwind als möglich fertig seyn, es soll etwas werden, worüber die Welt erstaunt. Der Herzog, der ihn zum besten hatte, und ihn über-

haupt nicht achtete, kehrte sich im Bette herum, und lachte über das was er ihm gesagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umstände, und ließ sie allein. Der Herzog glaubte nicht daß ich abreisen würde, und sagte nichts weiter. Da er aber erfuhr daß ich weg war, schickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir fünfzig Goldducaten im Namen seines Herrn überbrachte mit den Worten: daß ich sie auf seine Gesundheit verzehren, und sobald als möglich wieder kommen sollte; dann setzte er hinzu: Herr Lorenz läßt dir sagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirst, eine wunderfame Rückseite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewiesen, wie er mit den Münzen verfahren sollte; weil es aber außerordentlich schwer ist, so konnte er niemals ganz damit zu rechte kommen. Mir aber blieb das Münzamt über siebenzig Scudi für einen Stempel schuldig.

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach seiner Rückkunft, wird in seinem Hause, bei Nacht, von vielen Häschern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen sollen. — Er vertheidigt sich tapfer und zeigt ihnen des Papstes Freisbrief. — Er wartet dem Papst auf, und seine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung dessen, was während dieser Krankheit vorfällt. — Musterhafte Treue seines Dieners Felix.

So reiste ich nach Rom und hatte meine schöne Wächse mit dem Rade bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterwegs oft gebrauchte, und mehr als einen wundernswürdigen Schatz damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, so stieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreise meine schönen Waffen und viele andere Dinge, die ich sehr werth hielt, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkstatt wollte ich nicht absteigen, und schickte nach Felix, meinem Gefellen, er sollte geschwind meine Wohnung auf's beste in Ordnung bringen. Den andern Tag schlief ich dort, machte meine Kleider, und alles was ich bedurfte, zurechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papste gehen und ihm danken. Ich hatte zwey Knaben in

meinem Dienste und unter mir wohnte eine Wäscherin, die mir sehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tische gehabt, wir waren sehr vergnügt gewesen, und ich legte mich schlafen. Kaum war die Nacht vorbei, es mochte eine Stunde vor Tage seyn, als ich mit entsetzlicher Wuth an meine Thüre schlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern; ich rief meinen ältesten Diener, der Cencio hieß, eben den, der mit mir im Kreise des Nekromanten gewesen war, und sagte ihm: er solle sehen wer der Narr sey, der zu dieser Stunde so bestialisch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weste, wie sie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: O wehe, mein Herr! der Bargell mit allen Häschern ist vor der Thür und sagt: wenn ihr nicht geschwind macht, so werde er die Thür niederrennen, sie haben Fackeln und tausend Dinge bei sich. Darauf sprach ich: Sag' ihnen, daß ich mich ankleide und sogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig sey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief, dann lief ich an die hintern Fenster, die auf gewisse Gärten gingen; auch da sah ich mehr als dreyßig Häscher, und begriff, daß ich auf dieser Seite nicht entfliehen konnte.

Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und sagte: sie sollten die Thüre aufmachen, sobald ich's befähle, und so stellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Vertheidigungszustande. Dann sagte ich zu den Kindern: Fürchtet euch nicht und macht auf.

Sogleich sprang Vittorio, der Bargell, mit zwey andern herein; sie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da sie mich aber auf gedachte Weise bereit fanden, zogen sie sich zurück und sagten: hier will's Ernst werden. Da sprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: Lest das! und da ihr mich nicht fangen könnt, so sollt ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell sagte darauf zu einigen, sie sollten mich greifen, und den Freibrief könnte man nachher sehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: Lebend entkomm' ich, oder todt habt ihr mich! Der Platz war sehr enge, sie drohten jeden Augenblick gewaltsam auf mich einzudringen und ich stand immer in Positur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl sah daß sie mich nur auf solche Weise haben könnten, wie ich gesagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indessen dieser den Freibrief las, einigemal das Zeichen, daß sie mich fassen sollten, deswegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben sie ihren Vorsatz auf, sie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich sehr angegriffen und konnte nicht wieder einschlafen. Als es Tag war, hatt' ich mir vorgesetzt zur Aber zu lassen, und fragte nur erst den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ so ein Hausärztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erschrocken sey. Nun sage einer, was soll man von dem Verstand eines Arztes denken, dem man einen so großen und außerordentlichen Fall erzählt, und der so eine Frage thut? Es war eben ein Kauz der gleichsam beständig über nichts lachte, und mir auch lachend sagte: ich sollte einen guten Becher Griechischen Weines trinken; mich lustig machen, und weiter nicht erschrocken seyn. Herr Johann sagte: Meister! und wenn einer von Erz und Marmor gewesen wär', so hätte er sich bei dieser Gelegenheit entsetzt, geschweige ein Mensch. Darauf sagte das Arztlein: Monsignor! wir sind nicht alle nach einer Weise gebauet; dieser Mann ist nicht von Erz noch von Marmor, sondern von reinem Eisen. Somit legte er mir die Hand an den Puls und sagte, unter seinem unmäßigen Gelächter: Fühlt einmal hierher, Johannes, kein Mensch, kein erschrockener Mensch hat einen solchen Puls, das ist ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte daß mein Puls stark und über das rechte Maß schlug, wie das Affengesicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erschrockener zu scheinen als ich war.

Man ging eben zur Tafel und ich aß mit der ganzen Gesellschaft. Sie war sehr auserlesen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles sehr gelehrte Personen, auch Herr Hannibal Caro, der noch sehr jung war. Man sprach von nichts als von meinem wackern Betragen, und dann ließen sie sich die Geschichte von meinem Diener Cencio, der sehr geistreich, lebhaft und von schöner Gestalt war, oftmals wiederholen, und so oft er die rasende Begebenheit erzählte und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umstand ein. Dabei fragten sie ihn oft: ob er erschrocken wäre? Er antwortete, sie sollten mich fragen, es wär' ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geschwätz beschwerlich, und da ich mich sehr bewegt fühlte, stand ich vom Tische auf und sagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Gelbe neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feste der heiligen Marien in Procession zu gehen hätte, und Cencio sollte mir die weiße brennende Kerze tragen. So ging ich und schnitt die blauen Tücher, sodann ein Westchen von blauem Ermisin und ein Ueberkleid von demselbigen, Cencio aber sollte beides von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeschnitten hatte, ging ich zum Papste, der mir sagte: ich sollte mit seinem Herrn Ambrosio reden, er habe befohlen, ich solle ein großes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambrosio, der

recht gut um die Geschichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverstanden und hatte den Bargell tüchtig ausgescholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der sich entschuldigte, daß sich gegen einen solchen Freibrief nichts thun lasse. Herr Ambrosio fing an von den Arbeiten zu sprechen, wie ihm der Papst befohlen hatte, dann sagte er, ich sollte die Zeichnungen machen, darin wollte er alles besorgen.

Inzwischen kam der Tag der heiligen Marien heran, und weil es die Gewohnheit mit sich bringt daß die welche einen solchen Ablass erlangen wollen, sich vorher in's Gefängniß begeben müssen, so ging ich abermals zum Papste und sagte Seiner Heiligkeit: ich hätte nicht Lust, mich gefangen einzustellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen. Der Papst antwortete mir, es sey die Gewohnheit so; da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief den er mir ausgestellt hatte, und sagte, daß ich nun mit demselben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit so viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete sich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und sagte: Benvenuto mag den Ablass ohne Gefängniß haben, setzt das Rescript auf und so mag's gut seyn. Das geschah, der Papst unterzeichnete, auf dem Capitol ward es registriert und am bestimmten Tage ging ich, zwischen

zwey Edelleuten, ehrenvoll in der Procession, und erhielt vollkommenen Ablass.

Nach vier Tagen überfiel mich ein schreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Frost. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ sogleich die ersten Aerzte zusammen berufen. Darunter war Meister Franciscus von Norcia, ein sehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm was ich für die Ursache meines großen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut lassen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wär, möchten sie es noch thun. Meister Franciscus antwortete, es sey jetzt nicht Zeit Aber zu lassen, hätte man es damals gethan, so hätte mich nicht das mindeste Uebel befallen, jetzt müsse man einen andern Weg nehmen.

So fingen sie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie sie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend schlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel so groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man solle mich nur zufrieden stellen und mir geben was ich verlangte. Meister Franciscus sagte: So lange Athem in ihm ist, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann sich niemand vorstellen, was die Natur in einem jungen Mann dieser Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden sollte, wendet mir diese fünf Mittel, eines hinter dem
an:

andern an und ruft mich, ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte diesen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwey oder drey mal, zu mir, und jedesmal nahm er meine schönen Büchsen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen, und sagte beständig: Wie ist das so schön! wie ist das noch schöner! und so machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, so daß er mir zuletzt recht zur Last ward. Mit ihm kam auch ein gewisser Matthäus, ein Franzose, der eben auch auf meinen Tod recht sehnsüchtig zu hoffen schien, nicht weil er von mir etwas zu erwarten hatte, sondern wahrscheinlich, weil er Herrn Gaddi's Verlangen befriedigt zu sehen wünschte.

Indessen stand Felix, mein Geselle, mir auf alle Weise bei und that für mich, was ein Mensch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerst geschwächt und so herunter, daß mir kaum so viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu schöpfen. Doch war mein Kopf so stark, als in gesunden Tagen. Da ich nun so völlig bei mir war, kam ein schrecklicher Alter an mein Bett, der mich gewaltsam in seinen ungeheuren Rahn hineinreißen wollte, deswegen rief ich Felix: er sollte zu mir treten, und den abscheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: Fort, alter Verräther! du sollst mir mein Glück nicht rauben. Herr

Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, sagte: der arme Narr faselt, es wird nicht lange mehr währen. Matthäus der Franzose versetzte: Er hat den Dante gelesen, und für großer Schwäche phantastirt er. Darauf sagte er lachend: Fort du alter Schelm! laß unsern Benvenuto ungehandelt! Da ich sah, daß man über mich spottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und sagte: Wißt nur, lieber Herr, daß ich nicht phantastire, daß es mit dem Alten richtig ist, der mit so gar Lust fällt; Ihr thut besser, mit den leidigen Matthäus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Er. Gnaden mit die Ehre Ihres Besuchs erzeigt, so wünschte ich Ihr Kommt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euren übrigen trefflichen Männern, das sind Personen von anderer Lebensart und anderm Geist, als diese Bestie. Darauf sagte Herr Johannes im Scherz zu Matthäus: er solle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus diesem Scherz ward Ernst, denn er sah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Allegretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung; ich sprach ganz-vertraulich mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten weghagen. Herr Ludwig fragte mich: was ich denn sehe, und wie er gestaltet sey? Indesß ich ihn recht deutlich beschrieb, nahm mich der Alte beim Arme und riß mich in seinen schrecklichen Rohn. Kaum hatte ich ausgerebet, als ich in Ihn:

macht fiel; mir schien als wenn mich der Alte wirklich in den Rahn warfe!

In dieser Ohnmacht soll ich mich herum geworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgestoßen haben, als wenn er mich zu Veranlaß kam, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi sehr beschämt war. Als dann blieb ich, wie sie sagten, als ein Todter, und verharrte in solchem Zustande eine völlige Stunde. Als es ihnen dünkte, daß ich kalt würde, ließen sie mich für todt liegen, und als sie nach Hause kamen, erfuhr es Matthäus der Franzose, der schrieb sogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebsten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe sterben sehen. Auf diesen vermeinten Tod machte dieser treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonett, das ich an seinen Platz einrücken werde.

Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meister Franciscus nicht helfen wollten, und mein liebster Gellert sah, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hause des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn dringend: er möchte doch mitkommen, denn ich sey wahrscheinlich todt. Darauf sagte Meister Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn! wozu soll ich kommen? ist er todt, so schmerzt es mich mehr als dich, denkst du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H*** blasen kann, um ihn

wieder lebendig zu machen? Da er sah daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewisses Del, mir die Pulse und das Herz zu salben; dann, sagte er, sollten sie mir die kleinen Finger und Zehen recht fest halten; kam ich wieder zu mir, so möchten sie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun fast Tag war, und ihm alle Hoffnung verloren schien, machten sie sich dran, um mich zu waschen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir sobald als möglich den lästigen Alten wegzagen sollte. Felix wollte zu Meister Franzen laufen, da sagte ich ihm: er solle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache sich fort. Felix näherte sich, ich berührte ihn und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entfernte, deswegen hat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und sagte: er wolle mir auf alle Weise durchhelfen, er habe seine Tage in einem jungen Mann so viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu schreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaster, Waschwasser, Salben und andere unschätzbare Dinge; inzwischen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H***. Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferstandenen Todten zu sehen. Viele Männer von großer Bedeutung besuchten mich, in deren Gegenwart ich sagte: daß wenige Gold und meine Baarschaft — es konnte ungefähr an Gold und Silber,

Juwelen und Golde achthundert Scudi seyn — solle meiner armen Schwester in Florenz, Namens Liberata, hinterlassen bleiben; alle meine übrigen Sachen, sowohl Waffen, als was ich sonst besaß, sollten meinem armen Felix gehdren und noch funfzig Goldducaten, damit er sich kleiden kdne. Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte: er verlange nichts, als daß ich leben solle. Darauf sagte ich ihm, wenn du mich lebendig erhalten willst, so halte mich auf diese Weise fest und schilt auf den Alten da, der sich vor dir fürchtet. Da erschrafen einige von den Gegenwärtigen, denn sie sahen daß ich nicht phantasirte, sondern bei mir war und vernünftig sprach. So ging es mit meinem großen Uebel, das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier- oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf einmal erschien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber, als ein braver Mann, sich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wieder zu sehen, war mir der größte Trost, er begegnete mir auf's freundlichste und versicherte mich, er sey nur gekommen, mich selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich fast sichere Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns trübten Gernus? Wer unterdrückt
 Der Klagen Fluth bei so gerechtem Leide?
 Ach ist es wahr? warb unsers Lebens Weide
 So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
 Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
 Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
 Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O liebt man in den seligen Gefilden
 Noch Sterbliches, so blick' auf deinen Freund,
 Der nur sein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden
 Gieniehn unternahmst, mit weiser Hand,
 So wird von dir sein Antlitz dort erkannt.

Indessen war meine Schwachheit außerordentlich, und es schien nicht möglich sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verstümmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bei allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder herstellen lassen, so daß alle Aerzte fast verzweifelden, und nicht wußten, was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äußerst daran gelegen war mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traume zu mir.

Einem Tages war Felix ausgegangen; zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio meinem andern Diener geworden sey? und was das heiße, daß er sich nicht sehen lasse? Das Kind sagte mir, Cencio habe sich noch schlummer befunden als ich, und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helfen, und frisches Wasser in einem Kühleffel bringen, der eben da stand. Gleich lief sie und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließ, wollte ich ihr eine Tacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hätte mich gerne tot gesehen, da mit ihre Untreue verborgен bliebe, so ließ sie mich auf zweymal trinken so viel ich nur wollte, so daß ich wohl ein Maß Wasser verschluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen als Felix zurückkam und das Kind fragte was ich mache? Dieses antwortete: Ich weiß es nicht, Beatrix hat ihm den Kühleffel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken, ich weiß nicht ob er todt oder lebendig ist.

Da war der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz un-

barmherzig auf die Magd los und rief: Verrätherin! du hast mir ihn umgebracht! Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir der Alte käm' mit Stricken in der Hand und wolle mich binden, Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: Laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder.

Beatrice war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: Laß es gut seyn, vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jezt, da ich so außerordentlich geschwitzt habe, und kleidet mich schnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröstete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine große Besserung, wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müsse, wodurch ich auf einmal zu solcher Besserung hätte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernhadin angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut lassen wollte. Meister Franz der vortreffliche Mann, rief aus: O Gewalt der Natur! sie kennt ihre Bedürfnisse, und die Aerzte verstehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen, hätte er nur mehr als eine Flasche getrunken, so wäre er gleich völlig genesen. Meister

Franz, dem sein Alter ein großes Ansehen gab, versetzte: er wäre zum Henker gegangen, wohin ich euch wünsche. Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können; ich sagte nein! denn mein Durst sey völlig gestillt. Da wandte er sich zu Meister Bernhardenin und sagte: Sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und dasselbe forderte sie auch damals, als der junge Mann verlangte daß ihr ihm Blut lassen solltet, und hättet ihr wirklich eingesehen daß er mit zwey Maß Wasser zu curiren wäre, so hättet ihr es eher sagen, und großen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Arztelein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf sagte Meister Franz, man solle mich aus meiner Stube auf einen von den Römischen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Besserung hörte, ließ er mich in eine seiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen; es geschah noch selbigen Abend: ich saß in einem Tragsessel wohl versorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine Viertelelle lang; die Haare waren groß, und der Wurm abscheulich, gefleckt, mit verschiedenen Farben, grünen, schwarzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der versicherte, er habe so etwas nie gesehen. Dann sagte er zu Felix: Sorge für deinen Benvenuto, denn er ist genesen und nun laß

ihm weiter keine Unordnung zu; denn wenn ihm die eine durchhalf, so konnte die andere die ihm umbringen; war er doch schon so weit, daß man sich ihm die letzte Dethung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er, mit ein wenig Zeit und Geduld, sich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann. Darauf wandte er sich zu mir und sagte: Mein Bevenuto, sey klug und halte dich ordentlich, und wenn du wieder völlig genesen bist, sollst du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir zu Liebe immer anbeten will. Die versprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen lassen? Er sagte, daß ich erst ein wenig stärker werden müsse; man werde sehen, was die Natur thue.

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er genesen, reist nach Florenz, mit Felix, um der vaterländischen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern, durch den Einfluß seiner Feinde, sehr gegen sich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält sich fleißig an sein Geschäft. — Heuriges Lustzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hause kehrt. — Seine Meinung darsüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papst vernimmt, daß Carl V. nach seinem glücklichen Anse gegen Tunis, nach Rom kommen werde, schickt nach unserm Autor, ein kostbares Werk, zum Geschenke für Ihre Kaiserliche Majestät zu bestellen.

Acht Tage waren vorbei, und die Besserung so unmerklich, daß ich anfing, mir selbst zur Last zu werden, denn ich hatte wohl dreyßig Tage die große Noth ausgestanden; endlich entschloß ich mich, miethete ein paar Tragsessel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz, in das Haus meiner Schwester tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu besuchen, unter andern Peter Landi, der beste und liebste den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewisser Nicolo da Monte Aguto, auch mein großer Freund, und

erzählte, er habe den Herzog sagen hören: Er hätte besser gethan zu sterben, denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun hab' ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer sich vor Bangigkeit war: Meister Nicolo erinnert Seine Excellenz, daß Papst Clemens mich auch einmal übereilt bestrafen wollte; er solle mich beobachten lassen, und wenn ich gesund bin, wollte ich ihm zeigen, daß er nicht viel so treue Diener hat; irgend ein Feind hat mir bei ihm diesen Dienst geleistet.

Dieser Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Basellai (Basari) Maler von Arezzo. Wahrscheinlich verläumdete er mich aus Dank für die Wohlthaten die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberste zu unterst. Er hatte so einen gewissen trocknen Ausschlag, und seine Hände waren immer gewohnt zu fragen, da schlief er mit einem guten Knaben den ich hatte, der sich Manno nannte, er glaubte sich zu fragen und hatte mit seinen schmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abschnitt, seinem armen Schlafgesellen das ganze Bein abgeschunden. Manno ging aus meinen Diensten und schwur ihn todt zu schlagen, ich aber suchte die Sache beizulegen. So versöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weise. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Excellenz übel

Gesprochen habe; ich hätte mich vermessen, in Verbindung mit den Ausgewanderten, zuerst die Mauer von Florenz zu ersteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der sich an mir wegen des Verdrusses über die Münze rächen wollte, den ex nach meiner Abreise von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld und fürchtete mich auch nicht im geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Barchi sorgte für meine Gesundheit; ihn hatte mein liebster Freund Lucas Martini zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bei mir zubrachte.

Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Palast Medicis, auf die Terrasse tragen, und setzte mich, um zu warten bis der Herzog vorbeiging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten sich, daß ich ohne meine Genesung abzuwarten mich dem Herzog vorstellen wollte. Alle verwunderten sich nicht sowohl, weil sie mich für todt gehalten hatten, sondern weil ich wie ein Todter aussah. Da sprach ich in aller Gegenwart: Es hat mich ein nichtswürdiger Mensch beim Herzog verläumdet, als wenn ich übel von Sei-

mer Excellenz gesprochen, und mich vernehmen hätte, zuerst ihre Mauern zu übersteigen. Nun kann ich nicht leben noch sterben, ehe ich diese Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräther ist.

Inzwischen hatten sich mehrere Edelleute versammelt, die mir alle großen Antheil bezeugten; der eine sagte dieß, der andere jenes, und ich versetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwischen sie alle Meister Augustin, der Schneider des Herzogs, hinein und sagte, wenn du weiter nichts wissen willst, das kannst du bald erfahren. In demselben Augenblick ging Meister Georg, der obbenannte Mahler, vorbei, da sagte Augustin: Hier ist dein Ankläger, nun magst du dich weiter erkundigen. Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr sey? Dieser läugnete die ganze Sache. Augustin aber versetzte: Du Galgenschwengel, weißt du nicht wie genau ich davon unterrichtet bin? Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf seinem Läugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterstützen, und er blieb stehen. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Zustande nur gekommen sey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog sah mich an, und war verwundert mich lebendig zu sehen; dann sagte er, ich sollte redlich und brav seyn und an meine Gesundheit denken.

Da ich nach Hause kam, besuchte mich Nicolo da Monte Aguto und sagte mir: ich sey für diesmal einer der größten und denklichsten Gefahren entgangen, er habe mein Unglück mit unaussprechlicher Dinte geschrieben gesehen, ich sollte nur suchen bald gesund zu werden und alsdenn mit Gott mich davon machen; denn es gedente mir's ein Mann, der nicht leicht vergesse. Dann sagte er: Bedenk' nur, was du dem Octavio Medicis für Verdruß gemacht hast! Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geschichte von der Münze, worauf er mir sagte: Gehe mit Gott so geschwind als du kannst, und sey nur ruhig, denn geschwinder als du denkst, wirst du dich gerochen sehen. Ich sorgte für meine Gesundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters wie er sich in verschiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog, oder sonst jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und hatte schon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das schönste Werk das mir jemals in dieser Art gelungen war. Da kam wenigstens alle Tage einmal ein gewisser alberner Mensch, Franciscus Soderini, ein Florentinischer Emigrirter, zu mir und sagte, da er meine Arbeit sah: Grausamer! so willst du uns doch

den rasenden Tyrannen unsterblich machen! an deiner vortrefflichen Arbeit sieht man wohl, daß du unser grimmiger Feind und eben so sehr Freund von jenem bist. Hat dich der Papst und er nicht zweymal ungerecht wollen aufhängen lassen? Jenes war der Vater, das ist der Sohn, nimm dich nun vor'm heiligen Geist in Acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander sey der Sohn vom Papst Clemens. Dabei schwur Herr Francesco: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel und die Medaillen entwenden. Ich sagte ihm drauf: es wäre gut daß ich es wüßte, ich wollte mich vor ihm schon in Acht nehmen und er solle sie nicht wieder sehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenzinen an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Nicolo da Monte Uguto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir: er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenzin gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle sobald als möglich die Rückseite liefern. Doch riet mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung vollenden, und wenn ich fertig sey, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd,

der

der zwar nichts von meiner Kunst verstand, weil wir aber Tag und Nacht beisammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meister gehalten wurde. Er war sehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er sich erworben hatte. Besonders scherzte er manchmal mit einer Anspielung auf seinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß sein Gewinn gering seyn würde, wenn ich ihn nicht zu einem so großen Gewinner gemacht hätte. Ich sagte ihm darauf: es gäbe zwey Arten zu gewinnen, einmal für sich und dann für andere; an ihm hätte ich die zweyte Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf diese Weise unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feste Epiphania (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel schoß und wieder sehr krank hätte werden können, weil sich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus den Gräben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Wasser füllte und mir bei der großen Kälte der Fuß erstarrt war, wenn ich nicht sogleich den Stiefel mit Entenflammen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war schon Nacht; und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hinsahen, riefen wir beide zugleich aus: Gott im Himmel! was ist das für ein Zeichen, das über Florenz steht? Es war wie ein

großer Feuerball, der funkelte und den stärksten Glanz von sich gab. Ich sagte zu Felix: Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen ist. So kamen wir nach Rom in kühler Nacht, ich stürzte noch über und über mit dem Pferde, das sehr brav war, und einen Schutthaufen hinauffprang den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir, durch Gottes Hilfe, keinen Schaden, speiste Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unsern Jagdstücken, besonders auch von dem Feuerhahn, gesprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? worauf ich sagte: Wir werden schon was Neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend spät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten sich, wie wahr ich gesprochen hatte. Da kam auf einem Maulthiere, mit Hochsprüngen, Franciscus Soderini herbeigehüpft, lachte unterwegs wie ein Narr und rief: Da hast du die Mücke zur Reballe des schändlichen Tyrannen; Florenz hat sein Wort gehalten. Du wolltest die Herzoge verzwiegen, wir wollten keine Herzoge mehr; und so trugst er mir spöttisch, als wenn ich ein Haupt der Sieben gewesen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewisser Baccio Bottini dazu, der einen garstigen dicken Kopf, wie ein Ferkel, hatte, und mich aufziehen wollte. Haben wir sie doch entherzogen! rief er; wir wollen keine Herzoge mehr und du wolltest sie unsterblich machen!

Diese und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt lästig, und ich sagte: O, ihr albernen Menschen! Ich bin ein armer Goldschmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Parthei wär'. Wollte ich euch Ausgewanderten jetzt eure ehemalige Unersättlichkeit, eure Narheiten und euer ungeschicktes Betragen vorwerfen, so hätte ich viel zu thun. Aber so viel sollt ihr, bei eurem albernen Lachen, nur wissen, ehe zwei, oder höchstens drey Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der viel schlimmer ist als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkstatt und sagte: Wahrheit du brauchst kein Geld für Courtiers auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe sie geschehen; was für ein Geist offenbart dir das? Dann sagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden sey; doch nur unter gewissen Bedingungen, die ihn abhalten würden nach Belieben zu schalten und zu walten. Da kam nun die Reihe, über sie zu lachen, an mich; wobei ich sagte: Die Florentinischen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben; sie haben ihm die Sporen selbst angeschuallt und ihm den Zaum frei in die Hand gegeben; dann haben sie ihn in das schönste Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen sind, und haben ihm dabei gesagt, er möchte nur gewisse bestimmte Gränzen nicht überschreiten. Nun sagt mir,

wer will ihn halten wenn er Lust hat darüber hinaus zu gehen? Kann man dem Geseße geben, den man so zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen sie mich in Ruh, ich war ihr verdrießlich Geschwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkstatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit, die noch nicht ganz befestigt war.

Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er für ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielt Sr. Majestät ein goldenes Kreuz, mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewissermaßen schon fertig hatte; dadurch würden mir Ihre Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen, denn drey runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren die ich für den Kelch des Papst Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles Uebrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde, und andere sehr schöne Zierrathen. Der Papst war alles sehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden sollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papst hatte Herrn Latino Zubenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens

das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzubringen, und so zerstörte er alles was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Dünkel: Uns gehört die Erfindung, und ihr müßt immerhin ausführen; ehe ich gestern Abend vom Papste wegging, haben wir uns Besseres ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und versetzte: Weder ihr noch der Papst könnt was Besseres erdenken, als wo Christus und sein Kreuz gegenwärtig ist. So sagt denn aber euer höfisches Geträttsch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und suchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papst ließ sich aber darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte; sie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemahlt sey, dem Kaiser zum Geschenk bestimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zwey tausend Scudi gekostet, man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geschenk das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sey, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geziert, sie mochten ungefähr sechstausend

Gemüth werth seyn. Ich erhielt sie und das Geld, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erschien das Werk schon von solcher Schönheit, daß der Papst sich verwunderte und mir außerordentliche Gnust bezeugte. Besonders war ausgemacht, daß die Werke, der Tabernakel, mir nicht zu nahe kommen sollte.

S i e b e n t e s C a p i t e l .

Kaiser Carl V hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieser Fürst dem Papste schenkt. — Herr Dufosse und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beauftragt, die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwei türkische Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm vertraulich bespricht. — Ihm wird aufgegeben den Römern zu sagen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Finenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verdacht einzumischen, der, als er sich verabschiedet hat, nach Frankreich zu gehen den Entschluß faßt. — Wunderbare Geschichte seines Knaben Ascanio.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbauet hatte. Die Bracht seines Einzuges müßten andere beschreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bei seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen vortrefflichen Diamanten, den er für zwölftausend Scudi gekauft hatte. Der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maß des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte, doch wollte er erst das Stechen sehen, und wie wohl ich damit sey? Als ich e. brachte, war der Papst sehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl

für eine gültige Entschuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiser unvollendet überreichen müsse? Ich versetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihre Majestät, wenn sie mich so blaß und mager sähen, würden diese Entschuldigung wohl gelten lassen. Darauf versetzte der Papst, das sey ganz recht, ich sollte aber wenn ich dem Kaiser das Geschenk brächte, hinzusetzen, der Papst mache Ihre Majestät ein Geschenk mit mir selbst, und darauf sagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken sollte. Ich wiederholte sie ihm sogleich und fragte: ob es so recht sey? Er versetzte, das wäre wohl gut und schön, wenn du auch das Herz hättest, dich vor einem Kaiser so auszudrücken. Darauf antwortete ich, es solle mir nicht an Muth fehlen noch viel mehrers zu sagen, denn der Kaiser sey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben mit einem Menschen von meiner Art zu reden, aber so gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihrer Heiligkeit spräch, in der ich eine höhere Gottheit erblicke, sowohl wegen der Würde der geistlichen Kleidung und Zierde, als wegen des schönen Alters Er. Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit gesetzt würde, als die Gegenwart des Kaisers jemals über mich vermöchte. Darauf sagte der Papst: Gehe mein Willkommen, du bist ein tüchtiger Mann, mach uns Ehre, und es soll dir fruchten.

Der Papst bestimmte noch zwey Türkische Pferde für

den Kaiser, die seinem Vorfahren Clemens gehört hatten, keine schauern waren jemals in die Christenheit gekommen. Er gab Durante, seinem Kämmerer, den Auftrag, er solle sie hinunter in die Galerie des Papstes führen, und sie dort dem Kaiser verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu sagen hatte. Wir gingen zusammen hinunter, und als wir vor den Kaiser kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit solcher Majestät und Geschick durch die Zimmer schritten, daß der Kaiser und jederman darüber erstaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeschicktesten Manieren, und verwickelte sich mit gewissen Brescianischen Redensarten die Zunge dergestalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch sehen können, und der Kaiser einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwischen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich merkte daß der Kaiser auf die gefälligste Weise sich nach mir umsah, trat ich hervor und sagte: Geheiligte Majestät, unser heiligster Paul läßt dieses Brevier Eurer Majestät überreichen, es ist geschrieben und gemahlt von der Hand des größten Mannes, der jemals diese Kunst getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelsteinen ist, wegen meiner Krankheit, unvollendet, deswegen übergibt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Eurer Majestät vollende, wie alles Uebrige was sie sonst zu befehlen

haben indeßte, und ihr diene, so lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiser: Das Buch ist mir angenehm und ihr seyd es auch; aber ihr sollt es mir in Rom vollenden. Ist es fertig und seyd ihr geheilt, so kommt und bringt mir's. Zudem er nun weiter mit mir sprach, nannte er mich bei'm Namen, worüber ich mich sehr verwunderte: denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er sagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials gesehen, worauf ich für Papp Clements so wunderwürdige Figuren gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe Stunde von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegenständen uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre widerfahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: Man zahle sogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto; und der, der sie hinauftrug, fragte, wo der Diener des Papstes sey, der mit dem Kaiser gesprochen habe? Da zeigte sich Herr Durante, und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber bei'm Papste, der mir sagte ich sollte ruhig seyn! Er wisse, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe, und von dem Gelde solle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkstatt zurück, und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da

schickte mir der Papst die vier ersten Juwelier von Rom zu, denn man hatte ihm gesagt der Stein sey durch den ersten Goldschmied der Welt, Meister Milano Larghetta in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig hart sey, so müsse man beim Fassen mit vieler Vorsicht zu Werke gehn. Unter diesen vier Meistern war ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebildete Bestie. Was er am wenigsten verstand, glaubte er eben am besten zu verstehen. Die übrigen waren bescheidene und geschickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen andern an zu reden und sagte: Bleibe ja bei der Folie des Milano, denn vor der mußt du die Mäße abnehmen. Beim Fassen ist es die größte Kunst die rechte Folie zu finden. Milano ist der größte Juwelier, und das ist der geführteste Diamant.

Darauf versetzte ich: Desto größer ist die Ehre, in einer solchen Kunst mit einem so trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meistern, und sagte: Seht! Hier versahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige selbst versuchen, und sehen, ob ich sie besser machen kann. Gelingt es mir nicht, so will ich diese unterlegen. Nun, sagte Cajo, wenn dir das geräth, so will ich gern selbst die Mäße abziehen.

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verschiedene Follen zu machen, deren Bereitung ich auch an einem andern Orte lehren will. Gewiß ist es, dieser Diamant

war der bedenklichste, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, schärfte die Werkzeuge meines Verstandes und erreichte jene nicht nur, sondern übertraf sie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus mich selbst zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege, noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldschmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf sagte Raphael del Moro, der geschickteste unter ihnen: Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen! Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, so rief er: Der Stein ist zweytausend Ducaten mehr werth als vorher! Nun versetzte ich: Da ich einen solchen Meister übertroffen habe, laßt sehen, ob ich mich selbst übertreffen kann. Darauf bat ich, sie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und schob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: So etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen, der Stein ist jetzt mehr als achtzehntausend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftausend geschätzt hatten. Die andern Goldschmiede sagten darauf: Benvenuto ist die Ehre unserer Kunst, und wir müssen vor ihm und seinen Folien die Mühe wohl abnehmen. Cajo sagte: Jetzt will ich gleich zum Papste gehen, er soll

tausend Goldgulden für die Fassung zahlen. Auch lief er wirklich sogleich hin und erzählte alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages dreyimal, ob der Ring nicht fertig wäre?

Um drey und zwanzig trug ich den Ring hinauf und, weil ich freien Eintritt hatte, so hub ich den Vorhang an der Thüre bescheiden auf. Ich sah den Papst mit dem Marchese del Guasto sprechen, sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu seyn, und ich hörte den Papst sagen: Es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, sonst hab' ich nichts zu thun. Ich zog mich sogleich zurück; der Papst rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamant überreichte, zog er mich ein wenig bei Seite und der Marchese entfernte sich. Zudem der Papst den Diamant ansah, sagte er leise: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, so lange der Marchese im Zimmer ist. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bei dieser Gelegenheit zeigen konnte, und ich fing nun an dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamant die schöne Folie zu geben.

Der Marchese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Discurs ein solches Thema, daß ich drey ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen

wer will ihn halten wenn er Lust hat darüber hinaus zu gehen? Kann man dem Gesehe geben, den man so zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen sie mich in Ruh, ich war ihr verdrießlich Geschwäge losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkstatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit, die noch nicht ganz befestigt war.

Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er für ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielt Sr. Majestät ein goldenes Kreuz, mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewissermaßen schon fertig hätte; dadurch würden mir Ihre Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen, denn drey runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren die ich für den Kelch des Papst Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles Uebrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde, und andere sehr schöne Zierrathen. Der Papst war alles sehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden sollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papst hatte Herrn Latino Zubenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens

das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzudringen, und so zerstörte er alles was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Duktel: Uns gehört die Erfindung, und ihr müßt immerhin ausführen; ehe ich gestern Abend vom Papste wegging, haben wir uns Besseres ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und versetzte: Weder ihr noch der Papst könnt was Besseres erdenken, als wo Christus und sein Kreuz gegenwärtig ist. So sagt denn aber euer hßfisches Geträttsch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und suchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papst ließ sich aber darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte; sie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemahlt sey, dem Kaiser zum Geschenk bestimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zwey tausend Scudi gekostet, man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geschenk das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sey, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geziert, sie mochten ungefähr sechstausend

Geldi werth seyn. Ich erhielt sie nach dem Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erschien das Werk schon von solcher Schönheit, daß der Papst sich verwunderte und mir außerordentliche Gnust bezeugte. Besonders war ausgemacht, daß die Bestie, der Jardenal, mir nicht zu nahe kommen sollte.

S i e b e n t e s C a p i t e l .

Kaiser Carl V hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieser Fürst dem Papste schenkt. — Herr Durantio und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beauftragt, die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwei Larische Pferde und ein Gebetsbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm freundschaftlich befreit. — Ihm wird aufgegeben den Römern zu sagen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Junenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Wessaffen einzunehmen, der, als er sich verabschiedet hält, nach Frankreich zu gehen den Entschluß faßt. — Wunderbare Geschichte seines Knaben Ascanio.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht seines Einzuges indogen andere beschreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bei seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen vortrefflichen Diamanten, den er für zwölftausend Scudi gekauft hatte. Der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maß des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte, doch wollte er erst das Häufelchen sehen, und wie wohl ich damit sey? Als ich e. brachte, war der Papst sehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl

für eine gültige Entschuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiser unvollendet überreichen müsse? Ich versetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihre Majestät, wenn sie mich so blaß und mager sähen, würden diese Entschuldigung wohl gelten lassen. Darauf versetzte der Papst, das sey ganz recht, ich sollte aber wenn ich dem Kaiser das Geschenk brächte, hinzusetzen, der Papst mache Ihre Majestät ein Geschenk mit mir selbst, und darauf sagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken sollte. Ich wiederholte sie ihm sogleich und fragte: ob es so recht sey? Er versetzte, das wäre wohl gut und schön, wenn du auch das Herz hättest, dich vor einen Kaiser so auszudrücken. Darauf antwortete ich, es solle mir nicht an Muth fehlen noch viel mehrers zu sagen, denn der Kaiser sey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben mit einem Menschen von meiner Art zu reden, aber so gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihrer Heiligkeit spräch, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, sowohl wegen der Würde der geistlichen Kleidung und Zierde, als wegen des schönen Alters Er. Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit gesetzt würde, als die Gegenwart des Kaisers jemals über mich vermöchte. Darauf sagte der Papst: Gehe mein Benvenuto, du bist ein tüchtiger Mann, mach uns Ehre, und es soll dir fruchten.

Der Papst bestimmte noch zwey Türkische Pferde für

den Kaiser, die seinem Vorfahren Clemens gehört hatten, keine schöneren waren jemals in die Christenheit gekommen. Er gab Durante, seinem Kämmerer, den Auftrag, er solle sie hinunter in die Galerie des Papstes führen, und sie dort dem Kaiser verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu sagen hatte. Wir gingen zusammen hinunter, und als wir vor den Kaiser kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit solcher Majestät und Geschick durch die Zimmer schritten, daß der Kaiser und jederman darüber erstaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeschicktesten Manieren, und verwickelte sich mit gewissen Brescianischen Redensarten die Zunge dergestalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch sehen können, und der Kaiser einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwischen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich merkte daß der Kaiser auf die gefälligste Weise sich nach mir umsah, trat ich hervor und sagte: Heiligste Majestät, unser heiligster Paul läßt dieses Brevier Eurer Majestät überreichen, es ist geschrieben und gemahlt von der Hand des größten Mannes, der jemals diese Kunst getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelsteinen ist, wegen meiner Krankheit, unvollendet, deswegen übergibt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Eurer Majestät vollende, wie alles Uebrige was sie sonst zu befehlen

haben möchte, und ihr diene, so lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiser: Das Buch ist mir angenehm und ihr seyd es auch; aber ihr sollt es mir in Rom vollenden. Ist es fertig und seyd ihr geheilt, so kommt und bringt mir's. Indem er nun weiter mit mir sprach, nannte er mich bei'm Namen, worüber ich mich sehr wunderte: denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er sagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials gesehen, worauf ich für Papp Clements so wundernswürdige Figuren gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe Stunde von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegenständen uns unterhaltend; und da mir weit größte Ehre widerfahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: Man zahle sogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto; und der, der sie hinauftrug, fragte, wo der Diener des Papstes sey, der mit dem Kaiser gesprochen habe? Da setzte sich Herr Durante, und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber bei'm Papste, der mir sagte ich sollte ruhig seyn! Er wisse, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe, und von dem Gelde solle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkstatt zurück, und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da

schickte mir der Papst die vier ersten Juwelier von Rom zu, denn man hatte ihm gesagt der Stein sey durch den ersten Goldschmied der Welt, Meister Milano Larghotta in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig hart sey, so müsse man beim Fassen mit vieler Vorsicht zu Werke gehn. Unter diesen vier Meistern war ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebildete Bestie. Was er am wenigsten verstand, glaubte er eben am besten zu verstehen. Die übrigen waren bescheidene und geschickte Leute. So sang denn auch der Cajo vor allen andern an zu reden und sagte: Bleibe ja bei der Folie des Milano, denn vor der mußt du die Krüge abnehmen. Beim Fassen ist es die größte Kunst die rechte Folie zu finden. Milano ist der größte Juwelier, und das ist der gefährlichste Diamant.

Darauf versetzte ich: Desto größer ist die Ehre, in einer solchen Kunst mit einem so trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meistern, und sagte: Seht! Hier verwahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige selbst versuchen, und sehen, ob ich sie besser machen kann. Gelingt es mir nicht, so will ich diese unterlegen. Nun, sagte Cajo, wenn dir das geräth, so will ich gern selbst die Krüge abziehen.

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verschiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich auch an einem andern Orte lehren will. Gewiß ist es, dieser Diamant

war der bedenklichste, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, schärfte die Werkzeuge meines Verstandes und erreichte jene nicht nur, sondern übertraf sie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus mich selbst zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege, noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldschmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf sagte Raphael del Moro, der geschickteste unter ihnen: Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen! Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, so rief er: Der Stein ist zweytausend Ducaten mehr werth als vorher! Nun versetzte ich: Da ich einen solchen Meister übertroffen habe, laßt sehen, ob ich mich selbst übertreffen kann. Darauf bat ich, sie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und schob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: So etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen, der Stein ist jetzt mehr als achtzehntausend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftausend geschätzt hatten. Die andern Goldschmiede sagten darauf: Benvenuto ist die Ehre unserer Kunst, und wir müssen vor ihm und seinen Folien die Mühe wohl abnehmen. Cajo agte: Jetzt will ich gleich zum Papste gehen, er soll

tausend Goldgulden für die Fassung zahlen. Auch lief er wirklich sogleich hin und erzählte alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages drey mal, ob der Ring nicht fertig wäre?

Um drey und zwanzig trug ich den Ring hinauf und, weil ich freien Eintritt hatte, so hub ich den Vorhang an der Thüre bescheiden auf. Ich sah den Papst mit dem Marchese del Guasto sprechen, sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu seyn, und ich hörte den Papst sagen: Es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, sonst hab' ich nichts zu thun. Ich zog mich sogleich zurück; der Papst rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamant überreichte, zog er mich ein wenig bei Seite und der Marchese entfernte sich. Indem der Papst den Diamant ansah, sagte er leise: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, so lange der Marchese im Zimmer ist. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bei dieser Gelegenheit zeigen konnte, und ich fing nun an dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamant die schöne Folie zu geben.

Der Marchese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Discurs ein solches Thema, daß ich drey ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen

zu und schien die unangenehme Gegenwart des Marschese zu vergessen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philosophie gemischt, der zu dieser Kunst nöthig ist, und hatte so beinahe eine Stunde gesprochen; endlich fing es an den Marschese zu verdrießen, und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papst die vertrautesten Liebkosungen und sagte: Sey nur fleißig, Benvenuto, ich will dich anders belohnen als mit den tausend Gulden, die mit Esajo vorgeschlagen hatte.

Als ich weg war, lobte mich der Papst vor seinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale sich befand. Der war nun mein abgesagter Feind geworden und suchte mir auf alle mögliche Weise zu schaden. Als er sah, daß der Papst mit so vieler Reigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: Es ist kein Zweifel, Benvenuto ist ein Mann von außerordentlichen Talenten und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landesleuten vorthellhaft denkt, nur sollte er auch wissen wie man von einem Papste spricht; denn es ist doch unvorsichtig, wenn er sagt: Clemens sey der schönste Pöps gewesen, und dabei der windigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bei Eurer Heiligkeit sey es ganz umgekehrt, die Krone scheine sich auf Ihrem Haupte zu betruben, man glaube nur einen gekleideten Strohhalm zu sehen und nur Ihr gutes Glück sey zu rühmen. Diese Worte brachte er mit einer so ungeszwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung thaten, und der

Papst ihnen Glauben beimaß, da ich sie doch weder jemals gesagt, noch auch irgend so etwas gedacht hätte. Wäre es dem Papste möglich gewesen mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeigen, so hätte er es wohl gethan; aber als ein Mann von großem Geiste schien er darüber zu lachen. Dessen ungeachtet behielt er einen unverföhllichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da sah ich nun, als einer der an diesem Hofe viele Jahre gelebt hatte wohl ein, daß mir jemand einen schlechten Dienst geleistet habe. Ich erkundigte mich auf geschickte Weise darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorstellen, wer es gewesen seyn könnte; hätte ich es gewußt, so hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaße zugemessen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papst, der, als er es erblickte, sich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir versprochen, hinsbringen lassen. Er versetzte: ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun was ihm gefiele. Und so befahl er, ich sollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, so viel hatte ich ungefähr in zwey Monaten verdient, und alles Uebrige, was er mir versprochen hatte, war zu nichts. Man rechnete den Ring für hundert und fünfzig Gulden, das Uebrige

war für das Büchelchen, woran ich mehr als tausend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerst reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben was ich haben konnte, und setzte mir vor, mit Gott, Rom zu verlassen. Der Papst schickte Herrn Sforza, einen seiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiser, der es sehr lobte und äußerst zufrieden war, auch sogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man schon abgerichtet hatte, versetzte: wegen meiner Krankheit sey ich nicht selbst gekommen; das erfuhr ich alles wieder.

Achtes Capitel.

Der Autor zieht mit Ascanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er sich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Dieser setzt bald seine Reise fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr schiffte er über den Wallenstädter See. — Er besucht Genf, auf seinem Wege nach Lyon, und nachdem er sich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indessen machte ich Anstalt nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reise wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Mensch Namens Ascanio gewesen, der sich schon eine Zeit lang in meinen Diensten befand. Er war sehr jung und der beste Diener von der Welt. Er hatte vorher bei einem gewissen Spanischen Goldschmied Namens Francesco gedient, und ich sagte ihm mehr als einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit seinem Meister nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es so lange, bis mir sein Meister selbst ein Billet schrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir, und war mager und eingefallen, wir nannten ihn nur unser Mädchen, und man hätte wirklich denken sollen, daß er alt sey, denn er diente für-

trefflich, war so vernünftig und kaum schien es möglich, daß jemand im dreizehnten Jahre so viel Verstand haben könnte. In kurzer Zeit hatte sich der Knabe wieder erholt, und indem sein Körper zunahm, ward er der schönste Jüngling von Rom, und neben seinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunst fürtrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch so in der Kleidung. Als der Knabe sich wieder hergestellt sah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft seinem Meister zu danken, der sich in dieser Sache hatte so willig finden lassen. Nun hatte der Meister eine schöne junge Frau, die sagte zum Knaben: Wie bist du nun so schön geworden? Darauf antwortete Ascanio: Es ist mein Meister der mich schön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da sie es mit ihrem guten Rufe gar nicht genau nahm, mochte sie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an sich locken, die eben nicht die ehrbarsten waren, und ich merkte wohl, daß er anfang, mehr als gewöhnlich seine ehemalige Meisterin zu besuchen.

Nun begab sich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrlinge ohne Ursache geschlagen hatte, der sich, als ich nach Hause kam, darüber beklagte und versicherte, Ascanio habe nicht die mindeste Ursache dazu gehabt. Darauf sagte ich zu diesem: ~~W~~ oder ohne Ursache sollst du niemand in meinem Hause schlagen, oder du

sollst sehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her, und versetzte ihm mit Fäusten und Füßen so raube Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen mußte, floh er ohne Jacke und Mütze aus der Werkstatt, und ich wußte zwei Tage nicht wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein Spanischer Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalste Mann war den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, so daß er mein großer Freund war. Er sagte mir: Ascanio sey zu seinem alten Meister zurückgekehrt, und ich möchte doch so gut seyn, ihm seine Mütze und Weste wieder zu geben. Ich antwortete: Meister Francesco habe sich übel betragen, und es sey dieses die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Ascanio sich in seinem Hause befinde, so hätte ich ihm gern den Abschied gegeben, da er ihn aber zwei Tage im Hause gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, so würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bleibe, und sie sollten es nur nicht darauf ankommen lassen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego und Francesco spottete nur darüber.

Den andern Morgen sah ich Ascanio, der an der Seite seines Meisters einige Kappalien arbeitete; er grüßte mich, da ich vorbeiging, der Meister aber schien mich

beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego sagen: wenn mir's beliebte, so möchte ich Ascanio die Kleider schicken die ich ihm geschenkt hätte, thät ich's auch nicht, so hätte es nichts zu sagen, Ascanio solle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und sagte: Mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtschaffnern Mann gekannt als euch, und davon ist der nichtswürdige Francesco gerade das Gegentheil; sagt ihm von meinerwegen, daß wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Ascanio hierher in meine Werkstatt bringt, so ermorde ich ihn ohne Umstände, und dem Ascanio sagt: wenn er nicht in der bestimmten Stunde von seinem Meister weggeht, so soll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umständlich aus was ich gesagt hatte, und Francesco erschraf dergestalt, daß er nicht wußte was er thun solle. Inzwischen hatte Ascanio seinen Vater aufgesucht, der nach Rom gekommen war, der, nachdem er den Handel erfuhr, dem Francesco gleichfalls rieth, den Ascanio zu mir zu führen. Darauf sagte Francesco: So gehe denn nur, Ascanio! dein Vater mag dich begleiten. Darauf versetzte Don Diego: Francesco, ich befürchte irgend ein großes Unglück. Du kennst Benvenuto besser als ich, führe ihn sicher zurück, ich gehe mit dir. Indessen hatte ich mich zu Hause vorbereitet, ging in meiner Werkstatt auf und ab, und erwartete

tete den Schlag der Abendglocke, völlig entschlossen die fürchterlichste Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesco, Ascanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich sah sie alle mit einem fürchterlichen Blick an. Francesco, ganz blaß, sagte: Siehe, hier ist Ascanio, den ich bisher bei mir gehabt habe, ohne daß es meine Absicht war, dir Mißvergnügen zu machen. Ascanio sagte voll Ehrfurcht: Meister! verzeiht mir, ich bin hier, alles zu thun was ihr befiehlt. Darauf versetzte ich: Bist du gekommen, deine versprochene Zeit bei mir auszuhalten? Ja, sagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrpurschen, den er geschlagen hatte das Bündel Kleider zu holen; hier ist, sagte ich zu Ascanio, was ich dir geschenkt hatte, nimm zugleich deine Freiheit und gehe wohin du willst. Don Diego, der ganz etwas anderes erwartete, stand verwundert, indessen bat mich Ascanio, ich möchte ihm verzeihen, und ihn wieder nehmen; das Gleiche that der fremde Mann, der dabei stand. Ich fragte ihn, wer er sey, er sagte, daß er der Vater wär', und fuhr zu bitten fort; endlich versetzte ich: Aus Liebe zu euch mag's geschehen.

Nun hatte ich mich, wie schon oben erwähnt ist, entschlossen nach Frankreich zu gehen. Da der Papst mich nicht, wie sonst, mit günstigen Augen ansah, durch böse Zungen mein gutes Verhältniß gestört worden

aber entschloß mich, so viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein solcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach Venezianischer Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es schien mir die schönste Arbeit die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunst betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwey Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen, nun aber sah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweyhundert brauchen würde, und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er sagen sollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückseite einen Pegasus, innerhalb eines Myrtenkranzes abbilden sollte. Das that ich in drey Stunden und die Arbeit sah sehr gefällig aus. Er war äußerst zufrieden und sagte: Das Pferd scheint mir zehnmal schwerer zu machen, als das Köpfchen mit dem ihr euch so sehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einsehen. Dann bat er mich, ich solle ihm doch noch den Stempel schneiden. Ich weiß, sagte er, ihr macht das so geschwind, als ihr nur wollt. Dagegen versetzte ich, daß ich sie hier nicht machen könne, sobald ich aber irgendwo eine Werkstatt errichtete, sollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drey Pferde gehandelt, er aber ließ alle meine Schritte beobachten, denn er stand zu Padua in dem größten Ansehn. Als ich nun

die Pferde bezahlen wollte, die man mir um funfzig Ducaten überlassen hatte, sagte der Befizer: Trefflicher Mann! ich verehere euch diese drey Pferde. Darauf antwortete ich: Du verehrst sie mir nicht, und von dem, der sie mir verehrt, darf ich sie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leisten können. Darauf sagte der gute Mann: Wenn ihr diese Pferde nicht nehmt, so wird man euch gewiß in Padua keine andern geben, und ihr würdet genöthigt seyn zu Fuße wegzugehn. Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wissen wollte, und mich außs freundlichste ersuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weise fort wollte, war genöthigt die Pferde anzunehmen, und so reiste ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubünden, denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht sicher. Wir kamen über den Berg Alba und Merlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es schon der achte May war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenseit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenstatt hieß, und nahmen Quartier daselbst. Die Nacht kam ein Florentinischer Courier zu uns, der sich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in seiner Profession sehr tüchtig sey; ich wußte aber nicht daß er durch seine Schelmstreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirthshause ers

blickte, nannte er mich bei'm Namen und sagte zu mir: er gehe in wichtigen Geschäften nach Lyon, ich solle ihm Geld zur Reise borgen. Darauf antwortete ich: Zum Verborgen habe ich kein Geld, wenn ihr aber mit mir in Gesellschaft kommen wollt, so werde ich bis Lyon für euch bezahlen. Darauf weinte der Schelm, verstellte sich auf's beste und sagte: daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Courier das Geld ausgehe, unser einer verbunden sey ihm zu helfen. Ferner setzte er hinzu: daß er die wichtigsten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei sich habe, zeigte mir eine lederne Kapsel eines Bechers und sagte mir in's Ohr: in diesem Becher sey ein Edelstein, viele tausend Ducaten an Werth, auch die wichtigsten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf sagte ich: ich wollte ihm die Edelsteine in seine Kleider verbergen, wo sie sicherer wären als in diesem Becher, den Becher aber solle er mir lassen, der ungefähr zehn Scudi werth war, ich wollte ihm mit fünf und zwanzig dienen. Darauf versetzte er: wenn es nicht anders gehe, so wollte er mit mir kommen, denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurücklasse und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reisten von Wallenstadt nach Wesen, über einen See der funfzehn Meilen lang ist. Als ich die Rähne des Sees erblickte, fürchtete ich mich, denn sie sind von Laubenholz, weder groß, noch stark, noch verpicht, und wenn ich nicht in einem an-

bern ähnlichen Schiffe vier Deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so war ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen lassen einzusteigen. Ja ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, daß die Deutschen Wasser nicht ersäufeten wie unsere Italiänischen.

Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: Benvenuto, es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen. Darauf versetzte ich: Sehet ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingestiegen sind, und lachend fortfahren. Wenn der See, statt Wasser, Wein wäre, so würde ich sagen sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen, da es aber Wasser ist, so seyd versichert, die Deutschen haben so wenig Lust davon zu schlucken als wir.

Der See war funfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein hoher hohlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an stürmisch zu werden, so daß die Männer welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen an der Arbeit helfen, und so thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns auf jene Seite bringen, sie aber behaupteten es sey unmöglich, denn es sey nicht Wasser genug, das Schiff zu tragen, und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und alle ersaufen würden;

dann verlangten sie wieder, wir sollten ihnen rudern
 helfen, und riefen einander zu und ermunterten sich zur
 Arbeit. Da ich sie dergestalt verlegen sah, legte ich
 den Zaum meines braunen Pferdes um dessen Hals zu-
 recht und faßte die Halfter mit der linken Hand. So-
 gleich schien es als verstehe mich das Thier, wie sie denn
 manchmal sehr geschickt sind, und wisse was ich thun
 wollte, denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen
 Wiesen gekehrt und meine Absicht war, daß es schwim-
 mend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick
 kam eine große Welle welche über das Schiff schlug; As-
 canio schrie Barmherzigkeit, lieber Vater! helfst mir!
 und wollte sich an mir halten. Darauf zog ich meinen
 Dolch und sagte: sie sollten thun was ich ihnen gezeigt
 habe, denn die Pferde würden ihnen eben so gut das
 Leben retten, als ich auf diese Weise hoffte davon zu
 kommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde
 ich umbringen. So fuhren wir in dieser Todesgefahr
 einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See
 fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen
 konnte, und ich sah daselbst die vier Deutschen Edelleute
 ausgestiegen. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten,
 wollte der Schiffer es keinesweges zugeben. Darauf sagte
 ich: Meine Kinder, nun ist es Zeit etwas zu versuchen!
 Ziehet die Degen und zwingt sie, daß sie uns an's Land
 setzen! Das erlangten wir mit großer Beschwerde, denn
 sie widersetzten sich was sie konnten. Als wir aber an's

Land gestiegen waren, mußten wir zwey Miglien einen Berg hinauf, schlimmer als hätten wir über eine Leiter steigen sollen. Ich hatte ein schweres Panzerhemd an, starke Stiefeln; und es regnete, was Gott nur schicken konnte. Die Teufel von Deutschen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die unsrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anstrengung umkommen, als wir sie diesen beschwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, strauchelte das Pferd des Ascanio, das ein trefflicher Unger war. Ein wenig hinter ihm ging Burbacca der Courier, dem Ascanio seinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und sich überschlug, war der Schurke von Courier nicht so behend die Spitze wegzuwenden, das Pferd stürzte vielmehr darauf und stach sich den Hals durch und durch und blieb für todt liegen.

Mein anderer Geselle wollte seinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er strauchelte gegen den See zu und hielt sich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein paar Mantelsäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bei mir zu tragen, und alles was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazu gesteckt. Ich rief dem Jüngling zu, er solle sein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen lassen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über und es mußte in den See

fallen, und grade da unten hatten unsere Schiffer angelegt, so daß wenn das Pferd fiel, so stürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir sahen das Pferd strucheln und arbeiten, und es schien als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich sagte aber zu meinen Gesellen: Bekümmert euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken, nur jammert mich der arme Burbacca, der seine Edelsteine auch auf dem Pferde hat, in seinem Becher, die einige tausend Ducaten werth sind; er hat sie an den Sattel gebunden und glaubte, da seyen sie am sichersten; das meinige ist nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Burbacca versetzte: Um's meine ist mir's nicht, wohl aber um's eure! Da sagte ich zu ihm: Warum betrübst du dich um mein wenig und nicht um dein vieles? Voller Verdruß versetzte er darauf: In Gottes Namen, da wir einmal in solchen Umständen und in solcher Lage sind, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich weiß recht gut, daß eures wahrhafte Thaler sind, aber in meinem Becherfuttel, das so viel erlögnen Juwelen enthalten sollte, ist nichts als Caviar. Da ich das hörte, mußte ich lachen, meine Gesellen lachten auch und er weinte. Das Pferd half sich aber, weil es sich selbst überlassen war, und so kamen unter dem Lachen unsere Kräfte wieder und wir stiegen weiter bergauf.

Die vier Deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieses steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirthshause ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger, auch wurden dem verwundeten Pferde gewisse Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine solche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und sagte uns, daß wenn wir die Wunde immer damit vollstopften, das Pferd nicht allein heilen, sondern uns auch indessen dienen würde als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten den Edelleuten und reiseten weiter, recht wohl wieder hergestellt. So zogen wir hin und priesen Gott, daß er uns aus so großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenseit Wesen, wo wir die Nacht ruhten, und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm sang; weil aber daselbst die Häuser alle von Fichtenholz sind, so enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man auf's Feuer Acht haben sollte. Barbacca war noch vom Tage her in schreckhafter Bewegung und schrie im Traume: o Gott! ich ersaue! und da er sich, außer dem Schrecken des vergangenen Tages, noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutschen aufnehmen wollte, rief er manchmal: ich brenne! Manchmal wieder glaubte er in der

Hölle zu seyn, mit dem Caviar am Halse. So hatten wir eine sehr lustige Nacht und alle unsere Noth war in Lachen verkehrt.

Des Morgens stiegen wir bei'm schönsten Wetter auf, und hielten Mittag in einem fröhlichen Dertchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten welche Zürich heißt. Der Bote der uns führte, ritt auf einem Damm über den das Wasser ging, so daß der bestialische Führer strauchelte und mit dem Pferde in's Wasser stürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und sah die Bestie aus dem Wasser kommen. Er fing wieder an zu singen, als wenn nichts gewesen wär', und machte mir ein Zeichen daß ich ihm folgen sollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewisse Zäune, und so führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote schrie, und rief mir auf Deutsch: wenn die Leute mich sähen, so würden sie mich todt schlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch diesen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein; wir ruhten daselbst einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf und kamen in eine andere schöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lausanne, Genf und Lyon. Daselbst ruhten wir vier Tage. Wir waren singend und lachend hingekommen. Ich ergöhte mich

mich sehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Kosten die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reise, außer daß in der Gegend von Paliffa uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reisten wir nach Paris ohne irgend ein Hinderniß, und immer lachend und singend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Capitel.

Unabwägbares Betragen Rosso des Mahlers. — Der Autor wird dem Könige Franz I zu Fontainebleau vorgestellt und sehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienste zu nehmen, er aber, da ihn eine schnelle Krankheit befiel, mißfällt sich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihn auf dem Wege zwischen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er seinen treuen Diener Felix wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinals Gaddi. — Er wird fälschlich von einem Gefellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelsteinen besitze, den er damals entwandt, als ihm der im Castell belagerte Papst die Krone auszubringen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein wenig ausgeruhet hatte, ging ich Rosso den Mahler aufzusuchen, der sich im Dienste des Königs Franciscus befand. Ich hielt diesen Mann für meinen größten Freund auf der Welt: denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt die ein Mensch von dem andern erwarten kann, und weil sich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeiten schuldig war, so will ich nicht verfehlen es anzuzeigen und die

Undankbarkeit eines heimtückischen Freundes öffentlich darstellen. Als er in Rom war, hatte er so viel Uebles von den Werken des Raphael von Urbino gesagt, daß die Schüler dieses trefflichen Mannes ihn auf alle Weise ermorden wollten, davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Müh. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von S. Gallo, einem herrlichen Architekten, Böses gesprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Gessi aufgetragen hatte, und so fuhr gedachter Meister gegen Rosso fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen war; deswegen borgte ich ihm manche zehen Scudi um zu leben, die ich noch nicht wieder erhalten hatte.

Nun, da ich wußte daß er im Dienste des Königs war, ging ich ihn, wie gesagt, zu besuchen, nicht sowohl um mein Geld wieder zu haben, aber weil ich hoffte, er solle mir helfen und beistehen, daß ich in den Dienst des großen Königs käm. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er sich sogleich und sagte: Benvenuto! du hast auf diese Reise zu großes Geld verwendet, besonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Poffen, wie wir machen können. Darauf versetzte ich, ich habe so viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weise zurückzukehren, wie ich nach Paris gekommen sey, ich habe für meine Müh mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und

fast fange ich an zu glauben, daß Herr Antonio von S. Gallo wahr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren, denn er merkte daß er sich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechselbrief von fünfhundert Scudi, auf Ricardo del Bene. Da schämte sich der Obsenicht und wollte mich gleichsam mit Gewalt fest halten, ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Mahler weg, der eben gegenwärtig war, er hieß Squazella, war auch ein Florentiner und ich wohnte in seinem Hause, mit drey Pferden und Dienern, für ein Gewisses die Woche. Er verköstigte mich gut und ich bezahlte ihn noch besser.

Darauf suchte ich den König zu sprechen, bei welchem mich ein gewisser Herr Julian Buonacorsi, sein Schatzmeister, einführte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht, daß Rosso sich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieses bemerkte, führte er mich schnell nach Fontainebleau und stellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigste Audienz gab, und weil er eben im Begriff war nach Lyon zu gehen, sagte er zu Herrn Julian, er solle mich mit sich nehmen, unterwegs wolle man von einigen schönen Werken sprechen die Seine Majestät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach und unterweges wartete ich dem Cardinal von Ferrara beständig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieser ließ sich alle Abend in

große Unterredungen mit mir ein, und sagte einstmals, ich möchte in Lyon, in einer seiner Abteyen bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme, er selbst gehe nach Grenoble und in seiner Abtey zu Lyon sollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieser Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geselle Ascanio hatte das viertägige Fieber, so daß mir die Franzosen und ihr Hof äußerst zuwider waren, und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Cardinal meine feste Entschloßung sah wieder zurückzukehren, gab er mir so viel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen sollte, und so reisten wir fort auf den besten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplons kamen, gesellte ich mich zu gewissen Franzosen mit denen wir eine Zeitlang reisten, Ascanio mit seinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlassen schien. Ich hatte mir den Magen so verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brot die Woche verzehren mochte. Außerst verlangte ich nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterlande und nicht in Frankreich sterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß, nahe bei einem Ort der Isdevedro hieß; das Wasser war sehr breit und tief, und darüber ging ein langer, schmaler

Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein starker Reif gefallen und ich befand mich vor allen andern an der Brücke. Ich sah wie gefährlich sie war, und befahl meinen Gesellen sie sollten absteigen, und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem Franzosen der ein Edelmann war, im Gespräch begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und spottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich und als ich ihn mitten auf der Brücke sah, bat ich ihn er möchte sachte kommen, denn er sey auf einer sehr gefährlichen Stelle. Dieser Mensch, der seine Französische Natur nicht ablegen konnte, sagte mir in seiner Sprache: ich sey ein Mann von wenig Herz, hier sey gar keine Gefahr. Indessen er diese Worte sprach, wollte er das Pferd ein wenig anspornen, das sogleich strauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott sich oft der Narren erbarmet, so that diese Bestie, mit der andern Bestie, seinem Pferde, einen großen Sturz, beide unter's Wasser. Als ich das sah, eilte ich und lief und sprang mit großer Beschwerlichkeit auf den Felsen, hing mich an denselben und erwischte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann an hatte, daran zog ich ihn herauf, als er schon ganz vom Wasser bedeckt war. Er hatte viel geschluckt und wenig fehlte, so wär' er ersoffen. Als ich ihn außer Gefahr

sah, bezeugte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf Französisch und sagte: er danke mir nicht dafür, seine Schriften seyen die Hauptsache, die manche zehen Scudi werth wären. Er sagte das gleichsam im Zorn, ganz durchweicht, sprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bei uns hatten und verlangte sie sollten der Bestie helfen, ich wolle sie bezahlen. Einer davon bemühte sich recht eifrig und fischte ihm seine Schriften wieder auf, so daß nichts verloren ging, der andere aber wollte auf keine Weise zugreifen, so daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tische die Börse die wir gemeinschaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage bestritt, und gab dem Boten, der jenem beigestanden hatte, einiges Geld aus diesem gemeinschaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius ich sollte den Mann von dem meinigen bezahlen und ihm aus der Cassé nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf schimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts gethan hatte, und verlangte daß ich ihn auch bezahlen sollte. Ich sagte darauf: jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat; er antwortete: er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bei dem ich weinen sollte; ich versetzte: daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle,

wobei er wohl zuerst weinen würde. Wir waren auf der Gränze zwischen dem Venezianischen und Deutschen, so lief er nach Reuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich saß auf meinem guten Pferde und öffnete die Pfsanne meiner Büchse. Darauf wendete ich mich zu meinen Gefellen und sagte: Diesen bring' ich zuerst um, und ihr andern thut eure Schuldigkeit; denn das sind Straßenräuber, welche nur diesen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.

Der Wirth, bei dem wir gegessen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn er möchte einem so großen Uebel vorbeugen; denn, sagte er, das ist ein tapfrer, junger Mann und bis ihr ihn in Stücke haut, bringt er einen Theil von euch um; vielleicht entwischt er euch gar und schießt den Boten todt. Da ward alles ruhig und der Alte, ihr Anführer, sagte zu mir: Gehe in Frieden! du würdest mit uns zu thun haben und wenn du hundert bei dir hättest. Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit sagte, denn ich war schon entschlossen und hatte mich für todt gegeben; da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, schüttelte ich den Kopf und sagte: Ich würde mein Möglichstes gethan haben, um euch zu zeigen daß ich ein lebendiges Geschöpf und ein Mensch sey. Darauf reisten wir weiter. Abends in der ersten Herberge zählten wir unsere Casse, und ich trennte mich von dem bestialischen Franzosen, mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freund-

schaft und kam mit meinen drey Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um Sr. Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte Morgens nach Poretto verreisen. Ich wartete bis zwey Stunden in der Nacht, da erschien der Herzog und empfing mich auf's gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging, man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich auf's amnuthigste: Gnädigster Herr, es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben sollte, deswegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen Ihrer Tafel nicht stärken würden, erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte und vielleicht haben wir beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel säß'. So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen ablegen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwey Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erstemal seit vier Monaten.

Morgens verreiße ich zur heiligen Mutter von Poretto, und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem

ich meine Werkstatt mit allem Geräthe und Zierrathen überließ und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Sugarell, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franciscus würde sich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an, und arbeitete indessen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal von Ferrara unternommen hatte.

Viele Gesellen arbeiteten bei mir, ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indessen bekam ich mit meinem Peruginer Gesellen Verdruß, der mir alles, was er auf seine Kleidung und sonstige eigne Bedürfnisse verwendet hatte, auf meine Rechnung schrieb, so daß er mir mit den Reisekosten ungefähr siebenzig Scudi schuldig war. Wir hatten ausgemacht, er solle sich deswegen drey Scudi monatlich abziehen lassen, da ich ihn mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwey Monaten ging dieser Schelm aus meiner Werkstatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und sagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deshalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt ihm einen Arm abzuhaufen, und ich hätte es gewiß gethan; doch meine Freunde sagten es wäre nicht gut; ich verlor mein Geld und vielleicht Kom noch einmal, denn die Wunden lassen sich nicht abwaschen und ich könne ihn ja auf seine Schrift, die ich in Händen habe, sogleich einstechen lassen. Ich folgte ihrem Rathe,

aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln, ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Proceß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte, dann ließ ich den Burschen in's Gefängniß bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen, unter andern hatte ich allen Schmuck, von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino, in der Arbeit; dieser war der Vater Herrn Pauls, der gegenwärtig Schwiegersohn unsers Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämmtlich dem Ende nah und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen, und so arbeitete ich, der Ehre und des Nutzens wegen, Tag und Nacht.

Indessen ich nun so auf's eifrigste meine Arbeiten zu besördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich, mit besonderer Eile schickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in diesen vergangenen Tagen hat sich der große, allerchristlichste König deiner erinnert und dich abermal in seine Dienste begehret; worauf ich ihm antwortete: du habest mir versprochen, daß du, sobald ich dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wolltest. Seine Majestät antwortete darauf: Ich will, man soll ihm so viel Geld schicken als ein Mann Seinesgleichen zu einer bequemen

Reise braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er solle mir tausend Goldgulden aus dem Schatz der Ersparnisse zahlen lassen. Bei dieser Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der sogleich hervortrat und sagte: ein solcher Befehl sey nicht nöthig, denn er habe dir Geld genug angewiesen und du müßtest auf dem Wege seyn. Verhielte sich nun die Sache nicht so, du hättest kein Geld erhalten, wärest nicht unterwegs, und es wäre dir von allem keine Nachricht gekommen, sondern es wäre eine bloße Aufschneideren des Cardinals, um zu zeigen daß er sich auch um geschickte Leute bekümmere nach denen der König fragt, wie ich fast glaube, so antworte mir sobald du meinen Brief empfängst, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor diesen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhansen, das Gespräch nach und nach auf dich leiten und sagen kann: daß du das Geld, welches dir der Cardinal Gaddi geschickt haben wolle, nicht erhalten hast, daß du nicht auf der Reise, sondern in Rom bist. Es wird sich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit gesagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeister auswirken, daß du das Geld zur Reise, welches dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögest.“

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünstiges Geschick über uns Menschen vermag! Ich hatte nicht

zweymal in meinem Leben mit dem nârrischen Cardinälchen Gaddi gesprochen, und er prahlte auch dießmal nicht um mir Schaden zu thun, sondern es war eine Wirkung seines leeren und ungeschickten Gehirns, weil es auch scheinen sollte als bekümmere er sich um talentreiche Leute, die der Kdnig in seinen Dienst wünschte, er wollte darin dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher so klug gewesen wär', und mir den Vorfall gemeldet hätte, so würde ich doch, um so einen dummen Strohmann nicht stecken zu lassen, aus Patriotismus irgend eine Entschuldigung gefunden, und seiner thörichten Prahlerey einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigsten Cardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich sogleich: mir sey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, so würde ich mich ohne Vorwissen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, besonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde; indessen würde ich mich auf ein Wort Sr. allerchristlichsten Majestät, das mir durch so einen Herrn zukam', sogleich auf den Weg machen und alles andere bei Seite werfen.

In dieser Zeit dachte mein Geselle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch sehr gut gelang. Denn er erregte den Geiz des Papstes Paul Farnese, oder vielmehr seines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Castro nannte. Nun ließ

mein gedachter Gesell einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahr bei mir gearbeitet habe, wohl wisse und sich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzig tausend Ducaten besitze, davon der größte Theil in Juwelen bestehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe sie damals, bei der Verheerung Roms, im Castell St. Angelo bei Seite gebracht. Sie sollten mich nur einmal schnell und ohne Geräusch wegfangen lassen.

Ich hatte einmal eines Morgens sehr früh über drei Stunden an obgedachtem Brautschmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkstatt eröffnete und lehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Crispin, der Bargell, mit seiner ganzen Häscherey und sagte: Du bist ein Gefangener des Papstes! Darauf antwortete ich: Crispin, du irrst dich in der Person! Nein, versetzte er, du bist der brave Benvenuto, ich kenne dich recht gut, ich habe dich nach Castell St. Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deinesgleichen zu gehen pflegen.

Da nun hierauf viele seiner Leute sich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, sagte er zu ihnen: keiner unterstehe sich ihn anzurühren! genug, daß ihr eure Schuldigkeit thut und

ihn nicht entwischen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf, führten sie mich in's Castell und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf den Thurm. Das war das erstemal, daß ich das Gefängniß schmeckte, und war eben sieben und dreyßig Jahr alt.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Erbes zu erhalten, überredet seinen Vater mit der äußersten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Personen verhört. — Treffliche Rede zur Vertheidigung seiner Unschuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indessen der König von Frankreich sich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Castellcommandanten gegen ihn. — Geschichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anstalten zur Flucht. — Der Papst, angehalten über das Fürwort des Königs in Frankreich, beschließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papstes, bedachte die große Summe wegen welcher ich angeklagt war, und bat sogleich bei seinem Vater für mich um Gnade, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geschenk davon machte. Der Papst gewährte ihm seine Bitte und versprach zugleich, daß er ihm behülflich seyn wolle das Geld zu erlangen. So hielten sie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derselben sie mich, um der Sache einige Gestalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte mich in einen der Säle des Castells, der Ort war sehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daselbst den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto

Con-

Conversini von Pistoja, der nachher Bischof von Fiesi wurde, sodann den Fiscal, dessen Namen ich vergessen habe, und den Criminalrichter Herrn Benedetto Galli. Diese drey fingen an mich zu befragen, erst mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen gesagt: Meine Herren, schon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr sprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß was das heißen soll. Ich bitte euch, sagt was ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht eitel Fabeln und Geschwätze.

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Pistoja war, seine grimmige Natur nicht mehr verbergen und versetzte: Du sprichst sehr sicher, ja allzukühn, dafür soll dein Stolz so klein wie ein Hündchen werden, wenn du meine gründlichen Worte hören wirst, die weder Geschwätz noch Märchen sind, wie du sagst, sondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirst gründlich zu widerlegen. Und zwar wissen wir ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig in dem Castell Sanct Angelo warst und man sich deiner als eines Artilleristen bediente. Da du nun eigentlich Goldschmied und Juwelier bist, und Papst Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieser Profession in der Nähe war, ließ er dich in'sgeheim rufen, vertraute dir dergestalt, daß er

die Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bei dieser Gelegenheit hast du für achtzig tausend Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer deiner Gefellen gesagt, gegen den du dich dessen im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir dir freimüthig, schaffe die Juwelen und ihren Werth herbei, so magst du alsdann frei wieder hingehen.

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: Gott sey gedankt, daß ich das erstemal, da es ihm gefallen hat mich gefänglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wär' was ihr sagt, so ist dabei nicht die geringste Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper gestraft werden sollte; denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verloren und ich konnte mich daher entschuldigen und sagen: daß ich, als Diener, diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe, mit der Absicht solche Kostbarkeiten einem guten Papsle wieder zuzustellen, oder demjenigen der mir sie wieder abfordern ließ, wie es nun durch euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielt.

Darauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weiteren Gründe vorbringen, und versetzte wüthend: Den

klere du die Sache wie du willst, Benvenuto! Uns ist genug, daß unsere wieder gefunden zu haben, und mache nur geschwind, wenn wir nicht auf andere Weise als mit Worten verfahren sollen. Zugleich wollten sie aufstehn und weggehen, worauf ich zu ihnen sagte: Meine Herren! mein Verhör ist nicht geendet, deswegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt. Sogleich nahmen sie wieder in völli gem Zorne Platz, als wenn sie entschieden wären nichts zu hören was ich vorbringen könnte, ja sie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht, denn sie glaubten alles schon gefunden zu haben, was sie zu wissen verlangten. Ich fing daher auf folgende Weise zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ungefähr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf sagte der Häfcher von Gouverneur: Und du hast hier doch Menschen umgebracht! Darauf versetzte ich: Das sagt ihr und nicht ich. Denn wenn einer käm' euch umzubringen, so würdet ihr euch schnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erschlägt, würden es die heiligen Geseze euch nachsehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papst die Sache gehödig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu sprechen gedenkt. Ich sage euch von neuem, es sind ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wundersame Rom bewohnt und hier die größten

Arbeiten meiner Profession vollendet habe, und weil ich weiß daß Christus hier wohnet und regieret, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen, ja wenn ein weltlicher Fürst versucht hätte mir einigen Schaden zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hätte. Wehe mir, wo soll ich nun jezo hingehen? Zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schändlichen Absichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich dann auch diese achtzigtausend Scudi verwahren könnte? Hättet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unsrer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles was Papst Clemens besessen hat, sorgfältig aufgeschrieben ist. Das einzige könnte seyn: als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiserlichen Freibeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geschmährt hatten, da kam einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Iscatinaro hieß. Man hatte sich beinahe über alle


Puncte mit dem bedrängten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas Angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ungefähr viertausend Scudi werth seyn konnte. Iscatinaro bückte sich, ihn aufzuheben, worauf der Papst sagte: er möchte sich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei diesem war ich gegenwärtig, und wenn dieser Diamant fehlen sollte, so sag' ich euch, wo er hin ist, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieses wird bemerkt seyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch schämen, einen Mann Meinesgleichen so behandelt zu haben, der so vieles ehrenvoll für diesen apostolischen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiserlichen in den Borgo drangen, nicht so thätig, so überrumpelten sie ohne Hinderniß das Castell. Niemand hatte mich dazu gedungen, und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardierern und Soldaten ganz verlassen da stand. Ich sprach noch dabei einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß, und ein Bildhauer war, auch er hatte seinen Posten verlassen und sich ganz erschrocken in eine Ecke verkrochen; ich weckte ihn aus seiner Unthätigkeit, und wir beide allein tödteten, von oben herunter, so viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es selbst, der nach dem Iscatinaro schoß, weil er in der Conferenz mit dem Papste ohne die mindeste Ehrfurcht sprach, und, als ein Lutheraner

und Keger, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papst Clemens ließ darauf eine Untersuchung anstellen und wollte den Thäter hängen lassen. Auch ich war es, der den Prinzen von Dra-
nien an den Kopf traf, als er die Laufgräben visitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche so viel Schmuß und Zierde von Silber, Gold und Juwelen, und so viel schöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das soll nun die freche pfäffische Belohnung seyn, die man einem Manne zuwendet, der auch mit so viel Treue und Anstrengung gedient und geliebt hat? Und geht nur, hinterbringt was ich gesagt habe alles dem Papste, sagt ihm, daß er seine sämtlichen Juwelen besitzt und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts anders erhalten habe als hundert Bunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papst Paul mir versprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, seine Diener.

Indessen ich so redete, hörten sie mir mit Erstaunen zu, sahen einander in's Gesicht, und verließen mich mit Verwunderung. Alle drey zusammen gingen dem Papste alles zu hinterbringen was ich gesagt hatte. Der Papst schämte sich und befahl eiligst, man solle die sämtlichen Rechnungen der Juwelen durchsehen. Es fand sich, daß nichts fehlte, aber sie ließen mich im Castell sitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Lud-

wig besonders, als er sah daß er so übel gehandelt hatte, suchte meinen Tod zu beschleunigen.

Diese Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz schon, mit allen Umständen, vernommen hatte, daß der Papst mich so widerrechtlich gefangen hielt, und er gab seinem Gesandten an diesem Hofe, Herrn von Morluc, in einem Schreiben den Auftrag, er solle mich als einen Diener Seiner Majestät vom Papste zurückfordern. Der Papst, der sonst ein verständiger und außerordentlicher Mann war, betrug sich doch in dieser meiner Sache sehr unüberlegt und albern. Er antwortete dem Gesandten: Seine Majestät möchten sich doch nicht weiter meiner annehmen, ich sey ein wilder und gefährlicher Mensch, er habe mich einziehen lassen wegen verschiedener Todtschläge und anderer solcher Teufeleien. Der König antwortete auf's neue: auch in seinem Reiche pflege man der besten Gerechtigkeit. Seine Majestät wisse die wackern Leute zu belohnen und zu begünstigen, und eben so die Uebelthäter zu bestrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen lassen, ohne nach dessen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, diesen Mann in seinem Reiche gesehen, habe er ihn mit Vergnügen in seine Dienste genommen und verlange ihn nun als den seinigen zurück.

Dieser Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden,  ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papst war in ra-

sende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinging, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die sie an mir begangen hatten, deswegen sann er nach, wie er mich, ohne seine Ehre zu verletzen, aus der Welt schaffen könnte.

Der Castellan des Castells Sanct Angelo war einer von unsern Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieser brave Mann behandelte mich auf das gefälligste von der Welt, und weil er das große Unrecht kannte, das mir geschah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihm, um die Erlaubniß zu erhalten, Bürgschaft leisten wollen, allein er versetzte, er könne sie nicht annehmen, denn der Papst sey über meine Sache zu sehr entrüstet; auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverlässiger Mann sey. Da gab ich ihm mein Wort, und er verschaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieser Verdruß des Papstes, sowohl wegen meiner Unschuld, als wegen der Gunst des Königs, doch vorüber gehen müsse, und erhielt meine Werkstatt offen. Ascanio, mein Gesell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geschah, konnte ich zwar wenig thun, doch machte ich aus der Noth eine Tugend und ertrug so heiter als ich konnte mein widriges Geschick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Castells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal speiste der Papst im Castell, und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, sondern standen einem jeden frei, wie an einem gewöhnlichen Palast. Man fand alsdann nöthig, die Gefängnisse mit mehr Sorgfalt zu verschließen; aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu solchen Zeiten frei herumgehen. Desters riefen mir einige Soldaten, ich solle mich davon machen, sie wollten mir durch die Finger sehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt sey das mir geschehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Castellan mein Wort gegeben, der ein so braver Mann sey, und der mir so viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geistreicher Soldat, der zu mir sagte: Wisse, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden ist, und sich auch nicht verbinden kann sein Wort zu halten, oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue was ich dir sage, fliehe vor diesem Schurken von *** und vor dem Bastard seinem Sohn, die dir auf alle Weise nach dem Leben stehen. Aber ich, der ich lieber sterben wollte, als daß ich dem würdigen Castellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug diesen ungeheuren Verdruß so gut ich konnte, in Gesellschaft eines Geistlichen aus dem Hause Pallavicini der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen, er war ein sehr guter Gesellschafter; aber als Mönch der ruchloseste Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Lasten geneigt war. Seine sch-

nen Gaben bewunderte ich, und seine häßlichen Laster
 mußte ich auf's höchste verabscheuen. Auch unterließ
 ich nicht ihn darüber ganz freimüthig zu tadeln und zu
 schelten, dagegen wiederholte er mir immer: ich sey als
 Gefangener nicht verbunden, dem Castellan mein Wort
 zu halten; darauf antwortete ich: als Mönch sage er
 wohl die Wahrheit, nicht als Mensch, denn wer Mensch
 und nicht Mönch wäre, müßte sein Wort unter allen
 Umständen halten, in die er gerathen könnte, und so
 wollte ich auch mein einfaches und tugendsames Wort
 nicht brechen. Da er hieraus sah, daß er mich durch
 seine feinen und künstlichen Argumente, so geschickt er
 sie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er
 mich auf einem andern Wege zu versuchen. Er schwieg
 viele Tage ganz von dieser Sache, las mir indessen die
 Predigten des Bruder Hieronymus Savanarola, und
 machte so eine portreffliche Auslegung dazu, die mir
 viel schöner vorkam, als die Predigten selbst, und mich
 ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den
 Mann gethan, nur nicht, wie schon gesagt, mein
 Wort gebrochen. Da er nun sah, daß ich vor seinen Ta-
 lenten eine solche Ehrfurcht hatte, fing er an mit guter
 Art mich zu fragen, auf welche Weise ich mich denn
 hätte flüchten wollen, wenn mir die Lust dazu gekommen
 wär? und wie ich, wenn man mich enger eingeschlossen
 hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen? Diese
 Gelegenheit wollte ich nicht vorbei lassen, um diesem

flugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geschicklichkeit und Feinheit besitze; ich sagte ihm; daß ich jedes Schloß, selbst das schwerste, gewiß eröffnen wolle, und besonders die von diesem Gefängnisse sollten mich nicht mehr Mühe gekostet haben, als ein Stückchen frischen Käse zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünschte, verspottete mich und sagte: Die Menschen die sich einmal in den Ruf gesetzt haben, daß sie geistreich und geschickt sind, rühmen sich gar vieler Dinge, wollte man sie immer beim Wort halten, so würde manches zurückbleiben, und sie würden einen guten Theil ihres Credits verlieren; so möchte es auch wohl euch gehen, ihr sagt so unwahrscheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung verlangte, würdet ihr wohl schwerlich mit Ehre bestehen.

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verspräche, als ich auszuführen verstände; das was ich wegen der Schlüssel behauptet hätte, sey eine geringe Sache, mit wenig Worten solle er vollkommen einsehen daß alles wahr sey. Darauf zeigte ich ihm unbefonnener Weise, mit großer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich schien, als wenn er sich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, alles in der Geschwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich schon oben erwähnt habe,

der wackre Castellan des Tages frei herum gehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeschlossen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten was ich wollte, und so hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Cardinal von Ferrara beschäftigt; zuletzt verlor ich über meinen eingeschränkten Zustand alle Lust, und arbeitete nur, um mich zu zerstreuen, an einigen kleinen Wachssfiguren. Von diesem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück, und führte das alles wegen der Schlüssel damit aus, was ich ihn unbedachtsamer Weise gelehrt hatte. Er nahm zum Gesellen und Helfer einen Schreiber, Namens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüssel bestellte, that der Schloßer sogleich die Anzeige. Der Castellan, der mich einigemal in meinem Zimmer besucht und meiner Arbeit zugeesehen hatte, erkannte mein Wachs und sagte: Wenn man schon diesem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat, so hätte er sich doch gegen mich solche Handlungen nicht erlauben sollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß ich will ihn fester halten und alle Nachsicht soll aufhören. So ließ er mich mit einigem Unmuth einschließen und mich verdrossen besonders die Worte, welche mir seine vertrauesten Diener hinterbrachten, deren einige mir sehr wohl wollten, und sonst von Zeit zu Zeit erzählten, wie sehr der Herr Castellan sich zu meinem Besten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten sie

mir, daß er mich einen undankbaren, eiteln und treulosen Menschen schelte.

Da nun einer dieser Leute mir auf eine etwas harte und unschickliche Art diese Scheltworte in's Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Castellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sah, sagte ich ihm, wir hätten beide recht, allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Castellan verschaffen, und ich wollte ihm eröffnen, wie sich die Sache befand, die von größerer Bedeutung sey, als sie glaubten. Sogleich ließ der Castellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeschlossen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe kam. Doch unterdrückte der Castellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen war, rettete seinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder so viel Freiheit als vorher.

Da ich sah, daß man sich bei diesem Falle mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: wenn nun ein andermal eine solche Verwirrung entstünde, und der Mann

traute mir nicht mehr, so würde ich ihm auch nicht mehr verbunden seyn, und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffenunternehmung ausfallen sollten. So fing ich nun an mir neue, starke Leintücher bringen zu lassen und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, so sagte ich, sie sollten still seyn, denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galeere geriethen, wenn so etwas herauskam, und so hielten sie mir alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Indessen leerte ich einen Strohsack aus, und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängniß war, und fing an von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittheil einer Elle breit; und als ich so viel gemacht hatte, als ich glaubte daß genug sey mich von der großen Höhe des Thurms herunter zu lassen, sagte ich meinen Dienern, ich habe genug verschenkt, sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Cardinäle Santiguattro und Cornaro ließen mit die Werkstatt zuschließen und sagten frei heraus: der Papst wolle nichts von meiner Loslassung wissen; die große Gunst des Königs habe mir mehr geschadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Morlaix von Seiten des Königs dem Papste hinterbracht

habe, seyen gewesen: er solle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben, und wenn ich gefehlt habe, solle man mich züchtigen, aber habe ich nicht gefehlt, so verlange die Vernunft, daß er mich loslasse. Diese Worte hatten den Papst so sehr verdrösset, daß er sich vorsezte, mich niemals wieder frei zu geben. Was den Castellan betrifft, der half mir von jeder Seite, so gut er konnte.

F i f f t e s C a p i t e l.

Streit zwischen dem Gulibé und Uscanio. — Eeltfame franke Phantafie des Schloßhauptmanns, wodurch fein Betragen gegen Geklini verändert wird. — Diefer wird enger als jemals eingefchloffen und mit großer Strenge behandelt. — Cardinal Corsnaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang.

Als in dieser Zeit meine Feinde sahen, daß meine Werkstatt verschlossen war, sagten sie alle Tage mit Verachtung irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß besuchten; unter andern begegnete mit Uscanio folgende Geschichte. Er besuchte mich alle Tage zweymal und verlangte eines Tages, ich solle ihm aus einer blauen Sammtweste, die ich nicht mehr trug und die mir nur ein einzigesmal bei der Procession gedient hatte, ein Westchen machen lassen. Ich sagte ihm dagegen, es sey weder Zeit noch Ort, solche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Mensch so übel, daß er zu mir sagte: er wolle nun auch nach Tagliacozzo zu den Seinigen gehen. Ich sagte ihm voll Verdruß: er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf schwur er, mit heftiger Leidenschaft, daß er mir niemals mehr vor's

Ge

Geficht kommen wolle. Als wir dieses sprachen, gingen wir eben um den Thurm des Castells spazieren. Es begab sich, daß der Castellan uns eben begegnete, als Ascanio zu mir sagte: Nun gehe ich fort, leb' wohl für immer! und ich antwortete ihm: So sey es denn für immer! und damit es wahr bleibe, will ich der Wache sagen, daß sie dich nicht mehr hereinlassen soll. Dann wendete ich mich zum Castellan und bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß Ascanio nicht wieder hereindürfe, und setzte hinzu: Dieser Knabe vergrößert noch mein großes Uebel; deswegen bitte ich euch, Herr Castellan, laßt ihn nicht wieder herein. Dem Castellan that das sehr leid, denn er wußte daß es ein Junge von viel Fähigkeiten war; dabei hatte er eine so schöne Gestalt, daß jeder der ihn nur einmal gesehen hatte, ihn ganz besonders lieb gewann.

Der junge Mensch ging weinend fort und hatte einen kleinen Säbel bei sich, den er manchmal heimlich unter seinen Kleidern trug. Als er aus dem Castell mit so verweintem Gesicht kam, begegnete er zwey meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewissen Michael, zwey Goldschmieden. Michael, weil er Freund von jenem Schelm von Perugia und Feind von Ascanio war, sagte: Was will das heißen, daß Ascanio weint? vielleicht ist sein Vater gestorben? ich meine den Vater im Castell. Ascanio versetzte: Er lebt, aber du sollst sterben, und so hieb er

ihn zweymal über den Kopf. Mit dem erstenmal streckte er ihn auf die Erde, mit dem zweyten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papst, der denn mit bedeutenden Worten sagte: Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, so gebt ihm drey Tage Zeit seine Gründe beizubringen. Als bald kamen sie und besorgten das Geschäft, das ihnen der Papst aufgetragen hatte. Der brave Castellan ging sogleich zum Papste und zeigte, daß ich von dieser Sache nichts wissen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft, und rettete mir das Leben in diesem wilden Augenblick. Ascanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, schrieb mir von da, und bat tausendmal um Vergebung. Er bekannte sein Unrecht, daß er mir bei meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe, wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängniß käm', so wolle er mich nicht mehr verlassen. Ich ließ ihm wissen, daß er fortfahren sollte etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäb', wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Castellan, der mich übrigens sehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewissen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er sehr viel

zu schmecken, und es waren seine grüßlichen Vorstellungen alle Jahre verschieden. Denn einmal glaubte er ein Dackel zu seyn, ein andermal ein Frosch, und da häupfte er auch nach Art dieses Thieres; hielt er sich für todt, so mußte man ihn begraben, und so hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Dießmal stellte er sich vor, er sey eine Fledermaus, und wenn er so spazieren ging, zischte er manchmal leise, wie diese Geschöpfe, bewegte sich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, so wie seine alten Diener, suchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verschaffen, und weil sie glaubten, er habe großes Vergnügen, mich discurriren zu hören, so hielten sie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei diesem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an seiner Tafel gegen ihm über sitzen sollte, und dabei wurde von beiden Seiten un-
aufhörlich gesprochen. Bei dieser Gelegenheit aß ich sehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und schlief nicht, und ermüdete mich dergestalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn ansah, konnte ich bemerken, daß seine Augen ganz falsch gerichtet waren, daß eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Lust zu fliegen angekommen sey? Darauf versetzte ich: eben diejenigen Dinge, die dem Menschen am schwersten vor-

hätten, hätte ich am liebsten zu vollbringen gewünscht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, so habe mir Gott und die Natur einen Körper sehr geschickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechanische Vortheile dazu thäte, so sollte mir das Fliegen sicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weise ich es anfangen wollte, und ich versetzte: Wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunst nachzuahmen, so finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muster dienen kann.

Raum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als seine dießjährige Narrheit bei ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: Das ist wahr! das ist das rechte Thier! und dann wendete er sich an mich und sagte: Bevenuto, nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäb', so wärdest du auch Muth haben zu fliegen? Ich versetzte, er solle mir nur die Erlaubniß geben, so getraute ich mich bis hinaus auf die Wiesen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von feiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf versetzte er: Das könnte ich wohl zugeben, aber der Papst hat mir befohlen, dich auf's genaueste in Acht zu nehmen, auch weiß ich, daß du ein künstlicher Teufel bist, und im Stand wärst mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüsseln verschließen lassen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten, und brachte ihm in's

Gedächtniß, daß ich also ihm ja schon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bei allen denen Gefälligkeiten die er mir schon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedieß leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem er also sprach, befahl er ausdrücklich, daß sie mich binden und mich in meinem Gefängnisse wohl einschließen sollten. Da ich nun sah, daß nichts anders zu hoffen war, sagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen: So verschließt mich nur wohl: denn ich werde euch auf alle Weise zu entkommen suchen. So führten sie mich weg und sperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weise zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeschlossen war, untersuchte ich das Gefängniß, und da ich sicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, so bedachte ich wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie gesagt, schon zerschnitten hatte, nähte sie wohl zusammen, und bedachte, wie viel Oeffnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der sich unter der Schloßwache befand. Er sorgte

für die Wasserschläffer und Brunnen und arbeitete dabei allerlei in Holz. Unter verschiedenen Zangen die er brauchte, war auch eine sehr starke und große; ich überlegte daß sie mir sehr nützlich seyn könnte, nahm sie weg und verbarg sie in meinem Grohsack. Als nun die Zeit herbei kam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, so fing ich an damit die Nägel zu untersuchen, wodurch die Bänder der Thür befestigt waren; weil aber die Thür doppelt war, so blieb auch der umgeschlagene Theil der Nägel ganz verborgen, so daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich wie ich's nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermischte ein wenig rostigen Eisenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nagelköpfe erhielt, die ich nun, so wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befestigt, indem ich einige Nägel abstutzte und sie leicht wieder einsteckte, damit sie mir die Bänder nur fest halten sollten.

Dieses alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit, denn der Castellan träumte jede Nacht ich sey entflohen, und schickte alle Stunden in's Gefängniß. Der Mensch, der jedesmal kam, betrug sich wie ein Häfcher; man nannte ihn Bozza; er brachte immer einen andern mit sich, der Johannes hieß, mit dem Zunamen Pedigzone, dieser war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß, ohne mit etwas Beleid-

gendes zu sagen; der andere war von Prato, und daselbst bei einem Apotheker gewesen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß, und ich sagte zu ihm: Nehmet mich wohl in Acht, denn ich gedenke auf alle Weise zu entfliehen. Ueber diese Worte entstand zwischen mir und ihm die größte Feindschaft, so daß ich mein Eisenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, sorgfältig in meinem Strohsack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß selbst, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, so trieb ich sie zu jener Zeit auf's äußerste. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett auf's zierlichste um putzte es mit Blumen, die ich mir fast alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Vedignone kamen, so sagte ich ihnen gewöhnlich, sie sollten mir vom Betr. bleiben, ich wollte es weder beschmutzt noch eingerissen haben, und wenn sie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: Ihr schmutzigen Lumpen! werd' ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch so zurichten, daß ihr euch verwundern sollt; glaubt ihr wohl werth zu seyn, das Bett von Meneßgleichen anzurühren? Wahrscheinlich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Ist es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch

ärger quälen? Hört ihr nicht auf, so will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Mensch thun kann.

Das sagten sie alles dem Castellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: sie sollten sich meinem Bette nicht nähern und übrigenß auf's beste für mich sorgen. Da ich nun mein Bett gesichert hatte, glaubte ich schon alles gethan zu haben, weil in demselben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um so mehr, weil ich schon Aufsehen erregt hatte.

Am Abend eines Festtages, unter andern, wor-der Castellan in einem sehr üblen Zustand, seine Krankheit hatte sich verschlimmert, und er wollte nun von nichts anders wissen, als daß er eine Fledermaus sey. Er befahl seinen Leuten, wenn sie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, sollten sie ihn nur gewähren lassen, er wolle mich gewiß wieder einholen: denn bei Nacht würde er stärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu sagen, ist nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir ist er anbefohlen, ich will seiner schon wieder habhaft werden. So war es viele Nächte fortgegangen, er hatte alle seine Diener ermüdet, ich erfuhr was vorging auf verschiedenen Wegen, besonders durch den Savoyarden, der mir sehr wohl wollte.

An eben diesem Abend hatte ich mich entschlossen, es koste was es wolle, zu entstehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat seine göttliche Maje-

stätt, in so einem gefährlichen Unternehmen mich zu beschützen und mir beizustehen. Hernach legte ich Hand an's Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen die ich brauchen wollte. Zwey Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewände und der Kiegel hinderten mich dergestalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zersplittern, doch brachte ich sie endlich auf, und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwey Hölzer nach Art der Hanffspindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, deckte von innen zwey Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtweschen an, auch weiße Beinkleider und Halbstiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch gesteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel das in den Thurm gemauert war und ungefähr vier Finger herausstand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und sagte: Hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir selbst zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich sachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenschein, aber eine schöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich so kühn heruntergekommen war

und ging vergnügt weg, denn ich glaubte befreit zu seyn. Es fand sich aber anders; denn der Castellan hatte an dieser Seite zwey hohe Mauern aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Niegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun sey. Unversehens stieß ich wider eine große Stange die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer, und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe; weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinaufkommen, und entschloß mich ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden, denn die andere war am Thurm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe, und war sehr ermüdet, denn die Hände waren mir inwendig aufgeschunden und bluteten. Ich ruhte deßhalb ein wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eignen Wasser. Als ich nun glaubte meine Kräfte wären wieder hergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden, und wollte sie um einen Zacken des Mauerfranzes winden, um, wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunter zu kommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieser Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgesetzt zu sehen,

nahm ich mir vor die Wache anzugreifen, die, als sie meinen entschiedenen Vorsatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte schnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache sah, so wollte doch diese mich dießmal nicht sehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befestigt, und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich schon nahe genug an der Erde sey, und die Hände aufthat, um hinab zu springen, oder ob sie mir zu müde waren und die Anstrengung nicht ausdauern konnten, weiß ich nicht zu sagen, genug ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen seyn, als der Thau, der einige Stunden vor Sonnen-
Aufgang fällt, mich wieder erfrischte und munter machte; doch war ich noch immer wie schlaftrunken, ob ich gleich einen Versuch machte mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeschlagen und ich befände mich im Fegfeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne stellte sich her; dann sah ich, daß ich außerhalb des Castells war, und ich erinnerte mich alles dessen, was ich gethan hatte; vor allen andern fühlte ich die Verletzung meines Haup-

tes, und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall und glaubte mich nicht sonderlich beschädigt zu haben, als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drey Finger über dem Knöchel, worüber ich sehr erschrak. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusammt der Scheide, dieser hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Röchelchen, und da sich nun der Fuß deßhalb auf keine Weise biegen konnte, so war es die Ursache daß er an dieser Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolches weg, und schnitt mit demselben ein Stück von der Binde die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband, dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deßwegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte seyn vom Orte da ich herunter fiel, bis zum Thore.

Raum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male mich zu quälen wieder kamen, stach ich mit meinem Dolche unter sie und traf

einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz, und ging gegen Sanct Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir, und bat ihn er sollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen, dabei sagte ich ihm: Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster herunterlassen wollte: ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deswegen bitte ich dich, hebe mich schnell auf, du sollst einen Goldgülden haben.

Ich griff sogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter, da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen, alsdann kroch ich nach dem Hause der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz ge-

wesen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieser großen Fürstin viele von meinen Freunden sich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte sie schon gelegentlich Gutes von mir gesprochen.

Denn als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Ursache, daß ein Schade von mehr als tausend Gendeln verhindert wurde: es regnete sehr stark, und der Castellan war äußerst verdrießlich, ich aber sprach ihm Muth ein, und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die stärksten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfang die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte sich die Sonne, und so war ich Ursache daß dieses Fest aufs glücklichste vorbeiging. Das hatte der Castellan dem Papst erzählt, um etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, sagte sie: Der Benvenuto ist einer von den geschickten Leuten, die mit meinem seligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit gibt. Auch hatte sie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl gesprochen. Deswegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem sehr schönen Palaste war; da war ich nun ganz sicher gewesen und der Papst hatte mich nicht angerührt, aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen sterblichen Menschen war, so wollte Gott nicht daß ich mich dieses eignen Ruhms überheben sollte, vielmehr sollte ich zu

meinem Besten noch größere Prüfungen ausstehn, als jene waren, die ich schon erlitten hatte.

Daher begab sich, daß als ich so auf Händen und Füßen die Treppe hinunter kroch, ein Bedienter des Cardinals Cornaro mich erkannte; dieser lief sogleich zu seinem Herrn, der im vaticanischen Palast wohnte, weckte ihn und sagte: Hochwürdigster Herr! da ist euer Benvenuto aus dem Castell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren; so viel sich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wissen nicht wo er hin will. Darauf sagte der Cardinal: Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher, in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, sagte er, ich solle nur ruhig seyn! und schickte sogleich nach den ersten Aerzten von Rom, die mich in die Cur nahmen. Unter denselben war Meister Jacob von Perugia, der trefflichste Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir selbst zur Aber; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oeffnung etwas groß gemacht hatte, so fuhr eine Menge Bluts dergestalt gewaltsam heraus, ihm in's Gesicht, und bedeckte ihn über und über, daß er sich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böses Anzeigen und curirte mich mit großem Widerwillen: ja einigemale wollte er mich gar verlassen; denn er fürchtete diese Cur könnte ihm sehr übel bekommen. Der Cardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Absicht weg, mich vom Papste zu erbitten.

Z w ö l f t e s C a p i t e l.

Allgemeines Erstaunen über des Autors Entkommen. — Geschichte einer ähnlichen Flucht Paul III. in seiner Jugend, aus dem Castell. — Peter Ludwig thut sein Möglichstes, um seinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfasser nicht die Freiheit schenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papst und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweytenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verräthten Schloßhauptmann mit äußerster Strenge behandelt.

Indessen war in der Stadt ein entsetzlicher Lärm entstanden, man hatte die Binden am großen Thurme hängen sehen, und ganz Rom lief, um diese unschätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Castellan war in seine größten Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt sich von seinen Dienern losreißen, und auch am Thurme herunter fliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachfolge.

Um diese Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er diese große Sache vernommen, selbst gegangen um sie zu sehen; er kam darauf in den Palast, wo er dem Cardinal begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem seiner Zimmer schon verbunden befand. Diese zwey braven

Wdm

Männer gingen zusammen, sich zu den Füßen des Papstes zu werfen, der sie nicht zum Worte kommen ließ, sondern sogleich sagte: Ich weiß was ihr von mir wollt. Herr Robert Pucet versetzte: Heiligster Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann der wegen seiner Geschicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem so viel Muth und Verstand gezeigt hat, daß es gar keine menschliche Sache zu seyn scheint. Wir wissen nicht wegen welcher Vergehungen er so lange im Gefängniß war; sind sie allzugroß und schwer, so wird Erw. Heiligkeit, heilig und weise wie sie ist, nach Gefallen verfahren; aber sind es Dinge die läßlich sind, so bitten wir um Gnade für ihn. Der Papst schämte sich und sagte: er habe mich auf Ansuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen sey. Da er aber meine guten Eigenschaften kenne, so wolle er mich bei sich behalten, und mir so viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Ursache haben sollte wieder nach Frankreich zu gehen. Sein großes Uebel thut mir leid, setzte er hinzu, er soll für seine Gesundheit sorgen, und wenn er genesen ist, gedenken wir ihn von seinen andern Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir diese gute Nachricht.

Mittlerweile nun der Römische Adel mich besuchte, junge, alte und von aller Art, ließ sich der Castellan, noch ganz zerstückt, zum Papste tragen, und als er vor ihn kam, schrie er: wenn Seine Heiligkeit den Ben-

venuto nicht wieder in's Gefängniß stellten, so geschähe ihm das größte Unrecht. Er ist, rief er aus, gegen sein gegebenes Wort geflohen, wehe mir! er ist davon geflohen, und hat mir doch versprochen nicht wegzufiegen. Der Papst sagte lachend: Geht nur, geht! ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben. Dann bat noch der Castellan und sagte: Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten ist, so soll er an der Linde hängen, an der sich Benvenuto herunter ließ.

Als der Castellan weg war, rief der Papst lachend den Gouverneur, und sagte: Das ist ein braver Mann, und die Sache ist wundersam genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben herunter gelassen.

Daran sagte er nun freilich die Wahrheit, denn er hatte gefangen im Castell gefessen, weil er als Abbreviator ein Breve verfälscht hatte; Papst Alexander ließ ihn lange sitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeste abschlagen lassen. Farnese wußte das alles, und ließ Peter Chlaveluzzi mit Pferden bestellen, bestach einige der Wache, so daß, am Frohnleichnamstage, indessen der Papst in Procession zog, Farnese in einem Korb an einem Seile zur Erde gelassen wurde. Damals war das Castell noch nicht mit Mauern umgeben, sondern der Thurm stand frei, und er hatte keinesweges die großen Hindernisse bei seiner Flucht, als ich, auch saß

er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug er wollte gegen den Gouverneur sich rühmen, daß er auch in seiner Jugend brav und lebhaft gewesen sey, und bemerkte nicht daß er zu gleicher Zeit seine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf sagte er zu dem Gouverneur: Gehet und sagt ihm, er soll bekennen, wer ihm geholfen hat? Es mag seyn wer es will, genug ihm ist's verziehen, das könnt ihr ihm frei versprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Bischof von Jesi geworden war, kam zu mir, und sagte: Mein Venerando! wenn schon mein Amt die Menschen erschreckt, so komme ich doch diesmal zu beruhigen, und ich habe dazu den eigensten Befehl und Auftrag vom Papste. Er hat mir gesagt, daß er auch von dort entflohen sey, und es wär ihm nicht ohne viele Helfer und Gesellen möglich gewesen. Ich schwöre dir bei dem Eid, den ich auf mir habe, denn ich bin seit zwey Tagen Bischof, daß dir der Papst vergibt, und dich freispricht, ja sogar dein Uebel bedauert. Sorge für deine Gesundheit, und nimm alles zum besten. Selbst dieses Gefängniß, in das du ohne die mindeste Schuld gekommen bist, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen; denn du wirst der Armuth entgehen und nicht nöthig haben wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dir's dann dort sauer werden zu lassen. Daher gestehe mir frei, wie die Sache zugegangen ist, und wer dir beigestanden hat; dann sey getrost und ruhig und genes.

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie sie sich ereignet hatte, und gab ihm die genauesten Merkzeichen sogar von dem Wassermanne der mich getragen hatte. Darauf sagte der Gouverneur: Wahrlich das ist zu viel für einen Mann, und keines Menschen als deiner würdig. Darauf ließ er mich die Hand ausstrecken und sagte: Sey munter und getrost, bei dieser Hand die ich berühre, du bist frei, und so lange du lebst wirst du glücklich seyn.

Da er weg war, traten viele große Edellente und Herren herein, die so lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann sehen, der so viele Wunder that. Dieser Besuch blieb lange bei mir, manche boten mir Unterstüzungen an, manche brachten mir Geschenke. In dessen war der Gouverneur zum Papste gekommen, und fing an die Geschichte zu erzählen, wie er sie von mir gehört hatte, und zufälligerweise war Herr Peter Ludwig sein Sohn gegenwärtig. Alle verwunderten sich höchlich, und der Papst sagte: Wahrhaftig, diese Begebenheit ist allzugroß. Darauf versetzte Herr Peter Ludwig: Heiligster Vater! wenn ihr ihn befreit, so wird er euch noch größere sehen lassen, denn er ist ein allzukühner Mann, ich will euch etwas andres erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen gesetzt wurde, hatte einen Wortwechsel mit einem Edelmann des Cardinals Santa Fiore, über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete so heftig und kühn, beinahe als

wenn er ihn herausfordern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Cardinal, welcher sagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käm', so wollte er ihm den Narren schon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen, gleich hielt er seine kleine Büchse parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft; seine Werkstatt ist unter den Fenstern des Cardinals, und als dieser eines Tages heraus sah, ergriff jener seine Büchse, um nach dem Cardinal zu schießen, der, weil man ihn warnte, sogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anschein haben sollte, schoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palastes in einer Oeffnung nistete, und traf sie an den Kopf, was kaum zu glauben ist. Nun thue Erw. Heiligkeit mit ihm was Ihnen beliebt, ich habe es wenigstens sagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Lust ankommen nach Erw. Heiligkeit zu schießen, da er glaubt man habe ihn unschuldig gefangen gesetzt. Es ist ein zu wildes, ein allzu sichres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwei Stiche in den Hals, in der Mitte von zehn Männern die ihn bewachten, und rettete sich sogleich, worüber jene, die doch brave und zuverlässige Leute waren, nicht wenig gescholten wurden. Der Edelmann des Cardinals Santa Fiore, der so eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papst alles, was sein Sohn gesagt hatte; der Papst schien verdrießlich und sagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieser Sache

genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir, und zeigte mir einen kleinen goldenen Ring, der von Quecksilber ganz verunreinigt war und sagte: reinige mir den Ring! und mach' geschwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelsteinen vor mir, und da mir jemand so geradezu befohl, den ich niemals weder gesprochen noch gesehen hatte, sagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug so eben nicht bei der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Darauf sagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich sey ein Esel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich sey in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber aufstieße, so wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Esel! Das hinterbrachte er dem Cardinal und mahlte ihm eine Hölle vor. Drei Tage darauf schoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palast; sie hatte dort genistet, und ich hatte einen Goldschmied, Johann Franciscus della Tacca, einen Mailänder, schon oft darnach schießen sehen, der sie nie getroffen hatte. Dießmal sah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man schon einige- mal nach ihr geschossen hatte. Franciscus und ich waren auf der Jagd mit der Büchse Nebenbuhler, und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkstatt lehnten, sagten zu mir: siehe, da droben ist die Taube, nach der Francesco so lange geschossen, und sie niemals getroffen hat; siehe nur, wie das arme Thier in Furcht

ist, kaum läßt es den Kopf sehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und sagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchse angelegt hätte, gewiß ich wollte nicht fehlen. Darauf sagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchse selbst würde ein solcher Schuß nicht gelingen; ich aber versetzte: wetten wir einen Becher Griechischen Weins von dem guten des Wirthes Palombo! wartet sie auf mich, bis ich meinen wundersamen Brocardo anlege (denn so nannte ich meine Büchse), so will ich sie auf das bißchen Kopf treffen, das sie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freier Hand ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Cardinal noch an irgend einen Menschen, vielmehr hielt ich den Cardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun sehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es einen einmal beschädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papst innerlich voll Aerger und Verdruß und bedachte was ihm sein Sohn gesagt hatte. Nun beehrte zwei Tage nachher der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen seiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papst erinnerte sich wohl, daß er gedachtem Manne das erste zu erledigende Bisthum versprochen hatte, und war auch bereit es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar

wollte er mich wieder in seine Hände haben. Darauf sagte der Cardinal: Da Ew. Heiligkeit ihm schon verziehen haben, was wird die Welt sagen? und da Sie ihn frei in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit und von mir denken? Darauf antwortete der Papst: Ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke was er will. Der gute Cardinal versetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papst, der sich doch einigermaßen seines schändlich gebrochenen Wortes schämte: Ich werde den Benvenuto holen lassen und zu meiner kleinen Satisfaction soll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig genesen mag; ich will nicht verbieten daß ihn alle seine Freunde besuchen können, und für seinen Unterhalt sorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe sind.

Der Cardinal kam nach Hause, und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, sogleich sagen, der Papst wolle mich wieder in seine Hände haben, ich sollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jederman besuchen könnte, so wie bisher in seinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal sagen, daß er mich dem Papst doch ja nicht ausliefern sollte. Wenn er mich gewähren ließe, so wollte ich mich, in eine Matratze gewickelt,

außerhalb Rom an einen sichern Ort bringen lassen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papstes gerieth, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, so glaube ich er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papst schickte geschwind nach mir und ließ mich, wie er gesagt hatte, in eines der untersten Zimmer seines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir sagen, ich sollte nichts von den Speisen essen die mir der Papst schicke, er wolle mir Essen senden. Was er gethan habe, sey aus Nothwendigkeit geschehen, ich solle gutes Muths seyn, er wolle mir schon beistehen und mich befreien helfen.

Während dieses Aufenthalts hatte ich täglich Besuch, und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papst kam das Essen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir schickte, und so ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen Griechischen Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, derselbe war sehr munter, focht besser als irgend ein anderer in Rom, dabei war er kleimüthig, äußerst treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papst von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil gesprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und sagte zu ihm: Lieber Bruder, sie wollen mich umbringen, und es wird Zeit,

daß ich mich rette; sie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deswegen solche besondere Gunst, daß alles nur lauter Verrätherey ist. Der gute Jüngling sagte zu mir: Mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papst habe dir eine Stelle von fünfshundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein solches Glück. Ich aber hat ihn mit den Armen auf der Brust, er möchte mir forthelfen, ich wisse wohl, daß ein Papst mir viel Gutes thun könne, es sey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieser, insofern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böse zufügen werde. So beschwor ich meinen Freund, er solle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, so würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben schuldig sey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling sagte weinend zu mir: Lieber Bruder, du willst dein eigenes Verderben, und doch kann ich dir das was du befehlst, nicht versagen; zeige mir die Art und Weise, und ich will alles verrichten, ob schon wider meinen Willen.

So waren wir entschlossen. Ich hatte ihm die Art gesagt und alles bestellt, so daß es leicht hätte gehen müssen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun in's Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da sagte er, um meines eignen Heils willen wolle er ungehorsam seyn, er wisse wohl, was er von Leuten gehört habe, die

immer um den Papst seyen, und denen mein wahres Verhältniß bekannt sey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchst verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter diesem Zwist war der ganze Tag vergangen, es war Frohleichnam 1539, und man brachte mir aus der Küche des Papstes reichliches Essen, nicht weniger gute Speisen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verschiedene Freunde und ich bat sie zu Tische, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach ein Uhr hinweg, zwei meiner Diener brachten mich zu Bette und legten sich darauf in's Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr so schwarz, von der göttigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreymal, er solle ihn hervorholen, denn das Thier heulte erschrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er sich auf sie und biß um sich, meine Leute fürchteten sich, sie glaubten der Hund sey toll, weil er beständig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht; wie die Stunde schlug, trat der Bargell mit vielen Gehülften in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über sie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe und jagte ihnen solche Furcht ein, daß sie ihn auch für wüthend hielten. Deswegen sagte der Bargell, als ein

erfahrender Mann: Das ist die Art der guten Hunde, daß sie das Uebel das ihren Herrn bevorsteht, rathen und voraussagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf diesen Tragsessel, und bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich schon sagte, am Frohleichnamstage, ungefähr um Mitternacht. So trugen sie mich verdeckt und verstopft, und viere gingen voraus, die wenigen Menschen die noch auf der Straße waren, bei Seite zu weisen. Sie trugen mich nach Torre di Nona, und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine schlechte Matratze und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schicksal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was hast du diesen Leuten gethan? Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen solchen Ort gebracht hatte, theils weil der Mensch solche Worte wiederholte.

Einen Theil dieser Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Ursache Gott mir eine solche Buße auflege? und da ich sie nicht finden konnte, war ich äußerst unruhig. Indessen bemühte sich die Wache, mich so gut sie wußte zu trösten und zu stärken, ich aber beschwor sie um Gottes Willen, sie sollte schweigen und nichts zu mir sprechen, denn ich würde selbst am besten einen Entschluß zu fassen wissen, und sie versprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes

Herz zu Gott, und bat ihn inbrünstig, er möge mir beistehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schicksal zu beklagen. Meine Flucht sey eine unschuldige Handlung nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkennen. Habe ich auch Todtschläge begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Gesetze, verziehen, und was ich auch gethan habe, sey zur Vertheidigung des Leibes geschehen, den mir seine göttliche Majestät geliehen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdiene, vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen beſigne, die auf der Straße von einem Ziegel todtgeschlagen werden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht daß sie sich etwa verbanden um uns Gutes oder Böses zu erzeugen, sondern weil sie durch ihr Zusammentreffen solches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt war, die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer solchen göttlichen Gnade nicht werth sey, so würden jene astralischen Einflüsse wohl ihre Bödsartigkeit an mir beweisen. Nachdem ich das so ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und schlief sogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und

sagte: Unglücklicher guter Mann, es ist nicht mehr Zeit zu schlafen, denn es ist Einer gekommen, der dir eine böse Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: Je geschwinder ich aus diesem irdischen Gefängniß befreiet werde, desto angenehmer ist es mir, besonders da ich sicher bin, daß meine Seele gerettet ist, und daß ich widerrechtlich sterbe. Christus, unser herrlicher und göttlicher Erlöser, gesellt mich zu seinen Schülern und Freunden, die auch unschuldig, den Tod erduldeten, und ich habe deswegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf sagte die Wache: Er bedauert dich gar zu sehr und weint. Darauf nannte ich ihn bei'm Namen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und sagte zu ihm: Kommt näher, mein Herr Benedetto; denn ich bin gegenwärtig sehr gut gefaßt und entschlossen. Es ist mir rühmlicher, daß ich unschuldig sterbe, als wenn ich schuldig umkam'. Tretet herbei, ich bitte euch, und gebt mir einen Priester, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich schon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unsrer heiligen Mutter der Kirche erfüllen, der ich von Herzen das abscheuliche Unrecht, das sie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich diese Worte gesprochen, entfernte sich der

gute Mann und sagte zur Wache: sie sollte die Thür verschließen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war und sagte, indem er vor die Thüren trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade den Papst bitten zu lassen, daß er einen andern schicke das Urtheil an Benvenuto zu vollstrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entsage. Und so ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Gesicht und sagte: Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte diesem Manne sehr wohl wegen seiner Kunst und seiner Tugenden und sah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bei sich behalten. Und so ging sie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronyma hieß, ging sogleich zum Papste, warf sich, in Gegenwart vieler Cardinale, ihm zu Füßen, und sagte so große Dinge, daß der Papst sich schämen mußte. Er versetzte darauf: Euch zu Liebe mag es hingehen! Auch sind wir niemals übel gegen ihn gesinnt gewesen. So äußerte sich der Papst, weil so viel Cardinale die Worte dieser kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den schlimmsten Umständen. Das Herz schlug mir in Einem fort, und auch diejenigen,

die den bösen Auftrag verrichten sollten, waren mißbeglücklich. Es ward immer später und endlich Tischzeit, da ging jeder seiner Wege, und mir brachte man auch zu essen. Darüber verwunderte ich mich und sagte: Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der schlimme Einfluß der himmlischen Gestirne, und ich bitte Gott, daß er, nach seinem Gefallen, mich von diesem Unheil errette. Nun fing ich an zu essen, und wie ich mich vorher in mein großes Uebel gegeben hatte, schöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich speiste mit viel Appetit, und sah und hörte nichts weiter, bis in der ersten Stunde der Nacht, da kam der Bargell, mit mehrern seiner Leute, setzte mich wieder in den Sessel, worauf sie mich Abends vorher an diesen Ort getragen hatten, und sagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich sollte ruhig seyn; und den Häschern befahl er, sie sollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß stoßen. So trugen sie mich in's Castell wieder zurück, und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof ist, hielten sie still.

Dreizehntes Capitel.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wunderbare Vision, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Castellans erweicht wird. — Der Castellan stirbt. — Durante versucht den Cellini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ sich der Castellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an diesen Ort tragen und sagte: Nicht wahr: ich habe dich wieder? Ja, versetzte ich, aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? und wäre ich nicht unter päpstlicher Treue, um ein Bisthum, zwischen einem Venezanischen Cardinal und einem Römer Farnese, verhandelt worden, welche beide den heiligen Gesetzen sehr das Gesicht zerkratzt haben, so hättest du mich nicht wieder erwischen sollen. Weil sie sich aber so schlecht betragen haben, so thue nun auch das schlimmste was du kannst; denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu schreien und rief: Wehe mir! dem ist Leben und Sterben einerlei, und er ist noch kühner, als da er gesund war. Bringt

ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er ist Ursache an meinem Tode.

Man trug mich unter den Garten, in ein dunkles Behältniß das sehr feucht war, voll Tarantel und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matraze von Berg auf die Erde, gab mir diesen Abend nichts zu essen, und verschloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu essen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Lesen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten sie es dem Castellan, welcher gefragt hatte, was ich denn sagte. Den andern Morgen reichten sie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber sie sagten mir: daraus würde nichts werden, ich hätte an diesen schon zu viel. So lebte ich, elend genug, auf der ganz verfaulten Matraze, denn in drey Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen, und wenn ich um einer Nothdurft willen aus dem Bette mußte, so hatte ich mit großer Noth auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerschein durch ein kleines Loch in die unglücklichste Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich lesen, übrigenß war ich Tag und Nacht in der Finsterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unsere menschliche Gebrechlichkeit. Ja es schien mir gewiß, daß ich in wenigen

Tagen mein unglückliches Leben auf diese Weise endigen würde. Ich tröstete mich so gut, ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es gewesen wäre, dieses Leben durch den schmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur sich an dieses Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal so weit gekommen war, faßte ich Muth das unglaubliche Elend so lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an, und so fuhr ich täglich mit Lesen und frommen Betrachtungen fort, und ich war so verliebt darein, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte gestellt und wie eine Falle unterstüzt, und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich todt geblieben wär'. Als ich nun das Gestelle zurechte gemacht hatte, und eben um loszudrücken die Hand hineinsteckte, ward ich von einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrock, daß ich für todt liegen blieb.

Dieser Zustand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da sie mir das Essen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen seyn, ehe ich sie bemerkte, denn zuletzt als ich zu mir kam, hörte ich den Capitán Sandrino Monaldi, der im Hereintreten sagte: Welches Ende haben so seltne Tugenden genommen! Als ich diese Worte vernahm, schlug ich die Augen auf und sah die Priester in ihren Chorhemden, welche ausriefen: Ihr habt ja gesagt, daß er todt sey. Darauf antwortete Bozza: Für todt habe ich ihn gefunden, und so sagte ich's auch. Schnell huben sie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul, und wie Rudeln geworden war, warfen sie vor die Thür und erzählten den Vorfall dem Castellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte was wohl gewesen seyn könnte, das mich von meinem Vorsatz abgehalten hatte, so konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft sey, die sich meiner annahm. Die Nacht darauf erschien mir eine wundersame Gestalt im Traume; es war der schönste Jüngling, er sagte mir mit zorniger Stimme: Weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wolltest? Mir schien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur schuldig sey. Nun, versetzte er, du verachtest seine Werke, indem du sie zerstören willst? Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf seine Macht. Er fügte noch

viele der herrlichsten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsgestalt mir die Wahrheit gesagt habe. Ich sah mich im Gefängniß um, und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art Teig daraus, alsdann kroch ich an die Thür und arbeitete mit den Zähnen so lange, bis ich einen Splitter abloste, und erwartete die Stunde da mir das Licht in's Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, so gut ich konnte, auf weiße Blätter die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten; sie antworteten meinem Körper daß sie so viel dulden mußten, und der Körper gab ihnen Hoffnung besserer Lage, und so brachte ich ein Gespräch in Versen zu Stande.

Nachdem ich mich also selbst gestärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu lesen und hatte meine Augen so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr statt anderthalb Stunden schon drey lesen konnte. Ich betrachtete mit Erstaunen die Gewalt des göttlichen Einflusses auf diese einfältigen Menschen, die mit so großer Inbrunst glaubten daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was sie sich nur ausgedacht hatten, und so versprach ich mir auch die Hülfe Gottes, sowohl weil er so erhaben und gnädig als auch weil ich so unschuldig sey. Beständig, bald mit Gebet, bald mit

Gespräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein so großes Vergnügen bei diesen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdrusses erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen und viele andre meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchsen, das größte Uebel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß sie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß sie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verursachten, auch fingen mir die Zähne an im Munde abzusterven, und weil sie sich an den gesunden stießen, so wurden sie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfassungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich sie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und so hatte ich leider viele verloren. Indessen schickte ich mich auch in diese neuen Uebel, bald sang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängnisses an, und erzählte in demselben alle die Vorfälle die mir begegnet waren.

Der gute Castellan schickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten July, mit mir selbst ergötzt und mich des großen Festes erinnert das man in Rom am ersten August feyert; ich sagte zu mir: Alle vergangenen Jahre habe ich dieses angenehme Fest mit der vergänglichlichen Welt gefeyert, diesmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen

gen. O, wie viel erfreulicher ist dieses, als jenes. Die Abgeschiedten des Castellans hörten diese Worte und sagten ihm alles wieder. Dieser versetzte mit unglaublichem Verdrusse: Bei Gott, soll dieser, der in so großem Elend lebt, noch triumphiren, indessen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre, und bloß um seinetwillen sterbe? Gehet geschwind und werft ihn in die unterste Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ, vielleicht wird sich ihm alsdann in diesem elenden Zustande der Muthwill' aus dem Kopf verlieren.

Sogleich kam Capitän Sandrino Monaldi, mit ungefähr zwanzig Dienern des Castellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knien, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Christus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, daß ich in meinem Herker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen, und so oft geträumt hatte die Engel kämen mich zu heilen, so war ich zuletzt ganz gesund geworden, als wenn ich niemals beschädigt gewesen wär'. Nun kamen so viele Bewaffnete zu mir und schienen sich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf sagte der Capitän: Du hörst doch, daß wir Leute genug sind, und mit großem Geräusch zu dir kommen; und du wendest dich nicht zu uns.

Als ich diese Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das schlimmste was mir begegnen konnte, und indem ich mich sogleich mit dem Uebel bekannt machte, und mich dagegen stärkte, sagte ich zu ihm: Zu diesem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeister, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angeht. Was gut an mir ist, seyd ihr nicht werth zu sehen, deswegen macht nun mit dem, was euer ist, alles was ihr könnt.

Der Capitän, der nicht wußte was ich thun wollte, schien furchtsam und sagte zu vier der stärksten unter allen: Legt eure Waffen ab! Als sie es gethan hatten, rief er: Schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wär, so sollten wir uns so sehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn fest, daß er euch nicht entwische. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was schlimmeres, als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Christus auf und sagte: Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unsere Schulden bezahlt hast, warum soll meine Unschuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? doch dein Wille geschehe!

Indessen trugen sie mich fort, beim Scheine der Fackel, und ich glaubte sie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo stürzen; so heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verschlungen hat, denn sie fallen in

den Grund des Castells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil sie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinschleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verließen sie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da sang ich ein de Profundis, ein Miserere, ein ih te Domine, und feyerte den ganzen ersten August mit Gott, und mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweyten Tag zogen sie mich aus diesem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich diese wieder sah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor süßer Freude. Nun wollte der Castellan alle Tage wissen, was ich mache, und was ich zu sagen hätte. Der Papst hatte den ganzen Vorgang vernommen; nicht weniger daß die Aerzte dem Castellan schon den Tod verkündigt hätten. Darauf sagte er: Ehe mein Castellan stirbt, soll er auch den Benvenuto, der Schuld an seinem Tode ist, nach seiner Art aus der Welt schaffen. Als der Castellan diese Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, sagte er zu diesem: So will also der Papst, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen soll? Er schenkt mir ihn? Gut, er soll nur ruhig seyn und mich gewähren lassen.

So schlimm nun die Gefinnungen des Papstes gegen mich waren, so übel dachte auch der Castellan in diesem

Augenblicke gegen mich, und sogleich kam das Unsichtbare, das mich vom Selbstmord abgehalten hatte, wieder unsichtbar zu mir, ließ sich aber mit lauter Stimme vernehmen, stieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und sagte sodann: Wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und schreie heftig zu ihm. Ich erschrak, warf mich auf die Knie, und sagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Psalm: qui habitat in auditorio. Darauf sprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal sagte eine helle und deutliche Stimme: Ruhe nunmehr und fürchte dich nicht. Dieser Vorfall aber deutete darauf, daß der Castellan, der den abscheulichsten Auftrag wegen meines Todes schon gegeben hatte, augenblicklich seinen Entschluß wieder veränderte und ausrief: Ist das nicht Benvenuto, den ich so sehr vertheidigt habe, von dem ich so gewiß weiß, daß er unschuldig ist, und dem alles dieses Uebel widerrechtlich begegnet? Wie soll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe die auch mich äußerst beleidigen? Warum soll ich einen guten und unschuldigen Mann verlegen, der mir Dienst und Ehre erwiesen hat? Nein! anstatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freiheit verschaffen, und in meinem Testamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen seines hiesigen Aufenthaltes abfordern soll, denn er hätte sonst eine große Zechen zu bezahlen. Das vernahm der Papst und war darüber sehr ungehalten.

Ich indessen setzte meine gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei dem befinde, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne sehen könnte, das sey das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Jammer mein Freund und Gesell geworden, und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Castellans, er solle mich nach seiner Drohung an den Mauerzacken hängen lassen, von dem ich mich heruntergelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen, und mich in Besorgniß für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie gesagt, alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, daß nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief, und immer sagte: O wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte dich bei deiner Geburt, bei deinem Tod am Kreuze, bei deiner herrlichen Auferstehung, daß du mich werth achtest die

Sonne wieder zu sehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume. Aber solltest du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wieder sähe, so verspreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu besuchen. Diesen Vorsatz faßte ich, und that unter großen Gebeten dieses Gelübde am zweyten October 1539.

Den andern Morgen war ich, bei Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnen = Aufgang, von meinem unglückseligen Lager aufgestanden, und hatte ein schlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich stand und betete andächtiger als sonst, und sagte zu Christo: er möchte mir wenigstens durch göttliche Eingebung wissen lassen, für welche Sünde ich so schwer zu büßen hätte? denn da seine göttliche Majestät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu sehen, so bät ich ihn bei aller seiner Kraft und Macht, daß er mir wenigstens die Ursache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als der Unsichtbare nach Art eines Windes mich ergriff, und mich in ein Zimmer führte, wo er sich mir sichtbar in menschlicher Gestalt darstellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wunderbarer und schöner Bildung, aber ernst, nicht wollüstig. Er deutete mir auf die vielen Menschen in dem Saal, und sagte: Du siehst hier, die bisher geboren und gestorben sind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe; er sagte: Komm nur mit mir, und du wirst es bald sehen. Ich hatte

in der Hand einen Dolch, und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen die zu unendlichen Tausenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thür hinaus, und ich hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter sich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwaffnet, ich hatte ein weißes Hemd an, nichts auf dem Haupte, und stand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf diese Weise fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhob, sah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne schien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude stünde. Da sagte ich: O! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich so hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne selbst sehen kann? Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und sagte mir: Steige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein wenig und stieg einige Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; so eilte ich auf gedachte Art immer höher zu steigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu schließen, aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, sah unverwandt nach ihr und sagte: O meine Sonne! nach der ich so

lange mich gesehnt habe, ich will nun nichts weiter sehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen sollten, und so blieb ich mit festem Blick stehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen sich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz rein und klar blieb. Ich betrachtete die besondere Gnade, welche Gott mir diesen Morgen erzeugte, und sagte mit starker Stimme: Wie wunderbar ist deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer ist deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir schien die Sonne, ohne ihre Strahlen, vollkommen wie ein Bad des reinsten Goldes. Indessen ich diesen merkwürdigen Gegenstand betrachtete, sah ich daß die Mitte des Kreises sich aufblähte und in die Höhe strebte; auf einmal erzeugte sich ein Christus am Kreuz aus derselben Materie, woraus die Sonne war, so schön und gefällig gebildet und von dem gütigsten Anblick, so daß der menschliche Geist ihn nicht den tausendsten Theil so schön hätte ersinnen können. Indessen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machst du mich würdig diesen Morgen zu sehen? Indessen ich nun so betrachtete und sprach, bewegte sich Christus nach der Gegend wo sich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an sich aufzublähen. Diese Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte sich schnell in die Gestalt der schönsten heiligen

Jungfrau. Sie saß erhaben ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. An beiden Seiten standen zwey Engel, von solcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte, und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieses sah ich klar und wirklich, und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge, etwas über den achten Theil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin, und in der Gnade Gottes stehe, und ihr andern Absewichter werdet unglücklich und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß! am Allerheiligen Tage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November, Nachts um Viere, werdet ihr gendthigt seyn, mich aus diesem finstern Kerker zu befreien. Weniger werdet ihr nicht thun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt stand, und mir den Rücken wies, war Sanct Peter selbst, der für mich sprach,

und sich schämte, daß man in seinem Hause Christen so schändlich begegne. Sägt es nur wem ihr wollt! Niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; sagt nur eurem Herrn, er soll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann die ich gesehen habe. Wahrlich ich will es thun!

Der Castellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten, war doch wieder ganz zu sich gekommen, und die Launen seiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlassen. Da er nun allein für seine Seele besorgt war, machte ihm sein Gewissen Vorwürfe, und er überzeuete sich daß man mir, sowohl vorher als bis auf diesen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deswegen den Papst von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papst als einer der nichts glaubte, weder an Gott noch an sonst was, ließ ihm antworten: ich sey toll geworden, und er solle nur, so gut er könne für seine Gesundheit sorgen. Als der Castellan diese Antwort hörte, ließ er mich trösten, schickte mir Schreibzeug, Wachs und Bostirstäbchen, mit vielen freundlichen Worten, die mir einer seiner Diener hinterbrachte der mir wohl wollte. Dieser war ganz das Gegentheil von den andern sieben Schelmen, die mich gerne todt gesehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten, und schrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Castellan richtete:

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen
 Welch Wunder diese Tage Gott mir schickte,
 Welch herrliches Gesicht mich hoch entzückte,
 Wünsch' ich die Kraft ein himmlisch Lied zu singen.

O! möchte nur zum heiligen Vater bringen,
 Wie mich die Macht der Gottheit selbst beglückte,
 Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
 Er würde meine große Noth bezwingen,

Die Thore sprängen auf, ich könnte gehen,
 Und Haß und Wuth entsäßen, die grimmig wilden,
 Sie thünten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach! laß mich nur das Licht des Tages sehen.
 Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
 Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen, ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bössartigen Leute bemerken konnten, dem Castellan überbrachte, der mich gern losgelassen hätte, denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, sey die eigentliche Ursache seines Todes. Er las das Sonett mehr als einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und sogleich befahl er seinem Secretär, es dem Papste zu bringen, es in seine eignen Hände zu geben, und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

Hierauf schickte mir der Castellan Licht für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen konnte, und so fing ich an das Ungemach

meines Lebens zu verbessern, das auf das höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett, und ließ dem Castellan sagen: er werde bald etwas thun, das ihm angenehm seyn würde. Und gewiß der Papst hätte mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht um Herrn Peter Ludwigs willen, selbst gegen die Neigung des Vaters, müssen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und boscirt; indessen nahte sich der Tod des Castellans, und er schickte mir, am Allerheiligen Tage, des Morgens, durch Peter Ugolino seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich: Das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit! Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: Daran denke nur nicht, Benvenuto! Darauf versetzte ich: Trage deine Juwelen weg, denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet ihr mich abholen, das soll und muß geschehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweyer Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwey Knaben, die mich unterstützen sollten, und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im

Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Castellan, der mich in Freiheit glaubte, seinem großen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben. An seine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, sein Bruder, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich gehen lassen. Dieser Herr Antonio, so viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste mich in diesem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia hatte sich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beizubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestoßene Diamanten unter die Speise mischen, was an und für sich keine Art von Gift ist, aber wegen seiner unschätzbaren Härte die allerschärfsten Ecken behält, und nicht etwa, wie die andern Steine, wenn man sie stößt, gewissermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speisen so scharf und spizig in den Körper, so hängt er sich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man stirbt daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen oder

Glas keine Gewalt hat sich anzuhängen, und mit dem Essen fortgeht.

Wie gesagt gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache, die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Lione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Lione sehr arm war, und der Diamant doch manche zehen Scudi werth seyn mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestoßenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittag an alle Essen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich speiste mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefastet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Salat in der Schüssel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie an's helle Fenster; ich erinnerte mich, indem ich sie betrachtete, wie außerordentlich die Speisen geknirscht hatten, und, so viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sey gestoßener Diamant. Ich hielt mich nun entschieden für ein Kind des Todes, und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete, und da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen so leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es so be-

stimmt

stimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loos, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit gesegnet hatte, wendete ich mich mit meinem Gedanken zu dem bessern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in diesen Gedanken rief ich einige sehr feine Adruer zwischen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer stirbt, so regten sich auch bei mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Adruen auf eine eiserne Fensterstange und drückte stark mit dem flachen Messer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein sich zerriß, und als ich recht genau darauf sah, fand ich auch daß es sich also verhielt, und sogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindschaft des Herrn Durante sollte mir nicht schaden; es war ein schlechter Stein, der mir nicht das geringste Leid zufügen konnte, und wie ich vorher entschlossen war ruhig zu seyn und auf diese Weise in Frieden zu sterben, so machte ich nun auf's neue meine Plane, und überlegte, was zu thun sey. Aber ich hatte von allen Dingen Gott zu loben und die Armut zu segnen, die, wie sie öfters den Menschen den Tod bringt, nun die Ursache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch seyn mochte, hatte seinen Endzweck nicht erreicht. Lione hatte den Stein nicht gestoßen, sondern ihn aus Armuth

für sich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Beryll von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein sey, thue er dieselbigen Dienste.

Zu der Zeit war der Bischof von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo Monsignor de Rossi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Castell; ich rief ihm mit lauter Stimme und sagte, daß die Scholmen mich umzubringen, mir einen gestoßenen Diamanten unter das Essen gemischt hätten. Ich ließ ihn durch einen seiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen, und sagte ihm nicht daß ich es für keinen gestoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Castellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eins von seinen Broten geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu essen was von ihnen käme, und er versprach mir, von seinem Essen zu schicken. Dieser Bischof war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Castellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den gestoßenen Stein sehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anschlag käm' vom Papste, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speisen, welche mir der Bi-

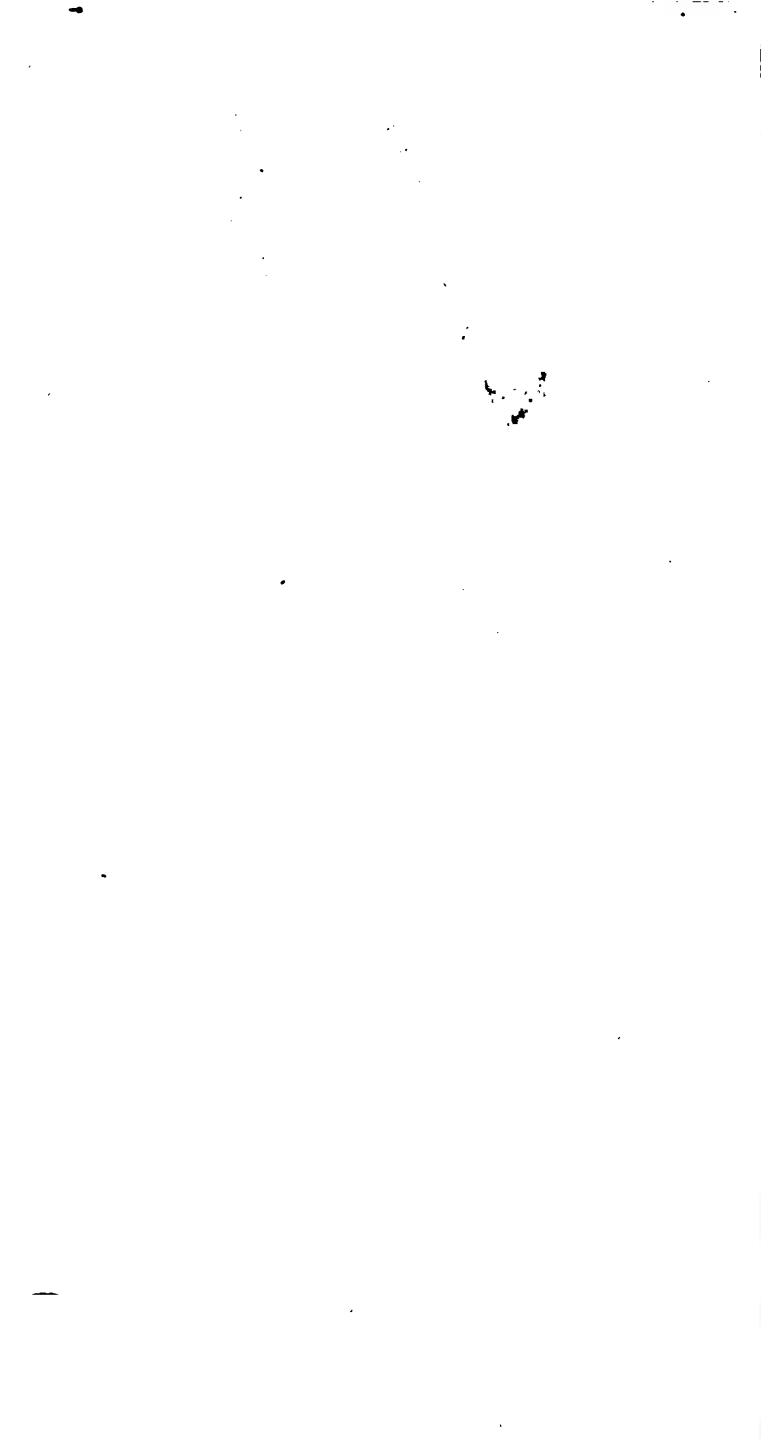
schof sandte, schrieb beständig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und setzte täglich Punct vor Punct die Begebenheiten hinzu, die sich zutrug. Inzwischen schickte mir der Castellan mein Essen, durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieser, mein größter Feind, hatte mir eben den gestoßenen Diamant gebracht, und ich sagte ihm daß ich nicht eher von seinen Speisemessen würde, ehe er sie mir credenzt hätte. Er sagte darauf: das geschähe wohl dem Papste! Ich versetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden seyen, einem Papst zu credenzen, so sey er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, schuldig, einem Florentiner Meinesgleichen aufzuwarten. Darüber sagte er mir harte Worte und ich erwiderte sie. Nun schämte sich Herr Antonio einigermassen über das was vorgegangen war, und weil er Lust hatte mich alle Kosten zahlen zu lassen, die mir von dem guten verstorbenen Castellan schon geschenkt waren, wählte er unter seinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und schickte mir das Essen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch sagte er mir alle Tage, daß der Papst beständig vom Herrn von Morluc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unablässig zurückverlangte, wobei der Papst wenig Lust zeige mich heraus zu geben, ja daß sogar Cardinal Farnese, sonst mein so großer Freund und Patron, sollte gesagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich

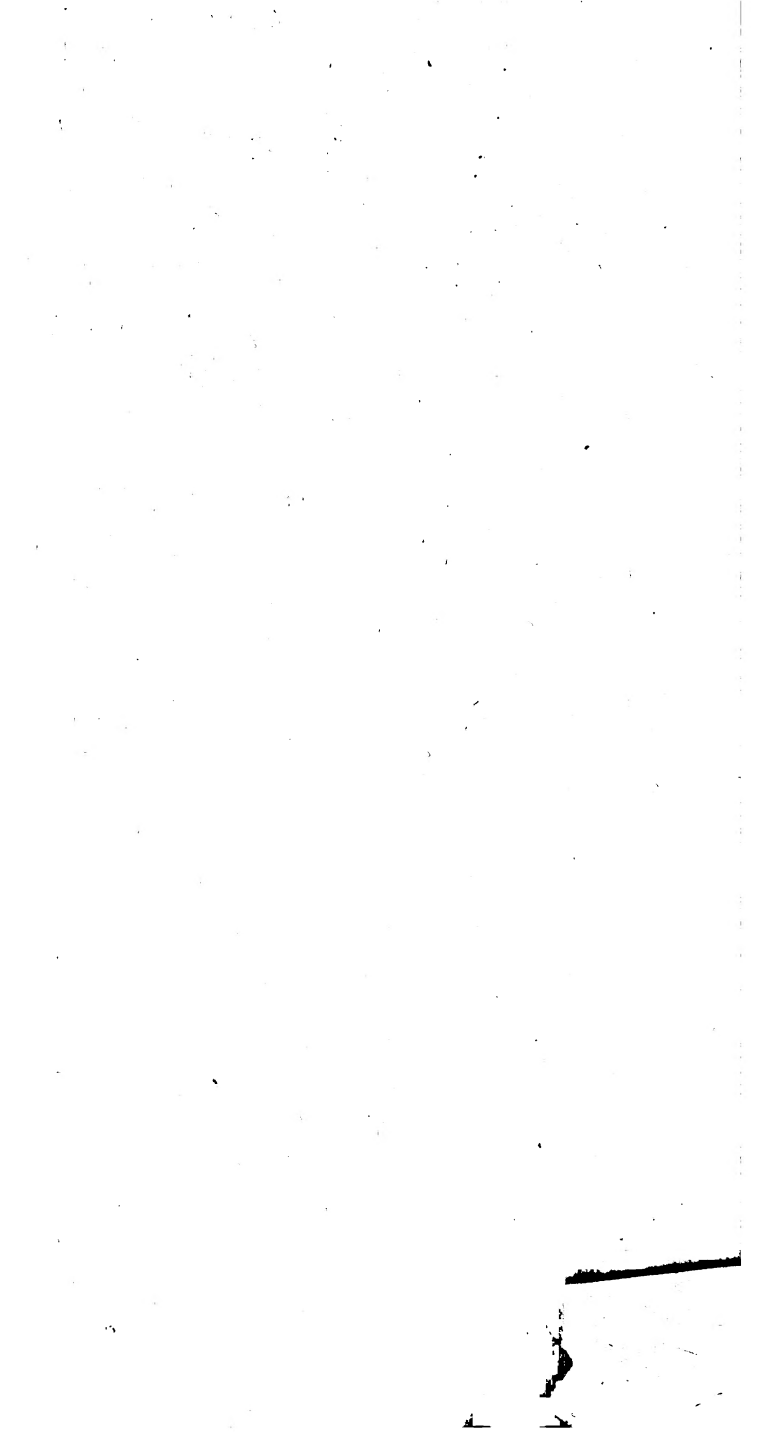
gedulden müssen. Worauf ich versetzte: und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frei werden. Der gute Mensch hat mich ich möchte still seyn, daß niemand so etwas hörte, denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im stillen erhalten und mich damit stärken. Ich antwortete ihm darauf: Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bössartigen Ungerechtigkeit.



11-6

11-5





This book is under no circumstances to be taken from the Building

[illegible]



